Moderne Deutsche Lyrik

B4795m

Moderne Deutsche Lyrik.

Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben

von

Hans Benzmann.

Zweite gänzlich veränderte Auflage.

10693
27/12/10

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Inhalt.

Seite

Vorwort zur ersten Auflage 13
Vorwort zur zweiten Auflage 15
Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik 17

Seite

Adler, Friedrich.
Am Wasserfall 77
Beethoven 78
Dämmerstunde 80

Arent, Wilhelm.
Begegnung 81
Mondnacht 82

Avenarius, Ferdinand.
Vorfrühling 82
Hirschröhren 82
Jugenden und Alter . . . 83
Nacht war's 84

Barsch, Paul.
Mittag 85
Hunger 85

Bartels, Adolf.
In der Fremde 87
Abendstimmung 87

Baum, Peter.
Geheimnis 88
Der Greis 88

Benzmann, Hans.
Parzifal 89
Hans, der Schuster . . . 90
Mädchenträume 90
In dämmerdunklen Wegen . 91
In gelben Ähren 91
Die Hochzeit zu Kana . . . 92
Reiter im Herbst 93
Stille Fahrt 93
Auf meines Kindes Hand . 94
Abendsegen 95

Seite

Bernus, Alexander Freiherr von.
Der dunkle Raub . . . 96
Der Maulwurf 96

Bethge, Hans.
Frühlingsabend 97
Heimwehlied 97
Prolog 98
Trübe Zeit 98
Bei Saragossa 98
Ritt durchs Leben . . . 99

Bewer, Max.
Heilige Nacht 100
Mutter unser 100
Vater Tod 100
Der Gottesträumer . . . 101

Bienenstein, Karl.
Feldbank 102
Zügenglöcklein 102
Zu spät 103
Zwei Flammen 103

Bierbaum, Otto Julius.
Jeanette 104
Traum durch die Dämmerung 104
Der flötende Faun . . . 104
Die schwarze Laute . . . 105
Wenn wir alt sein werden 106
Banger Abend 107
Maestro Tod 107
Die heiligen drei Könige des Elends 109

	Seite
Bleibtreu, Karl.	
Aus „Sirenenlieder"	110
Kosmische Lieder	111
Bodman, Emanuel von.	
Erde	113
Gläser	114
Am Klavier	115
Der kleine Jesus	115
Die Straße	116
Bondy, Josef Adolf.	
Prag	116
Der Vater	117
Tot	118
Heimkehr	118
Bulcke, Karl.	
Es ist eine alte Stadt	119
Nacht auf dem Felde	119
Du	120
Busse, Carl.	
Nächte	120
Sommervormittag	121
Wilde Liebe	121
In der Vollmondnacht	122
Herbstbeginn	122
Über den Bergen	122
Stimme der Sehnsucht	122
Hochzeit	123
Goldhaar der junge	124
Das stille Königreich	124
Schöne Nacht	125
Busse-Palma, Georg.	
Landstreicher	125
Des Lebens Bücher	126
Der Wind, mein Bote	127
Am Mittag	128
Collin-Schönfeld, Ernst.	
Kain	129
Conrad, Michael Georg.	
Der Säemann	131
Conradi, Hermann.	
Pygmäen	133
Das verlorene Paradies	134
Tiefste Qual	135
Fragment	135
Gewißheit	136
Dauthendey, Maximilian.	
Aus „Reliquien"	136
Aus dem Buche „Die ewige Hochzeit"	137
Aus „Der brennende Kalender"	138
David, Jakob Julius.	
Am Wege	139
Turm der Schrecken	140
Lethe	141
Dehmel, Richard.	
Mein Trinklied	141
Hieroglyphe	142
Venus Primitiva	143
Helle Nacht	144
Beichtgang	144
Drückende Luft	145
Venus Regina	146
Die Harfe	151
Manche Nacht	152
Die stille Stadt	153
Der Arbeitsmann	153
Lied an meinen Sohn	154
Aus „Zwei Menschen"	155
Diesener, Helene.	
Die trippelnden Füße	160
Weltab	161
Doehler, Gottfried.	
Neujahr im Hochwald	161
Dörmann, Felix.	
Interieur	162
Interieur	163
Was ich liebe	163
Dolorosa.	
Le Jardin des Supplices	164
Asrael	165
Donath, Adolph.	
Der Prophet	166
Dransfeld, Hedwig.	
Arbeit	168
In der Fabrik	169
Feierabend	170
Kirchhofsommer	172

Seite

Dreesen, Willrath.
Der neue Polder . . . 173

Eichert, Franz.
Zeitsonette 174
Ich bin mein Lied . . . 175
Ruhe im Grünen . . . 175

Engelhard, Karl.
Das Meer 176
Unsere Stunde 176

Engels, Alexander.
Geigender Mönch . . . 177

Ernst, Otto.
Der Erbe 178
Ein Freudentag 179
Lütt Jan 180
Hymnus an die Bäume . 181

Eßwein, Hermann.
Meditation 183
Das Lied des Fischers . 184

Evers, Franz.
Feldweg 185
Heide im Herbst 185
Der Priester 186
Die Dichter 188
Osterabend 189
Blasser Tag 190
Reifende Sinne 190

Faktor, Emil.
Schmerz 191
Akazien 192

Falckenberg, Otto.
Erlösung 192

Falke, Gustav.
Der Dichter 194
Auf einem andern Stern . 194
Himmelfahrt 196
Aus dem Takt 196
Die feinen Ohren . . . 197
Ein Unterschied 198
Unheimliche Stunde . . 198
Ein Harfenklang 199
Mein Herz 199
Nachtwandler 200

Seite

Nach Jahren 201
Erwacht 202
Märchen 202
Fromm 202
Vor Schlafengehen . . . 203
Der Alte 203

Finckh, Ludwig.
Aus „Fraue, du Süße" . 204
Liselore 204
Bettler 205

Fitger, Arthur.
Johann Sebastian Bach . 206
Abendsegen 208
Die eiserne Maske . . . 209
Werwolf 210
Glück und Glas 211
Elegie 211

Flaischlen, Cäsar.
Sonnenkraft 213
Tagebuchblätter 213

Flaskamp, Christoph.
Nachhall 215
Abends 216

Forbes-Mosse, Irene.
Ohne Ruhe 217
Gitarren in der Nacht . 217
Der verschlossene Garten . 218
Marianna 219
Die Flucht 221

Frommel, Otto.
Sommervögel 222
Die Regenfrau 223

Fulda, Ludwig.
Stromab 224
Nachtbild 224

Gaudy, Alice Freiin von.
Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball (1792) 225
Die Glocke von Dunbar . 226

Geiger, Albert.
Lied der Knospen . . . 229
Zwei Marienbilder . . . 229
Die Kranke 231

	Seite
Ginzkey, Franz Karl.	
Das Grab	231
Stille Kirche	232
Seliges Ende	232
Grazie, Maria Eugenie delle.	
Aus einem Zyklus „Zigeunermusik"	233
Capella Sistina	234
Mondnacht	235
Kindheit	236
Greif, Martin.	
Morgengang	237
Der Wanderer und der Bach	237
Vor der Ernte	238
Sunnwendnacht	238
Liebesnacht	239
Die wilden Frauen vom Untersberg	239
Der Geworbene	240
Erhellte Ferne	240
Novemberstimmung	241
Greiner, Leo.	
Einsame Nacht	241
Der Wald	242
Grisebach, Eduard.	
Aus „Der neue Tanhäuser"	243
Grotowsky, Paul.	
Gebet der Ähre	246
Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von.	
Gottfuchers Frühlingslied	246
Abendlied des Türmers	247
Gumppenberg, Hanns von.	
Die Armen	248
Diogenes	249
Haebe, Hans.	
Sardanapalus	251
Hango, Hermann.	
Nachtschwalbe	252
In Abendglut	252
Hanstein, Adalbert von.	
Der Musikant	253
Hart, Heinrich.	
Gott	255
Abendgang zur Geliebten	256
Hart, Julius.	
Berlin	257
Trommelklang	259
Aus „Walpurgisnacht"	260
Aus „Totentanz"	261
Hartleben, Otto Erich.	
Ich sah dich, Freund	264
Die jubelnd nie	264
Das welke Blatt	264
Auf Reisen	265
Im Lande der Torheit	265
Epistel	266
San Giovanni	266
Ein Abschied	267
Hauptmann, Karl.	
Ein Gefangener bin ich	267
An meines Vaters Sterbebett	268
Erdgeboren	269
Nacht	270
Held, Franz.	
Der Faden der heiligen Jungfrau	270
Wo nur?	271
Tant pis!	272
Henckell, Karl.	
Trutznachtigall	273
Das Lied des Steinklopfers	273
Goethe	274
Aus einem Notizbüchlein der Liebe	274
Sommerabend	276
Komm in den Wald, Marie!	276
Lied der Armen	277
Mein Ça ira	277
Herold, Franz.	
Theater	279
Mutter	279
Träume	280
Aus den Bergen	281
Abendstimmen	281
Staub	281

	Seite
Herold, Theodor.	
Gewitternacht	282
Der Falter	283
Herzog, Rudolf.	
Rosen	284
Die Bismarcknacht	285
Hesse, Hermann.	
Frühling	288
Die frühe Stunde	288
Landstreicherherberge	289
In der Nacht	289
Nicht heut	290
Geständnis	290
Con sordino	291
Hafen von Livorno	291
Gondelgespräch	292
Hessel, Franz.	
Stimme einer Toten	293
Viel weher ist mein Weh	294
Karfreitag	295
Hille, Peter.	
Brautseele	296
Waldesstimme	296
Arnold Böcklin	300
Himmelbauer, Franz.	
Geänderte Landschaft	301
Am Wiesenbach	302
Wanderung	302
Hirschfeld, Georg.	
Meinem Bruder	303
Riesengebirge	304
Hoffmann, Camill.	
Die Glocken	305
Die Linde	305
Andacht	306
Hofmannsthal, Hugo von.	
Vorfrühling	306
Reiselied	307
Die Beiden	307
Ballade des äußeren Lebens	308
Terzinen über Vergänglichkeit	309
Manche freilich müssen unten sterben	309
Botschaft	310
Erlebnis	311
Holz, Arno.	
Aus „Buch der Zeit".	
Meine Nachbarschaft	312
Großstadtmorgen	313
Aus „Phantasus"	315
Aus Dafnis.	
Er drillert ihr ein Qwodlibet	318
Er lauscht einem Vögelgin	320
Holzamer, Wilhelm.	
Wiedergeburt	322
Deine Hände	324
Harfenspiel	324
Letztes Leid	325
Das Grab	326
Huch, Ricarda.	
Erinnerung	326
Bestimmung	327
Mädchenträume	327
Der Tod	327
Heimweh	328
Aus dem Dreißigjährigen Kriege	328
Über versinkende Gräber hin	329
Mitternacht	329
Hoffnung	330
Auf Bergeshöhe	330
Jacobowski, Ludwig.	
Gott	331
Sommernacht	331
Ich erzähle Märchen	332
Grabschrift	333
Junge Frauen	333
Janitschek, Maria.	
In der letzten Stunde	334
Fang sie!	335
Jsemann, Bernd.	
Allerseelen	336
In der Abendsonne	337

	Seite
Jung, Frida.	
Ohne Liebe	337
In der Sommernacht	338
Liesegen, Laurenz.	
Zeitlosen	339
Knodt, Karl Ernst.	
Verträumte Jugend	341
„Alle Kreatur sehnt sich mit uns"	341
An den Flieder	342
Weißt du — wo?	342
Kröger, Timm.	
Mittagszauber	343
Kurz, Isolde.	
Wegwarte	344
Mädchenliebe	344
Serenade auf dem Meer	345
Die erste Nacht	346
Lachmann, Hedwig.	
Lied eines Toren	346
Landschaft	347
In die Ferne	347
Charleroi	348
Langewiesche, Wilhelm.	
Vom Wandern	349
Meinen Kindern	349
Lasker-Schüler, Else.	
Frühling	351
Wir beide	352
Lennemann, Wilhelm.	
Unser tägliches Brot	352
Die Mühle	353
Leppin, Paul.	
Lied	353
Hohe Stunden	354
Lienhard, Fritz.	
Glaube	355
Milde Nacht	355
Der Bauer von Lupfstein	356
Burenpatrouille	357
Im Land der blauen Seen	358
Liliencron, Detlev von.	
Fibler und Vorhang	359
Wer weiß wo	360
Auf dem Kirchhof	360
Nach dem Balle	361
Du hast mich aber lange warten lassen	361
Auf dem Hühnengrabe	362
König Abels Tod	362
Stukkanen	364
Der Ländler	366
Aus der Kinderzeit	367
Einer Toten	368
Vogafred	369
Cincinnatus	377
In einer Winternacht	379
Pietà	380
Der Turmbläser	381
Linde, Otto zur.	
Da heben sich die Berge aus den Wurzeln	383
Am Abend	385
Maria, Karl.	
Notturno	386
Auf dem Nachhauseweg	386
Marie-Madeleine.	
Der Sklave	387
Im Park	388
Michel, Wilhelm.	
Schwüle Nacht	388
Die Seele	389
Miegel, Agnes.	
Schöne Agnete	390
Der Tanz	391
Die Nibelungen	392
Santa Cäcilia	394
Mombert, Alfred.	
Aus „Tag und Nacht".	
Das Licht	396
Ruhe	396
Mondaufgang	397
Schlummerlied	398
Winterabend	398

Seite

Aus „Der Glühende" . . 398
Aus „Die Schöpfung" . 400
Aus „Der Denker" . . . 401
Aus „Die Blüte des Chaos" 402

Mongré, Paul.
Anbetung 403
Drei Seen 404

Morgenstern, Christian.
Mondaufgang 404
Erdriese 405
Vöglein Schwermut . . 406
Legende 407
Bestimmung 408
Abendläuten 408
Nordstrand 409
Erster Schnee 409

Müller, Hans.
Das Horn 409
Altes Gebetbuch 410

Müller, Klara.
Aus „Mit roten Kressen" 411
O, einen Sturm! . . . 412
Fabrikausgang 413

Münchhausen, Börries, Freiherr von.
Radierungen.
Der Pantoffel 415
Bauernaufstand . . . 415
Zu jung 416
Jagdlied 417
Die Gräber 417

Naaff, Anton August.
Der Frühlingsreiter . . 420

Ries, Konrad.
Ein Herzblutstropfen . . 421

Nietzsche, Friedrich.
An den Mistral 422
Vereinsamt 424
Nach neuen Meeren . . 424
Sils-Maria 425
Bei der dritten Häutung . 425
Niedergang 425
Der Weise spricht . . . 425

Seite

Sternenmoral 426
Die Sonne sinkt . . . 426
Um Mitternacht 428

Nöthig, Theobald.
Vor dem Christuskopf . . 428
Juninacht 429
Das Stoppelfeld 430

Ompteda, Georg Freiherr von.
Reiterschlacht 430
Am Wärterhaus 431

Paquet, Alfons.
Lied des Mädchens am Fenster 432
Im Gespräch mit dem Geliebten 433
Wohin ich jetzt sehe . . 433
Der Wanderer 434

Philippi, Fritz.
Halt mich 435
Das Glöcklein beim Gewitter 435
Mich suchte Gottes Auge . 436

Pissin, Raimund.
Einer Mutter 437

Popp, Wilhelm.
Spätherbst 438
Heimatglocken 438

Preuschen, Hermione von.
Urquell 439
Via passionis 439
Stürb ich in deinem Arm 440
Warten 440

Puttkamer, Alberta von.
Dramatische Landschaft . 441
Liebesterzinen 442
Trüber Abend im Süden 443
In finstern Stunden . . 444

Reder, Heinrich von.
Ein Lied der Bauern . . 445
Aus den „Federzeichnungen" und dem „Lyrischen Skizzenbuch" 446

	Seite
Reicke, Georg.	
Die heiligen drei Könige	449
Wir	450
Remer, Paul.	
Wintergang	450
Heilige Nacht	451
Renk, Anton.	
Ewigkeiten	451
Renner, Gustav.	
Tagebuchblatt	452
Zwei Worte	452
Auf der Reise	453
Trotzdem	453
Abasver	454
Reß, Robert.	
Aus „Farben"	455
Rilke, Rainer Maria.	
Volkswiese	456
Aus „Pisalien"	456
Aus „Traumgekrönt"	456
Casabianca	457
Roderice	457
Aus „Gebete der Mädchen zur Maria"	458
Wenn etwas mir vom Fenster fällt	458
Denn Herr, die großen Städte sind	459
Ritter, Anna.	
Auf der Schwelle	460
Das hat die Sommernacht getan	461
Wunder	461
Roßbach, Albert.	
Ballade vom Reiter	462
Am Tor des Hamadan	464
Die Entfernte	465
Rosegger, Peter.	
Und sie gefielen mir beide	466
Grab ein!	467
Drei himmlische Schreine	468
Ruieler, Georg.	
Die Herzogin und der Page	468
Das Gewissen	469
Saar, Ferdinand von.	
Der Zeugschlag	471
Miserere!	472
Ottilie	473
Salus, Hugo.	
Kammermusik	473
Der seltsame Abend	474
Von René	475
Der Reimkünstler	476
Sauer, Hedda.	
Frühlingsnacht	478
Herbst	478
Mondschein	479
Schafheitlin, Adolf.	
Der Gott	480
Die Blindenschlacht	481
Nervenphantasie	481
Geheimnis	483
Schanz, Frida.	
Nichts ward anders	484
Einschlafen	484
Herbstklage	485
Schneebeere	485
Sprüche	485
Scharf, Ludwig.	
Traumbild	486
Der bleiche Verbrecher	487
Proleta sum	488
Das tote Kind	489
Schaukal, Richard.	
Die Fürstin	490
Meldung	490
Der Gesandte	491
Porträt des Marquis de	491
Goya	491
Angst	492
März	493
Scheerbart, Paul.	
Das lange Lied	493

	Seite
Scheffer, Thassilo von.	
Ewige Gefährten	496
Vision	496
Scheid, Richard.	
Der Künstler	497
Werden	498
Scheuermann, Julia Virginia.	
Leben!	499
Schickele, René.	
Sturmnacht	500
Im Garten	501
Schlaf, Johannes.	
Im Heidekraut	502
Regen	503
Herbst	503
Spätherbst	504
Winter	504
Dem Meerkaiser	504
Schloß, Karl.	
Der Weg	507
Schmitt, Christian.	
Spuren im Tau	508
Das Dritte	509
Schnitzler, Artur.	
Ohnmacht	510
Anfang vom Ende	511
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von.	
Vorüberreitend	512
Nebeltag	513
Wissen und Wandern	514
Ver sacrum	515
Der säumige Landsknecht	516
Auf letzten Bergen	517
Scholz, Wilhelm von.	
Der fremde Wandrer	518
Zueignung	519
Stützerbach	519
Rückschau	520
In einer Dämmerstunde	520
Nächtlicher Weg	531
Zwiegespräch im Raum	521
Brunneninschrift	522
Eine andere Brunneninschrift	522
Der Wandrer	522
Schüler, Gustav.	
Meine Väter	523
Klingers Beethoven	524
Gebet an den Sonntag	524
An eine Verlorene	525
Einem Greise	526
Lied der Toten	527
Seeliger, Ewald Gerhard.	
Der Bäckerstreik	528
Spitteler, Carl.	
Kronos und der Greis	530
Die jodelnden Schildwachen	533
Der Vater	534
Der Wanderer	535
Die Mittagsfrau	536
Walpurga	537
Der gute Besuch	538
Die Glockenjungfern	538
Mittagskönig und Glockenherzog	539
Das Begräbnis	540
Die Blütenfee	541
Die Korrektur des Weibes	541
Adamsruh	542
Stadler, Ernst.	
Stille Stunde	543
Herbstgang	543
Stern, Maurice Reinhold von.	
Triumphzug der Nacht	544
Traumschloß	545
Murmeln der Quelle	546
Heimat	547
Stolzenberg, Georg.	
Aus „Neues Leben"	547
Stona, Maria.	
Komm — Marie!	551
Meine Lippen brennen so	552
Strauß und Torney, Lulu von.	
Der Seefahrer	552
Der Gott der Arbeit	556

	Seite
Sudermann, Hermann.	
Meinen Eltern	557
Der Scheck	558
Zwei Grabschriften	559
Suëman, Margarete.	
An Leopardi	561
Die gelben Blätter	562
Tiets, A. L. T.	
Das Kartoffelland	563
Johannisnacht	563
Der Launen Flucht	565
Vierordt, Heinrich.	
Orangenernte	567
Am Brunnen	567
Am Heiligenbild	568
Die Laden	568
Campagnanacht	569
Voigt-Diederichs, Helene.	
Fallendes Laub	569
Du	570
Vollmoeller, Karl Gustav.	
Aus „Parzival"	570
Notturno in G-Dur	574
Aus „Das Buch der Landschaften"	575
Wagner, Christian.	
Wachtraum	576
Das gefreite Haus	577
Märchen vom Immergrün	578
Wallpach, Artur von.	
Seegwater	579
Hartung	579
Holzmann	580
Knospentage	580
Nacht und Schweigen	581
Weber-Lutkow, Hans.	
Der Pflüger	581
Wedekind, Frank.	
Liebesantrag	583
Erdgeist	583
Konfession	584
Aufschrei	585
Weigand, Wilhelm.	
Heiliger Hain	586
Seltsame Stunde	586
Val d'Ema	587
Brandung	587
Traumland	588
Weiß, Emil Rudolf.	
Schwerer Sommertag	589
Sehnsucht	589
Aus „Der Wanderer"	590
Wertheimer, Paul.	
Bleiche Tage	592
Buch der Tränen	593
Seelen	593
Wiener, Oskar.	
Gewatter Schwanda	594
Lied des Hörigen	599
Kronenlied	597
Wildenbruch, Ernst von.	
Überfall	598
Die Nachtigall	598
Weihnacht	599
Wille, Bruno.	
Entzauberung	600
Wurzelgenossen	602
Tief im Zypressenhaine	603
Pilgerfahrt	604
Zoozmann, Richard.	
Zoisfa	605
Göttin Industrie	606
Zweig, Stephan.	
Steigender Rauch	607
Herbstgang	607
Brügge	608
Der dunkle Falter	608
Erfüllung	609
Biographische Notizen	611

Vorwort zur ersten Auflage.

Die „Moderne deutsche Lyrik“ will eine literarische Anthologie für jedermann sein. Der Begriff „modern“ wurde von mir in diesem Sinne aufgefaßt: In erster Linie war die neuwertige Lyrik zu berücksichtigen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich Geltung zu verschaffen suchte und seit den neunziger Jahren die herrschende wurde. Ihre Hauptvertreter, sowohl die der älteren Generation, der Stürmer und Dränger, die Conradi, Bleibtreu, Holz, Arent, Henckell u. a., als auch die der nachfolgenden Generation, die Dehmel, Falke, Busse, Bierbaum u. a., waren vorzugsweise zu berücksichtigen; ich mußte ein möglichst vollkommenes Bild von der künstlerischen Persönlichkeit jedes dieser Dichter zu geben suchen. Der Nachwuchs kam bis auf die jüngsten Talente sodann in Betracht. Ich habe mich bemüht, von den meisten auch der begabten Jüngsten ein paar charakteristische Proben zu geben. Alle diese Dichter konnte ich natürlich nicht kennen. Aber vielleicht geben die Proben in ihrer Gesamtheit ein ungefähres Bild von den jüngsten Bestrebungen und erfüllen wenigstens diesen Zweck. Ferner waren die Dichter der Übergangszeit zu berücksichtigen. Ich bin hierbei so weit als möglich zurückgegangen.

Meinem Empfinden nach aber mußten Dichter wie Lingg, Heyse, Jensen, Dahn und andre dieser ältesten Generation fortbleiben. Hier ist die Grenze deutlich sichtbar. In dieser Beziehung bildet meine Anthologie die Fortsetzung zu der Sammlung „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode“ von Maximilian Bern. Dagegen habe ich zwei von den Lyrikern dieser ältesten Generation berücksichtigt; den einen, Konrad Ferdinand Meyer, weil er vielen Modernen vorbildlich war und weil er vielleicht der einzige unter seinen Altersgenossen während der letzten zwanzig Jahre war, dessen Lyrik bei höchster Subjektivität von vollkommenster suggestiver Prägnanz ist, — weil seine Kunst im Gegensatz zu der fast aller seiner Altersgenossen wirkliche Persönlichkeitskunst und insofern typisch für eine Art der deutschen Kunst überhaupt war, — und den andern, Theodor Fontane, weil er, der Realist, wenn auch

Seite

Sudermann, Hermann.
Meinen Eltern 557
Der Scheich 558
Zwei Grabschriften 559

Susman, Margarete.
An Leopardi 561
Die gelben Blätter . . . 562

Tielo, A. K. T.
Das Kartoffelland . 563
Johannisnacht . 563
Der Launen Flucht . . 565

Vierordt, Heinrich.
Orangenernte 567
Am Brunnen . . 567
Am Heiligenbild . . 568
Die Zikaden . . . 568
Campagnanacht . . 569

Voigt-Diederichs, Helene.
Fallendes Laub . . . 569
Du 570

Vollmoeller, Karl Gustav.
Aus „Parzival" . . . 570
Notturno in G-Dur 574
Aus „Das Buch der Landschaften" 575

Wagner, Christian.
Wachtraum 576
Das gefeite Haus 577
Märchen vom Immergrün 578

Wallpach, Artur von.
Siegvater 579
Hartung 579
Holepfann . . . 580
Knospentage 580
Nacht und Schweigen . . 581

Weber-Lutkow, Hans.
Der Pflüger 581

Seite

Wedekind, Frank.
Liebesantrag 583
Erdgeist 583
Konfession 584
Aufschrei 585

Weigand, Wilhelm.
Heiliger Hain 586
Seltsame Stunde . . . 586
Val d'Ema 587
Brandung 587
Traumland 588

Weiß, Emil Rudolf.
Schwerer Sommertag . . 589
Sehnsucht 589
Aus „Der Wanderer" . 590

Wertheimer, Paul.
Bleiche Tage 592
Tuch der Tränen . . 593
Seelen 593

Wiener, Oskar.
Gevatter Schwanda . . 594
Lied des Hörigen . . 599
Kronenlied 597

Wildenbruch, Ernst von.
Überfall 598
Die Nachtigall 598
Weihnacht 599

Wille, Bruno.
Entzauberung 600
Wurzelgenossen 602
Tief im Zypressenhaine . 603
Pilgerfahrt 604

Zoozmann, Richard.
Josefa 605
Göttin Industrie . . . 606

Zweig, Stephan.
Steigender Rauch . . . 607
Herbstgang 607
Brügge 608
Der dunkle Falter . . . 608
Erfüllung 609

Biographische Notizen 611

Vorwort zur ersten Auflage.

Die „Moderne deutsche Lyrik“ will eine literarische Anthologie für jedermann sein. Der Begriff „modern“ wurde von mir in diesem Sinne aufgefaßt: In erster Linie war die neuwertige Lyrik zu berücksichtigen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich Geltung zu verschaffen suchte und seit den neunziger Jahren die herrschende wurde. Ihre Hauptvertreter, sowohl die der älteren Generation, der Stürmer und Dränger, die Conradi, Bleibtreu, Holz, Arent, Henckell u. a., als auch die der nachfolgenden Generation, die Dehmel, Falke, Busse, Bierbaum u. a., waren vorzugsweise zu berücksichtigen; ich mußte ein möglichst vollkommenes Bild von der künstlerischen Persönlichkeit jedes dieser Dichter zu geben suchen. Der Nachwuchs kam bis auf die jüngsten Talente sodann in Betracht. Ich habe mich bemüht, von den meisten auch der begabten Jüngsten ein paar charakteristische Proben zu geben. Alle diese Dichter konnte ich natürlich nicht kennen. Aber vielleicht geben die Proben in ihrer Gesamtheit ein ungefähres Bild von den jüngsten Bestrebungen und erfüllen wenigstens diesen Zweck. Ferner waren die Dichter der Übergangszeit zu berücksichtigen. Ich bin hierbei so weit als möglich zurückgegangen.

Meinem Empfinden nach aber mußten Dichter wie Lingg, Heyse, Jensen, Dahn und andre dieser ältesten Generation fortbleiben. Hier ist die Grenze deutlich sichtbar. In dieser Beziehung bildet meine Anthologie die Fortsetzung zu der Sammlung „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode“ von Maximilian Bern. Dagegen habe ich zwei von den Lyrikern dieser ältesten Generation berücksichtigt; den einen, Konrad Ferdinand Meyer, weil er vielen Modernen vorbildlich war und weil er vielleicht der einzige unter seinen Altersgenossen während der letzten zwanzig Jahre war, dessen Lyrik bei höchster Subjektivität von vollkommenster suggestiver Prägnanz ist, — weil seine Kunst im Gegensatz zu der fast aller seiner Altersgenossen wirkliche Persönlichkeitskunst und insofern typisch für eine Art der deutschen Kunst überhaupt war, — und den andern, Theodor Fontane, weil er, der Realist, wenn auch

Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik.

„O Künstler, deine Mannigfaltigkeit sei ebenso endlos wie die Erscheinungen in der Natur. Indem du das fortsetzest, was Gott begonnen hat, strebe nicht danach, die Werke aus Menschenhand zu vermehren, sondern die ewigen Schöpfungen Gottes. Ahme niemandem nach. Jedes deiner Werke sei eine neue Naturerscheinung."

Lionardo da Vinci.

Wir können heute nicht beurteilen, ob wir uns noch immer in einer literarischen Übergangsperiode befinden oder ob die literarische Bewegung der letzten fünfundzwanzig Jahre nicht schon einen neuen Höhepunkt in der deutschen Literaturentwicklung bedeutet, bzw. ob sie ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Jedenfalls ist die Zahl wirklich talentvoller, ja eigenartiger Poeten — abgesehen von einigen Dichtern sogar ersten Ranges — in Deutschland gegenwärtig nicht klein. Anderseits ist seit Mitte der neunziger Jahre, nach heftigen literarischen Fehden und nachdem grade vor jener Zeit einige originelle und schöpferische Dichter aufgetreten waren, nicht nur der Kampfeslärm verstummt, sondern sogar auch eine gewisse Schaffensmüdigkeit eingetreten, so daß wir wohl berechtigt sind, die letzten Jahre als eine ein Entwicklungsstadium in gewisser Beziehung vorläufig abschließende Ruhepause zu bezeichnen. Damit ist nun nicht gesagt, daß alles poetische Schaffen und Wirken seit einigen Jahren daniederliege. Im Gegenteil: Was geschaffen wurde, wirkt in die Tiefe und Breite, wirkt nicht nur auf die jüngeren und jüngsten

Talente zweiten und dritten Grads, so daß alle neue Kunst allmählich den Charakter des Neuen, Modernen zeigt, sondern auch in das Volk, insbesondere in die gebildeten Kreise hinein. Die entgegengesetztesten Richtungen, Schulen und Theorien wirken auch heute, ohne sich — wie vor fünfzehn Jahren — direkt zu bekämpfen; ein lustiges Leben und Weben, ein Getümmel der verschiedensten Ideen und Prinzipien herrscht, — wenn auch in den letzten Jahren keine neuen bedeutenden Talente zu den älteren hinzugetreten sind —, so daß man von einem Verfall, einer Dekadenz der deutschen Kunst durchaus nicht reden kann.

Bevor ich auf die Entwicklung der modernen Lyrik eingehe, halte ich es für nötig, zunächst einiges über das Wesen der deutschen Kunst und über den allgemeinen Zusammenhang der modernen deutschen Kunst mit der deutschen überhaupt und über künstlerisches Schaffen und Wirken, Urteilen und Genießen zu bemerken.

Die Kunst der Germanen ist individualistische Kunst: Persönlichkeits- und Empfindungskunst im Gegensatz z. B. zur romanischen, die vorzugsweise Formen- und Verstandeskunst ist. Man kann deshalb nicht ohne weiteres von einer deutschen Tradition reden. Wohl aber ziehen sich durch die ganze germanische Kunst gewisse markante Linien, deren Kurven steigen und fallen, sich fliehen oder allmählich (in Blütezeiten) oder jäh und innig (in der Kunst genialer Persönlichkeiten) sich vereinen. Eine dieser Linien — ich möchte sie zunächst einmal die mythische und mystische nennen —, die der Ideen und Ideale, der Symbole und großen Rhythmen, die der Propheten, Märtyrer und Reformatoren, der Zweifelnden und Befreienden, der Zerstörenden und Aufbauenden, geht aus von den Liedern der „Edda" über das „Nibelungenlied" (alle Kunst ist im weitesten Sinne lyrisch) und den „Parzival" des Wolfram, über die Mystiker des Mittelalters, über den Ghibellinen Dante (denn wer hindert uns, anzunehmen, daß Dante etwa von gotischen oder

langobardischen Ahnen abstammt), über Shakespeare, Luther zu Schiller, Goethe, Novalis, Kleist, Brentano, Hebbel, Grillparzer, Anzengruber, K. F. Meyer, Wagner, Nietzsche, Richard Dehmel, — zu Byron, Shelley, Poe, Carlyle, Emerson, Walt Whitman, Ruskin, — zu Ibsen, Björnson, Strindberg, — zu Multatuli und Maeterlinck, zu — beinahe hätte ich noch den von deutschen Voreltern abstammenden Tolstoj genannt. Die andre Linie — hier brauche ich nur die deutsche Kunst zu berücksichtigen — beginnt mit den ältesten Volksliedern, Sagen und Märchen, und geht, auf diese immer wieder zurückgreifend, über Walter von der Vogelweide, über Hans Sachs, über die späteren Dichter des evangelischen Kirchenliedes, um nur einige Verzweigungen zu nennen, zu Goethe (dem Dichter der Balladen und Lieder), zu Claudius, Bürger, Uhland, Eichendorff und Mörike, zu Annette von Droste-Hülshoff, zu Storm und Klaus Groth, von Bürger und Goethe zu Fontane und Detlev von Liliencron. Die Begriffe: idealistische und realistische, sentimentalische und naive Kunst decken nur zum Teil diese Gegensätze. Man könnte, um die Linien kurz zu charakterisieren, diese die der typischen deutschen Kunst nennen, die andere die der individuellen deutschen bzw. germanischen Kunst. Beiden Arten steht als dritte die epigonenhafte Kunst gegenüber. Wir werden deshalb Dichter wie z. B. Storm und Johann Georg Fischer niemals Epigonen nennen, obwohl sie nicht zu den starken und originellen Persönlichkeiten gehören.

Die typische deutsche Kunst, deren Wesen realistisch ist, wird selbstverständlich immer wieder im Entwicklungsverlauf der deutschen Literatur sich manifestieren. Das liegt in der Natur der Kunst, die doch in erster Linie aus dem Volksempfinden, aus der Volksart emporwächst. Dagegen werden niemals neue und noch so originelle künstlerische Theorien ankämpfen können. Und ich behaupte, daß wir, wenn diese Kunst, die ich die schlechthin deutsche nennen möchte, den breiten Untergrund einer Entwicklungs-

epoche bildet, daß wir dann von einem Stadium natürlicher und gesunder Entwicklung reden können.

Kunst, die aus der Tiefe des Volksgemüts schöpft, erscheint übrigens ganz von selbst in einer Form, die auch der ästhetisch Feingebildete gelten lassen muß, gewissermaßen in jener Form, die Anfang und Ende aller Kunst ist, die bewußt oder unbewußt auch von Künstlern subjektivster Art gesucht und sogar von denen, die sie verleugnen, urplötzlich und unwillkürlich gefunden wird. In der Tat, fast jedem echten Dichter gelingt einmal eine Strophe, die wie ein uraltes Volkslied klingt, wie uralte Poesie.

Daß auch innerhalb der modernen Literatur von einer ganzen Reihe von hochbegabten Dichtern — ich nenne Liliencron, Falke, Karl Busse, Ricarda Huch — jener deutsche Kunstton vertreten wird, gereicht ihr zur Ehre und zeugt von ihrer gesunden Art und Entwicklung. Aber auch grade in der modernen Literatur findet man bei Dichtern, die ganz den entgegengesetzten Kunstanschauungen huldigen, wie z. B. bei Richard Dehmel, Arno Holz, Johannes Schlaf, ja sogar bei Dauthendey, Mombert und Stephan George einzelne Lieder bzw. Strophen, die gradezu volksliedartig wirken. Man kommt auf Umwegen immer wieder auf diese Einfachheit zurück. Auf die mit dieser Frage zusammenhängenden spezielleren modernen ästhetischen Probleme, insbesondere auf die naturalistischen und formalistischen Theorien sowie auf die verschiedenen persönlichen Stile komme ich später bei der Darstellung der Entwicklung der modernen Lyrik bzw. bei den Charakteristiken der hervorragendsten modernen Lyriker zu sprechen.

Anderseits ist die deutsche Kunst, und ganz besonders auch die moderne: Persönlichkeitskunst, Ideen-, Weltanschauungskunst, individuelle Stilkunst. Ich habe hierbei die Dichtungen eines Richard Dehmel, Johannes Schlaf, Julius Hart, Wilhelm von Scholz, Hugo von Hofmannsthal, Alfred Mombert im Sinne, um nur einige der

bedeutenderen modernen Vertreter dieser Richtung zu nennen. In den Dichtungen der Genannten spiegelt sich die individuelle Seele, Zeitliches und Ewiges, spiegeln sich die mannigfaltigsten Kunst- und Weltanschauungen. Welcher Art jede derselben ist, darüber später.

* * *

Es kommt nicht darauf an, daß die Kunst eine — im alten Sinne — sittlich wirkende ist. Wenn nur das Kunstwerk aus innerster Ergriffenheit heraus vom Künstler geschaffen wurde, aus einem tiefen Erleben, Fühlen, Denken, aus wahrhaftem Traum und Treiben heraus, wenn es nur in heiliger Wahrhaftigkeit lebt und wirkt, wie eine Notwendigkeit, wie das Leben selbst, wie ein Schicksal. Nicht das Häßliche, Perverse, Grausenerregende, nur das Verlogene, Unehrliche, Unfreie, das Nachempfundene, Nachgemachte, Konventionelle ist zu verwerfen. Man hat neuerdings wieder gesagt, daß die deutsche Kunst eine aus ureignem sittlichen Geiste heraus geborene sei. Mögen derartige Bestrebungen im Wesen des Deutschen begründet und auch in seiner Kunst bisweilen stark (Schiller) hervorgetreten sein, mag es zu wünschen sein, daß auch von den Künstlern der Zukunft positive, optimistische, an sich erhebende Ideen verkündet werden — die Kunst selbst hat diesen Zweck, hat dieses Wesen keinesfalls, noch wirkt echte und ehrliche Kunst unsittlich. Nicht jede Kunst ist freilich für jeden. Schaffen — und ebenso Genießen und Urteilen — ist vielmehr im höchsten Grade subjektiven Bedingungen unterworfen, weil es in seinen Wurzeln vom Willen unabhängiges Triebleben ist. So kann man zusammenfassen: Kunstschaffen und -genießen ist wie ein Fluidum, das die ganze Welt, die organische und unorganische, durchzieht, ist eine besondere, doch nach Mannigfaltigkeit und individueller Betätigung unaufhaltsam strebende Eigenschaft alles Lebens, ist ein ureignes, urirdisches und urhimmlisches Phänomen — wie kann man ihm da

andre Zwecke und Ziele unterschieben als die ihm ureignen, die auf Befriedigung dieses Urtriebs bei dem Schaffenden sowohl wie bei dem Genießenden gehen? Freilich, nochmals sei es betont, nicht jede Kunst ist für jeden. Höhenkunst, intime und feine Kunst aber darf in erster Linie nicht mit dem Maßstabe des Befangenen und einseitig Empfindenden gemessen werden. — Kunst bedarf darum notgedrungen höchster Freiheit, und ihr Schranken und Grenzen zu setzen, ist geradezu widersinnig und unnatürlich. Daß auch in der ernst zu nehmenden Kunst — neben dieser geht natürlich immer eine unechte, verlogene Kunst, eine der Nachahmungen und Übertreibungen her — sich heute vielfach ein übersensitives, ja anscheinend perverses Wesen mehr wie sonst breit macht, ist begreiflich: denn in einer nach einer neuen Auffassung des Menschlichen und Göttlichen ringenden Zeit muß auch die Kunst, um neue Ideale und Symbole zu finden, bis zu den tiefsten Wurzeln des Menschlichen vordringen.

* * *

Es ist und bleibt das Verdienst der Gebrüder Heinrich und Julius Hart, die ersten gewesen zu sein, die mit überzeugendem Pathos für eine Neubelebung der deutschen Literatur und für deren Emanzipation von aller konventionellen und abstrakten Darstellungs- wie herkömmlichen sentimentalen Empfindungsweise eintraten. Bereits im Jahre 1879 hatte Julius Hart eine Gedichtsammlung „Weltpfingsten" veröffentlicht, in der sich ein neuer, kühner, optimistischer Geist und ein universales und idealistisches Empfinden in schwungvollen Rhythmen und originellen Bildern offenbarte. Das Evangelium der Menschlichkeit wurde in diesen Gedichten verkündet im Gegensatz zur Tagespoesie, die in phrasenhafter und sentimentaler sogenannter Butzenscheibenlyrik aufging und andererseits, in gedanklicher Beziehung, an einem falschen Idealismus krankte, dessen nivellierendem Einflusse auch das Publikum längst erlegen war. Abgesehen

von den noch rüstig schaffenden älteren Poeten waren damals Julius Wolff und Rudolf Baumbach die bekanntesten und beliebtesten, — jener ein süßlicher, doch immerhin phantasiebegabter Poet, dieser ein kecker, temperamentvoller Liedersänger. Neben diesen dichtete lustig fort die ganze Schar der Epigonen und Dilettanten, die Rittershaus, Traeger und andre; sie erst brachten die deutsche Lyrik vollends herab. Nicht vergessen sei aber, daß damals noch einige Dichter der ältesten Generation wirkten, deren Poesien uns heute moderner anmuten, wie etwa die der Gebrüder Hart. Ich meine Theodor Fontane und Konrad Ferdinand Meyer. Diese beiden Dichter haben denn auch die späteren Generationen, auch Lyriker wie Liliencron und Falke, stark beeinflußt. Anderseits sind an dieser Stelle auch Dichter wie Martin Greif, Eduard Grisebach, Arthur Fitger, Emil Prinz von Schoenaich-Carolath, Heinrich Vierordt, Ferdinand Avenarius, Heinrich von Reder und Ferdinand von Saar zu nennen, von denen die einen damals bereits ihr Bestes gegeben, die andern ihre ersten Verse grade veröffentlicht hatten und von jenen Jahren an neben den eigentlichen Modernen rüstig weiter schufen. So verschieden geartet die genannten Dichter sind, sie alle repräsentieren doch, sei es in formeller oder in stofflicher Beziehung, so recht die Übergangslyrik. Martin Greif ist in seinen besten Poesien durchaus nicht Epigone. Er hat Gedichte geschaffen von einer Knappheit und schlichten Prägnanz des Ausdrucks, die sie unsern besten Volksliedern und Goethes schönsten Gedichten ähnlich erscheinen lassen. Diese Prägnanz und diese die Empfindung nur andeutende lyrische Unmittelbarkeit ist niemals epigonenhafter Poesie eigen. Greif hat zwar zu den Stürmern und Drängern der Modernen keinerlei Beziehungen, eben weil er mehr Dichter war als diese, aber den eigentlichen Modernen der neunziger Jahre, namentlich den maßvolleren Vertretern dieser Generation, ist er in

künstlerischer Beziehung entschieden verwandt. In Eduard Grisebachs Gedichten lebt der Byron-Heinesche Ton des Weltschmerzes und der Ironie noch fort. Grisebach ist so recht der Repräsentant jener Zeit des Niedergangs der alten Kunst und Weltanschauung, für die auch seine sinnlich üppigen Tannhauserdichte charakteristisch sind. Anderseits aber zeigt seine Poesie auch viele modernere Momente. Insbesondere kennzeichnen ihn als modernen Dichter ein freieres Formempfinden und eine Vorliebe für kecke und ehrliche Behandlung des Erotischen und für die Darstellung sozialer Disharmonien. Ebenso wie Eduard Grisebach wird meines Erachtens auch Arthur Fitger nicht so gewürdigt wie es diese starke und eigenmächtige Persönlichkeit, die sich auch mit aller Ehrlichkeit gibt, verdient. Ein grüblerischer, sich selbst quälender Geist, gelangte Fitger bald zu einem extremen Skeptizismus, der leider seine im besten Sinne stets persönliche Kunst nicht ganz zur Reife kommen ließ. Aber das echte Pathos dieses Dichters, seine oft originale Bildlichkeit, der Schwung und das Feuer seiner Phantasie, die psychologische Tiefe seiner Bekenntnisgedichte lassen ihn doch als einen der bedeutendsten Lyriker unter den lebenden erscheinen. Auch Prinz Emil von Schoenaich-Carolath steht vielfach im Banne pessimistisch weltschmerzlerischer Empfindungen; aber in vielen Dichtungen erhebt sich seine Weltanschauung in schöner Ekstase zu den hellen Höhen einer edlen selbstlosen Menschenliebe. Anderseits ist er der Romantiker unter diesen Poeten der Übergangszeit. Er ist der lyrischste von ihnen und zugleich ein sprachschöpferischer Künstler von einer großen Feinheit und Prägnanz des Ausdrucks, Bildes und Rhythmus. Von den genannten Poeten hat er auch am meisten in formeller Beziehung auf das jüngere Geschlecht eingewirkt. Auch der bayrische Oberst Heinrich Ritter von Reder gehört zu diesen Poeten. Freilich ist er von andrer Art als etwa Grisebach oder der Prinz von Schoenaich-Carolath. Reder war von den älteren Dichtern eigent-

lich der einzige, der fortwährend neben den modernsten in den von diesen gegründeten Zeitschriften erschien. Man braucht nur die frischen, etwas spröden und trocknen, aber wie Pastelle hellfarbigen Gedichte dieses jugendlichen Greises zu lesen und man wird es erklärlich finden, daß die Jugend ihn zu den Ihren rechnete. Vieles hat Reder mit den Modernen gemein: Anschaulichkeit, Natürlichkeit, Präzision und Prägnanz des Ausdrucks. Seine Kunst ist nicht hervorgegangen aus abstrakten Reflexionen sondern aus Erlebnissen; so wenigstens wirkt sie und darauf kommt es an. Auch in den Gedichten Ferdinand von Saars lebt bereits etwas von jenem Naturalismus, der später tonangebend wurde; ich meine nicht den formalen der neunziger Jahre, sondern jenen früheren, stofflichen, der insbesondere in sozialen, in Milieu und Wirklichkeitsstimmungen Offenbarungen einer neuen Kunst sah. Ferdinand Avenarius hat bisweilen den konkreten, suggestiven Ton echter Kunst gefunden, sowohl in kleinen Naturstimmungen wie in größeren Phantasiedichtungen und Balladen. Vor den Genannten zeichnet ihn außerdem ein Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung der lyrischen Empfindung und Weltanschauung aus. Freilich wirkt er auch vielfach recht farblos, abstrakt und nüchtern. Heinrich Vierordt hat viel geschrieben; jedoch unter seinen späteren Versen, namentlich unter den kleinen Genrebildern nach italienischen Motiven findet sich manches poetisch sehr fein empfundene und sprachlich schöne Gedicht; in solchen Poesien, die an K. F. Meyers leichtere Gedicht erinnern, lebt ein feiner, anmutiger Humor, eine einzige Frische und Lieblichkeit der Empfindung. Genannt seien auch noch die Dichterinnen Isolde Kurz, die meines Erachtens überschätzt wird, Frida Schanz und Alberta von Puttkamer — ich komme auf die Dichterinnen überhaupt, von denen keine viel zur Weiterentwicklung der Lyrik beigetragen hat, später in besonderem Abschnitt zu sprechen —, die beiden Schlesier Theobald Nöthig und Paul Barsch, deren Ge-

dichte sich durch Frische und Innigkeit der Empfindung vor andern auszeichnen. Ernst von Wildenbruch, der einige feingestimmte Liebeslieder gedichtet hat, kommt hauptsächlich als Balladendichter in Betracht. Ferner gehören in diesen Kreis: der Österreicher J. J. David, dessen innig und ehrlich empfundene und psychologisch interessante Gedichte, vielleicht erst in späterer Zeit entstanden, sich in Form und Ton dieser Übergangslyrik anschließen; sodann ein weniger bekannter, aber origineller älterer Dichter, der Süddeutsche Albert Roffhack, der zarte Reflexionspoesien und balladenartige und sehr gehaltvolle Allegorien gedichtet hat; schließlich der Schweizer Karl Spitteler, der eigentliche Allegoriendichter unter den Lyrikern der Gegenwart. Spitteler ist in seinen Balladen und Sinngedichten nicht nur ein gedankenvoller Poet, sondern auch ein feiner ironischer Humorist. Seine Sprache ist von jener blühenden Kraft und Schönheit, die den Poesien seiner großen Landsleute K. F. Meyer und Keller, an deren Balladen die seinen auch oft erinnern, eigen ist. Auch Spitteler wird lange nicht in dem Maße gewürdigt, wie er es verdient. Dieser feine und kluge Ironiker, dieser gemütvolle Symboliker überragt an gedanklicher Originalität und Tiefe, an Phantasiereichtum und an Gestaltungskraft die meisten der so schnell zu Ruf und Ruhm gelangten jüngeren Poeten. Ich bin überzeugt, daß die Zukunft ihn ähnlich wie Grisebach, Fitger u. a. richtiger einschätzen wird. Seine „Balladen" — mehr Sinngedichte als Balladen — gehören zu den modernen Gedichten von bleibendem Werte.

Die Zahl der zwischen der alten und neuen Zeit vermittelnden Dichter ist hiermit nicht erschöpft. Es genügt jedoch, die Hauptrepräsentanten genannt zu haben. Einige jüngere werden später noch zu nennen sein. Betont sei, daß auch alle diese Dichter in maßvoller konservativer Weise die breite Entwicklung weiter fortgeführt haben.

Neben ihnen schufen und wirkten, wie oben angedeutet, bereits die beiden Harts, deren erste und auch spätere Poe-

sien sich eigentlich nur inhaltlich von den Dichtungen jener Epigonen, die sie kritisch angriffen, unterschieden. Hiermit ist die ganze erste Periode der sogenannten modernen Poesie bereits gekennzeichnet. Auch die Conradi, Bleibtreu, Holz (im „Buch der Zeit"), Arent, Mackay, Henckell unterschieden sich in formeller Beziehung kaum von den Epigonen, die sie hart befeindeten. Sie gebärdeten sich nur temperamentvoller, leidenschaftlicher, persönlicher, ehrlicher als jene; originelle Künstler waren sie ebensowenig als ihre Gegner. Ihre Bedeutung dürfen wir deshalb aber nicht verkennen. Eine neue Kunst schufen sie nicht, wohl aber zerstörten sie gründlich alles Morsche und Veraltete, sie reinigten die Bahn für die ihnen nachfolgende Generation. Sie wirkten bahnbrechend nur als starke Persönlichkeiten mit anscheinend neuen sozialen und ethischen Tendenzen. Die Individualität sollte sich ausleben und dies auch in der Kunst zur Darstellung bringen. An Stelle der alten Moral sollte das frei sich entwickelnde Ich treten. Die neue Zeit, der Zeitgeist sollte in der Poesie voll zum Ausdruck kommen. Neue Stoffgebiete erschlossen sie, sie entnahmen diese dem realen, sichtbaren Leben, der Wirklichkeit, für die sie sich besonders begeisterten. So entstand auch in Deutschland der Naturalismus, und zwar zunächst der inhaltliche Naturalismus, eine Wirklichkeitskunst im besonderen Sinne der Zeit — denn was ist nicht wirklich? —, eine Wirklichkeitskunst, die mit Vorliebe das Großstadtleben, das Leben und Treiben in den Straßen, Fabriken, Hinterhäusern und Vorstädten, und den Menschen in ganzer seelischer Nacktheit darzustellen suchte. Verständlich ist es, daß das an sich Häßliche, Widrige und Niedrige, Absonderliche und Entartete noch mit besonderer Vorliebe von diesen Dichtern geschildert wurde; denn bisher war ja grade all dies dunkle und trübe Leben von der Kunst verabscheut worden. Diese Schilderungen hatten daher den Schein des gänzlich Neuen für sich, und durch sie offenbarte sich am überzeugendsten eine lebendige,

gänzlich neue Kunst. In der Tat boten diese Dichter nur gärenden Wein in alten Schläuchen. Es kommt nämlich nicht auf den Inhalt an sich an, es kommt vielmehr auf die künstlerische Art und Weise an, wie er ergeben wird, auf die Form, auf die Methode. Neue oder besser: relativ neue, d. h. wieder lebendige, wieder entwicklungsfähige Kunst — denn was ist neu? läuft nicht alles Streben in der Kunst immer wieder auf die alte, ewige, suggestive Prägnanz und Einfachheit hinaus? — ist erst dann vorhanden, wenn zu dem lebendigen zeitgemäßen Inhalt der schöpferische, d. h. erst Leben erzeugende, individuelle Stil hinzutritt, wenn die Persönlichkeit sich auch in einem persönlichen Stile offenbart. Und in diesem Sinne war die Lyrik dieser ersten Generation der Modernen noch keine neue Kunst. Sie war — ich habe immer nur ihr allgemeines Wesen im Auge — überhaupt sehr weit entfernt von Kunst. Sie war zum größten Teil sogar unmoderner, reflektierender und abstrakter, tendenziöser und unkünstlerischer als die geschmähte alte Kunst. Sie war nicht einmal imstande, ein klares Bild von der Wirklichkeit zu geben. Die sogenannten sozialen Poesien jener Zeit sind keine sozialen Poesien, weil sie keine Poesien waren. Mit überzeugender Deutlichkeit, d. h. mit künstlerischer Suggestivität hat fast keiner jener Dichter das soziale Elend zu schildern vermocht. Auch als subjektive Poesie versagte diese soziale Dichtung im allgemeinen; sie war phrasenhaft, gedankenarm und flach. Nicht einmal ein tatsächlich neuer, bestimmter Inhalt, sondern nur ein temperamentvolles Wollen, eine gewisse Kraft in Sprache, Bild und Rhythmus war für sie charakteristisch. Doch fegte selbst dieser ungeniale Sturm und Drang das Alte gründlich hinweg. Gleichzeitig mit diesen Dichtern trat aber ein Originalgenie auf: Detlev von Liliencron!

Von Lyrikern, die in jener Zeit wurzeln bzw. deren Entwicklung, so weit sich dieselbe bis jetzt übersehen läßt, in jene Zeit fällt, sind zu nennen: Hermann Conradi,

Karl Bleibtreu, Wilhelm Arent, Ludwig Scharf, Karl Henckell, John Henry Mackay, Franz Held. Arno Holz gehört zu ihnen nur mit seinem „Buch der Zeit", das neben Conradis „Liedern eines Sünders" (1887) — abgesehen von Liliencron — das bedeutendste lyrische Werk jener Tage ist. Später ging Holz auch als Künstler eigne Wege. Auch die Gebrüder Hart sind natürlich zu nennen, namentlich Julius Hart mit seinen Büchern „Sanfara" (1879) und „Homo sum" (1890); doch die Harts sind keine typischen Vertreter jener Lyrik, sie waren und blieben immer mehr universal als zeitlich empfindende Idealisten; namentlich Julius Harts von vornherein kosmisch und pantheistisch gestimmte Lyrik entwickelte sich nach dieser Richtung hin immer breiter und voller, künstlerisch wirkt sie jedoch trotz ihrer schwungvollen Rhythmen und tiefsinnigen Bilder wenig originell. — Die eigentlichen Stürmer und Dränger der Gruppe waren Conradi und Karl Bleibtreu, jener ein Dichter von leidenschaftlicher Empfindung, dieser mehr wirksam durch gedankliche Originalität, durch den Byronismus seiner Weltanschauung — in dieser Beziehung vermittelt auch Bleibtreu noch zwischen der alten und neuen Zeit. Das relativ Neue zeigt sich bei beiden in den realistischen Momenten und Nuancen ihrer Lyrik, in der ungebundenen, breit hinflutenden Form, der oft nur ein Rhythmus zugrunde liegt, in der Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Kunst wie an das Leben. Schon die Harts liebten den freien Rhythmus, dessen Verwendung immer charakteristisch ist für ein neues revolutionäres Dichtergeschlecht. Insbesondere Conradi ist in seinen dahinstürmenden Rhythmen ein typischer Vertreter dieser sich in Auflösung befindenden Lyrik, die trotz ihrer formellen Frische und oft hinreißenden Spannung doch Reflexionspoesie bleibt wie die Lyrik jener Jahre überhaupt. Conradis Poesie spiegelt die seelische Zerfahrenheit und Zerrissenheit ihres Schöpfers. „Erfüllt von dem ehrlichen Drange nach innerer Befreiung

vermag er sich doch nicht von den ihn umstrickenden Banden sinnlich leidenschaftlichen Begehrens zu lösen, und wenn er in einzelnen seiner Gedichte Töne warm quellender Empfindung und aufjauchzender Siegeslust findet, so beklagt er in andern wieder sein Prometheusloos, das ihn an die Niedrigkeit des Lebens fesselt und die Flugkraft seiner Schwingen lähmt" (Paul Heinze in seiner Literaturgeschichte). So schafft und wirkt eine innerlich unfreie Persönlichkeit, ein Dichter, der noch ganz in den Fesseln alter Anschauungen liegt. Ein starkes Wollen und ein leidenschaftliches, doch durchaus nicht dämonisches, im Grunde mehr pathetisches als tiefinnerliches Empfinden kennzeichnen diesen Dichter. Ein Genie war Conradi weder als Persönlichkeit noch gar als Künstler. Bleibtreu fesselt als Lyriker nicht so unmittelbar, er gibt sich nicht so seelisch-persönlich wie Conradi. Des letzteren Gedichte reflektieren ohne Wahl innere und äußere Erlebnisse, und so nicht nur die Seele des Dichters, sondern auch den Geist der Zeit. Bleibtreus Gedichte dagegen spiegeln eine universale und zwar skeptische Weltanschauung, eine kritische, intellektuell hochbegabte und phantasievolle Persönlichkeit, die unmittelbar jedoch nur durch die Kraft des intuitiv gewonnenen Einzelbildes wirkt. Sie wurzeln und gipfeln in kosmischen Ideen, die teilweise auf die pessimistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts zurückweisen, teilweise auf letzte naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Eine oft reizvolle und farbige Symbolik und Bildlichkeit wechselt mit nüchternen und abstrakten Reflexionen (vgl. insbesondere des Dichters reifste Poesien: „Kosmische Lieder" [1890], die sich durch knappe stimmungsvolle Bildlichkeit und gedankliche Tiefe auszeichnen). Gänzlich im Banne einer pessimistischen Weltanschauung steht Ludwig Scharf („Lieder eines Menschen", 1892). Ursprünglich eigenartiger begabt als die beiden soeben geschilderten Dichter, ließ er in schroffer Welt- und Menschenverachtung sein starkes Können nicht zu fruchtbarer Entwicklung kommen. Sein Gedichtbuch

„Tschandalalieder“ (1904) enthält jedoch eine ganze Reihe von Gedichten, die in ihrem drastischen, fast genial zu nennenden Zynismus außerordentlich stark wirken. Ebenso interessant ist Franz Held, wohl der feinste und originellste Künstler dieser ganzen Gruppe. Einige seiner Gedichte erinnern in ihren hellen, charakteristischen Farben an die Freilichtbilder seiner Zeit. Sein feines künstlerisches Empfinden offenbart sich ganz besonders in der Objektivität seiner sozialen Stimmungen, die plastisch und farbig, voll Leben und Bewegung sind, und in der aparten Grazie seiner Allegorien. Ein starkes Talent ist mit ihm leider allzufrüh dahin gegangen. Wilhelm Arent hat nur selten einen originellen und wirklich innerlichen Ton getroffen. Er besaß wohl ein feines kritisches Empfinden, doch nicht seinen eignen Poesien gegenüber, die seinen flachen Weltschmerz in unzähligen, immer gleich farblosen und allgemein gehaltenen Reimereien widerspiegeln. Er repräsentiert den poetischen Dandy seiner Zeit, der, mehr Dandy als echter Poet, doch gewisse, nicht uninteressante Stimmungen — freilich äußerlicher Art — seiner Zeit künstlerisch festzuhalten und zu gestalten vermochte. Daneben ist er der eigentliche Erotiker dieser Gruppe. Er ist als Künstler ein kraftloser üppiger Feinschmecker, der von Genuß zu Genuß jagt und niemals Befriedigung findet, niemals wirklich zu genießen vermag. Ihm nahe steht von der nachfolgenden Generation der recht unbedeutende Felix Dörmann. Vergessen sei auch nicht, daß der um die moderne Kunst verdiente Begründer des hauptsächlichsten Organs der Jungen: „Die Gesellschaft“, Michael Georg Conrad, auch als Lyriker hervorgetreten ist. Freilich ist er als Romancier von größerer Bedeutung; seine Lyrik, persönlich, kräftig und herb im Tone, ist zur Hauptsache prosaische Reflexions- und Tendenzdichtung.

Die damaligen sozialen wie literarischen Tendenzen kamen in ihrer ganzen Fülle in dem „Buch der Zeit“ von Arno Holz zum Ausdruck. Holz setzt sich in diesen Dichtungen aber

nicht nur mit der alten Kunst und Kritik, mit Politik und Moral auseinander, er gibt auch soziale Stimmungspoesie, z. B. Szenen von der Berliner Friedrichstraße, Hinterhaus- und Vorstadtstimmungen. Er schildert das ganze Großstadtleben in bunten, bewegten Bildern, er packt das Leben derb an, er nimmt es, wie es ist, ohne Sentimentalität, doch mit starkem Miterleben; er findet im einzelnen den treffenden, realistischen Ausdruck, er bezeichnet jedes Ding mit dem rechten Namen. So ist er bald lyrisch stimmungsvoll, bald tritt er wuchtig pathetisch für die neuen sozialen, ethischen oder ästhetischen Forderungen ein oder er verteidigt sie mit sarkastischer Rücksichtslosigkeit, bald gestaltet er objektiv nur das Milieu, das nackte, rauhe Leben, die Alltagstragödie. Aber er ist in diesen Gedichten — das zeigt sich in ihrer ganzen Form und Anlage — doch noch durchaus Epigone, ein Schüler Geibels. Die prägnante poetische Form, die ihn später in literarischen Kreisen so bekannt gemacht hat, hatte er noch nicht entdeckt.

Die eigentlichen Vertreter der sozialen bzw. anarchistischen Tendenzpoesie jener Jahre jedoch waren Karl Henckell und John Henry Mackay. Aus melancholischen Jugendstimmungen heraus entwickelte sich Henckell zum kraftvoll empfindenden lyrischen Verkämpfer der sozialistischen Weltanschauung. Der Grimm des Dichters gegen die bestehenden Zustände kommt namentlich in dem Buche „Amselrufe" in sehr selbstbewußter Weise zum Ausdruck. Trotzdem nun Henckell so für die soziale Lyrik prädestiniert zu sein scheint, gelingt es ihm infolge seiner überstarken Subjektivität doch selten, ein ergreifendes objektives Bild des Elends und der Not zu entwerfen oder in dichterischer Unmittelbarkeit das Elend selbst überzeugend reden zu lassen. In fast allen seinen Gedichten überwuchern leider Phrase und Pathos, Reflexion und Tendenz die leidenschaftliche Empfindung und Ergriffenheit. Dazu machen formelle Abenteuerlichkeiten viele Gedichte ganz ungenießbar. Jedoch gibt es unter seinen Poesien ein paar,

die ich die wahrhaft Henckellschen nennen möchte. In ihnen allein zeigt der Dichter einen eignen Stil. Sie werden getragen von einem stürmischen und trotzigen Selbstbewußtsein, sie schreiten daher in ihrer ehern klingenden feierlichen Sprache wie Tubenbläser. Ich meine Gedichte wie „Trutznachtigall", „Der heimliche Kaiser" und „Torenlied". Sodann ist Henckell ein feiner und frischer Liedersänger in einer Reihe von Liebes- und Naturgedichten, die in ihrer Einfachheit an Goethes Jugendlyrik erinnern. Wie sehr Goethe direkt auf die Modernen eingewirkt hat, das wird sich übrigens in interessanter Weise noch bei andern jüngeren Dichtern (Dehmel, Morgenstern) zeigen. In den letzten Jahren entwickelte sich Henckell ruhiger, seine Weltanschauung wurde universaler, vom Sozialismus sagte sich der Dichter gänzlich los. — Mackays Poesien hinterlassen fast überall den Eindruck, daß sie aus ehrlichstem Empfinden und Erleben heraus entstanden sind; aber sie wirken wenig reizvoll und künstlerisch selten suggestiv, sie zeugen fast alle von dem geringen schöpferischen und künstlerischen Gefühl ihres Verfassers, sie sind zur Hauptsache nüchterne, abstrakte Reflexionspoesien. Auch Mackays soziale Lyrik ist Streit- und Kampfdichtung. Inhaltlich am interessantesten noch sind die Bekenntnisgedichte, in denen der Dichter gegen Institutionen wie die Schule, die Kirche, die heutige Erziehung und für die Rechte der Jugend zu Felde zieht (vgl. Zyklus „Moderne Jugend"). Künstlerisch wirkungsvoll sind ferner die Hymnen des Buches „Sturm", so insbesondere die schwungvollen, rhythmisch stolzen und stürmischen Freiheitsgedichte „Am Ausgang des Jahrhunderts" und einige tendenzfreie, hochgestimmte Gedichte aus dem „Starken Jahr", wie vor allem der schöne, unmittelbar wirkende Zyklus „Sonne". — Auch Maurice von Stern verfaßte „Proletarierlieder" und „Stimmen im Sturm", in denen er für die Besitzlosen kräftig eintrat Sein eigentliches Gebiet ist jedoch das farbensatte Naturgedicht, zu dem er auch später zurückkehrte. Eine

blühende und prunkende Sprache ist ihm eigen; aber er weiß auch in welchen romantischen Stimmungen oft den einfacheren lyrischen Ton zu treffen. Sein letztes lyrisches Werk „Blume und Blitze" enthält eine Reihe edel empfundener lyrischer Gedichte. In diese Gruppe der sozial-naturalistischen Poeten gehört auch der Prager Friedrich Adler; doch sind seine sozialen Gedichte von ruhiger, objektiver Art, es sind Lebens- und Charakterbilder, — Milieustudien, oft durchwirkt von eigenartiger Symbolik und warmherziger Empfindung. Seine Kunst ist aber nicht allein von Zeitideen und -empfindungen abhängig, bisweilen offenbart sich — und dies sind seine tiefsten und künstlerisch wertvollsten Schöpfungen — in seinen Poesien ein freieres, universales Empfinden.

Von Dichtern, die in jener Zeit wurzeln, sind noch zu nennen Richard Zoozmann, Ludwig Jacobowski und Otto Ernst. — Zoozmanns beste Gedichte sind wohl die erotischen und sozialen seiner Jugend, später lenkte er mehr und mehr in alte Bahnen ein. — Jacobowski, ein im Grunde gar nicht originelles und durchaus unselbständiges Talent, begann mit phrasenhafter, abstrakter Titanidenpoesie, seine weitere Entwicklung zeugt von bewunderungswürdiger Willenskraft: er lernte künstlerisch empfinden und gestalten, trat dann bald darauf mit einem Buch zum Teil lyrisch empfundener und formschöner Liebes- und Stimmungsgedichte („Aus Tag und Traum") hervor, um schließlich in seinen letzten Werken auch intimer und persönlicher Empfundenes in einfacher prägnanter Form zu geben. Freilich von suggestivem Zauber ist seine Lyrik nicht, sie fesselt nicht, sie wird vergessen. Jacobowski war weder ein ursprüngliches Talent noch eine freie dichterische Persönlichkeit. Auch seine spätere Lyrik, die neben der Russes und andrer einhergeht, ist von geringer Bedeutung für die Entwicklung der modernen Lyrik. — Otto Ernst, der bekannte Dramatiker, hat phantasievolle, doch allzu wortreiche soziale Stimmungen gedichtet,

ebenso etwas derb herausgearbeitete, doch im Tone echte Balladen; ich schätze ihn am meisten als Sänger gemütvoller Natur- und Ehegedichte.

Der bei weitem bedeutendste Dichter, ja der einzig geniale Künstler dieser Zeit ist, wie schon mehrfach angedeutet, Detlev von Liliencron. Er ist nicht nur eine Persönlichkeit, sondern vor allem ein Dichter, ein Künstler. Man braucht nur ein Gedicht von ihm zu lesen, um dies zu erkennen. In seinen Poesien ist alles anschaulich, konkret empfunden und gestaltet, seine Lyrik wirkt so unmittelbar, so suggestiv wie etwa die Goethes. Liliencron gehört deshalb gar nicht in die Reihe all der soeben geschilderten Tendenz- und Reflexionspoeten. Er ist nur im geringen Maße von ihren Tendenzen und literarischen Bestrebungen beeinflußt. Dagegen offenbart sich in seiner Lyrik erst recht der realistische Geist der Zeit, oder vielmehr in ursprünglicher Weise das alte realistische Wesen der Poesie. Liliencron schließt die glänzende Reihe der Bürger, Goethe, Droste-Hülshoff, Fontane, Storm. Er ist in seinem ganzen Können, Fühlen und Denken Norddeutscher. Er erst hat unsre Poesie, die dahinsiechte am blassen, unpersönlichen, sentimentalen, langweiligen Idealismus epigonenhafter Kunstauffassungen wieder gesund gemacht, nicht durch neue künstlerische Theorien, nicht durch soziale und ethische Ideen, sondern durch die Fülle und Frische seiner lebendigen Persönlichkeit, durch die Echtheit und Ursprünglichkeit seiner erlebten Kunst. Er erschloß uns vor allem wieder die deutsche Landschaft, die deutsche Natur, insbesondere die norddeutsche Heide, das Moor und die Marschen mit ihrer ganzen stillen und großen Poesie. Sein Gebiet ist daher freilich hauptsächlich das der äußeren Wahrnehmung und des Gefühls. Seine Antipoden sind etwa Schiller und Nietzsche, die sich Weltanschauungen dichteten. Obwohl er so kein Dichter einer Weltanschauung ist, personifiziert er jedoch und gestaltet demgemäß auch unbewußt gewisse Ideen Nietzsches: Er lebte sich

aus, er gab sich immer, wie er war, als Mensch und Künstler, er konnte sich nicht anders geben. Wäre Liliencron noch dazu ein Prevbet, eine Faustnatur gewesen, wie er ein Phantasiegenie ist, so hätte er gewiß das Größte geschaffen. So ergeben sich aus seiner genialen Veranlagung auch seine Mängel. Charakteristisch in dieser Beziehung ist namentlich sein Epos „Poggfred", in dem sich Ansätze zu höherem Fluge finden, die sogar Dante in die Erinnerung rufen, aber die Phantasie des Dichters bleibt am Geschauten, an der Erscheinung hängen und vermag zum Sinn der Dinge nicht vorzudringen. Hingewiesen sei im besonderen, außer auf seine Naturpoesie, auf seine frische, flotte, oft aber auch sehr innige Liebespoesie, auf seine markigen, lyrisch farbigen und zugleich episch und dramatisch bewegten Balladen und auf seine einzige ganz persönliche Gelegenheitspoesie, insbesondere auf seine Sizilianen. Und nicht vergessen seien seine prächtigen Phantasiedichtungen, Gedichte wie „Pietà", „Die Sündenburg", „Die heilige Flamme" und „Krischan Schmeer". In ihnen offenbart sich, wie schon angedeutet, mehr eine tiefe, selige Freude am Geschauten, am Gestalteten und am Visionären, als am Tiefsinnigen und Symbolischen. Aber aus dem bunten Tanze scheinen sich doch bisweilen die ernsten Masken des tieferen Lebens und die Allegorien der ewigen Ideen zu lösen. Auch hier steht, bevor wir uns dessen ganz bewußt werden — kaum ist es vielleicht dem Dichter selbst bewußt geworden — auf einmal ein Welträtsel oder eine Offenbarung vor uns, — und vielleicht ist grade dies: höchstes künstlerisches Schaffen!

Liliencron hat natürlich auf die ganze neuere Poesie anregend und befruchtend gewirkt. Selbst sein Antipode Richard Dehmel ist stark von ihm beeinflußt worden, insbesondere auch Gustav Falke und Vierbaum im Anfang ihres Schaffens. Vergleichen wir die Entwicklung der neuen Poesie mit einer Kurve, so hat diese in Liliencrons Schaffen („Die Adjutantenritte", „Der Heidegänger", „Neue Gedichte")

einen Höhepunkt erreicht. Noch einmal erreicht sie einen solchen in Richard Dehmels Schaffen („Aber die Liebe").

Um das Jahr 1870 treten Wandlungen in den Anschauungen und in der Entwicklung der modernen Lyrik ein. An Stelle der Stürmer und Dränger, der Persönlichkeiten mit sozialen und ethischen Tendenzen treten Dichter der lyrischen Empfindung, geborene Lyriker und Künstler, und anderseits Propheten, Weltanschauungsdichter und Philosophen. Als Beispiele nenne ich von jeder Gruppe ein paar Dichter: Karl Busse und Gustav Falke; Johannes Schlaf, Franz Evers, Bruno Wille und Julius Hart (letzteren in weiterer Entwicklung). Die moderne Weltanschauungspoesie erreicht in Dehmels Lyrik ihren Höhepunkt, weil sie hier in einem eignen, durchaus persönlichen und suggestiven Stil erscheint. Von Anfang der neunziger Jahre an also ist die moderne Lyrik bestrebt, einerseits sich zu veräußerlichen (im guten Sinne), konkret und prägnant, Kunst und Stil zu werden, anderseits sich zu verinnerlichen, Empfindungs- und Weltanschauungspoesie zu werden.

Inzwischen erledigten sich auch, allerdings mehr in der neuen Dramatik und Prosakunst als in der Lyrik, die naturalistischen Theorien. Auch andre Faktoren wie bisher fingen an die deutsche Lyrik zu beeinflussen. An Stelle der Sozialethiker und Gesellschaftsreformatoren trat der Denker und Dichter und vor allem der Stilist Friedrich Nietzsche. Außer ihm wäre noch Theodor Fechner zu nennen. Daneben aber war es namentlich der französische (aber deutsch fühlende) echte Lyriker Verlaine, an dessen lyrischen Formen und Stimmungen, Klängen und Rhythmen sich die deutschen Dichter gern bildeten. Am deutlichsten wird dieser beiden Einfluß bei Richard Dehmel bemerkbar, der Nietzsches auch bei seinem ihm wenig kongenialen Nachahmer, dem pathetischen Franz Evers. Auch der spezifisch amerikanische Dichter Walt Whitman wirkt hier und da befruchtend auf die deutsche Lyrik; ebenso Baude-

laire, später Maeterlinck und jüngere Skandinavier und Franzosen.

Bedeutungsvoll für die weitere Entwicklung der deutschen Lyrik sind insbesondere die Jahre 1892 und 1893, in welchen die ersten bzw. die originellsten und besten Gedichtbücher von Karl Busse („Gedichte" 1892), Otto Julius Bierbaum („Erlebte Gedichte" 1892), Gustav Falke („Tanz und Andacht" 1893) und Richard Dehmel („Aber die Liebe" 1893) erschienen. Diese vier Bücher geben die neue Richtung an, ja sie sind mit die besten ihrer Art und der modernen Lyrik überhaupt geblieben.

Ein frisches faszinierendes Talent besaß der junge Karl Busse. Dieser Dichter war originell in einem Sinne, im andern nicht. Kein Neutöner, wirkt er doch unmittelbar, natürlich, echt lyrisch, immer ist er — wenigstens in seinen ersten beiden Büchern — konkret, prägnant, stimmungsvoll, und es fehlt ihm nicht an persönlicher Tiefe, wie seine schönen Sehnsuchtsgedichte beweisen. Ich rechne ihn zu denjenigen Dichtern, die mit ihrer Kunst die gute deutsche Tradition wieder aufnahmen und weiter entwickelten, jenen für uns Deutsche so charakteristischen romantisch-realistischen lyrischen Stil. Busse ist, auch wenn er vom deutschen Volkslied, weiter von Eichendorff, Storm, Novalis, Schoenaich-Carolath beeinflußt wurde, grade aus jenem Grunde nicht Epigone. Dichter dieser Art sind niemals den Epigonen (im schlimmen Sinne) beizuzählen, wie ich bereits anfangs bemerkte. Freilich die spätere Entwicklung des Dichters entspricht durchaus nicht ihrem Anfange. Ich halte Busses drittes Buch „Vagabunden" für eine verhältnismäßig schwache Leistung: der gesucht burschikose Ton der meisten Gedichte dieses Buches ist leider epigonenhaft.

Ein feineres und reicheres, ebenso ursprüngliches wie künstlerisch bildsames Talent ist Gustav Falke. Busse und Falke verhalten sich zueinander wie Jüngling und Mann. Das tertium comparationis ist beider deutsche Art.

Nur in den ersten Gedichten Falkes machen sich Beeinflussungen durch Liliencron und Konrad Ferdinand Meyer bemerkbar. Ich habe Falke einmal den größten Künstler unter den Modernen genannt, hierbei dachte ich an die harmonische einfache Form seiner Gedichte. Zu jenen großen Individualitäten, die hauptsächlich durch die Macht und Urwüchsigkeit, Fülle und Tiefe ihrer Persönlichkeit oder durch den Universalismus ihres Empfindens zur Bewunderung zwingen, gehört Falke nicht. Seine Dichtungen haben den Ewigkeitsgehalt der rein menschlichen, leise durch das Persönliche nuancierten und vertieften Empfindung. Diese Empfindung gibt Falke in einer reinen geläuterten Form. Innig und melodisch, elastisch und lebendig, von Empfindung und künstlerischer Intelligenz belebte und beseelte Harmonie ist seine Lyrik. Freilich auch seine letzten Gedichtbücher wirken nicht mehr so künstlerisch fein und menschlich eigen wie die ersten. — Insbesondere ist Falke ganz deutsch in seinen empfindungstiefen Eheliedern, in denen er Herdglück und Gattenliebe besingt. Durch plastische Anschaulichkeit zeichnen sich seine Naturgedichte aus, in denen er bisweilen eine balladenhaft wirkende Spannung der Stimmung erreicht. Eigen ist ihm ferner ein drolliger, kindlich naiver, oft auch kernig derber Humor. Auch in dieser Beziehung empfindet er ganz deutsch: seine Wander- und Trinklieder sind von urwüchsiger Frische. Nicht vergessen seien schließlich seine rhythmisch schönen harmonischen, oft gedanklich originellen Phantasiedichtungen.

Auch Bierbaums Lyrik ist keine neuwertige. Allerlei ältere Stile erscheinen in ihr modernisiert, wodurch sie im wesentlichen den Charakter der Barocklyrik erhält. Vielfach zeigt sie deutsches Wesen, besonders in den Gedichten, in denen der Claudius-Ton glücklich getroffen ist. So sind für mich die einfach schlichten, rhythmisch ruhigen Abendlieder die schönsten Gedichte Bierbaums. Auch seine graziösen, oft bizarren und gesucht kecken Pfingst-, Tanz- und Weinlieder

seien erwähnt, ferner die Allegorien. Beeinflußt wurde übrigens Bierbaum von Liliencron und vom deutschen Naturalismus.

Es sei hier bemerkt, daß alle diese Dichter, so verschieden geartet sie auch sonst sind, also Busse, Falke, Bierbaum, Dehmel u. a., sich in der Verliebe für die Naturstimmung ähnlich sind. Das ist überaus charakteristisch für diese Generation.

An dieser Stelle ist auch der meines Erachtens überschätzte Otto Erich Hartleben als Lyriker kurz zu charakterisieren. Hartlebens Verse sind vor allem ehrlich empfunden, unmittelbar spiegeln sie ein Erlebnis. Des Dichters Humor liebt es, bisweilen drastisch zu pointieren; doch immer geschieht dies in einfacher ungekünstelter Form. Diese sympathische künstlerische Gradheit unterscheidet ihn von dem ihm in mancher Beziehung künstlerisch verwandten Bierbaum. Als ein feiner lyrischer Stilist erscheint er in dem „Pierrot lunaire", einem Buche, das vielfach anregend auf die deutsche Lyrik (vgl. z. B. Bierbaums, Morgensterns, Schaukals Gedichte) gewirkt hat. Daß er auch künstlerisch vornehm und tief zu empfinden vermochte, zeigt Hartleben in dem Buche „Von reifen Früchten" (1902).

Das vierte und bedeutendste Gedichtbuch, das in jenen beiden Jahren erschien, ist Richard Dehmels „Aber die Liebe" (1893). Auch Dehmels starkes und a priori selbständiges Talent ist natürlich nicht ganz frei von Beeinflussungen geblieben. Nicht spurlos ging die Bewegung der achtziger Jahre an ihm vorüber, und namentlich von Liliencron hat auch er gelernt. Anderseits zeigt sein lyrisches Wesen Verwandtschaft mit Heine und mit ähnlich gearteten Dichtern, z. B. mit Grisebach. Insbesondere aber hat er sein künstlerisches Empfinden an Verlaines Lyrik gebildet. Das alles vermindert seine Bedeutung für die moderne Lyrik nicht im geringsten. Und seine Lyrik ist in mehrfacher Beziehung bedeutend und bedeutungsvoll. Dehmel ist ein Dich-

ter, dem universales und individuelles Fühlen in gleichem Maße eigen ist, er ist eine dichterische Persönlichkeit mit wirklich eignem kosmischen und ethischen Empfinden, das sich auch in einem durchaus individuellen und charakteristischen Stile äußert. Er wollte vor allem sich selbst ganz erkennen lernen, sich ausleben im Sinne Nietzsches. So stieg er hinab zu den letzten Wurzeln des Trieblebens und bekannte mit ehrlichster Offenheit alles das, was er in den unheimlichen trüben Tiefen erlebte. Ebenso wie das tiefste Erkennen entspringt aber auch wahrhaft schöpferische Phantasie, d. h. originelle Kunst (origineller Stil), dem innersten geheimnisvollen Wesen der Sinne und der Seele (ich sagte vorhin in diesem Sinne: Kunst ist Triebleben!). Dies wird ganz besonders an Dehmels Kunst offenbar: sie wirkt auch in ihrem Ausdruck, in ihrer Form wie Triebleben und deshalb so suggestiv. Aus so tiefem Durchfühlen und Erkennen alles Menschlichen wächst natürlich ein höheres Selbstbewußtsein, eine freiere Ethik allmählich empor. Nach einer Vereinigung christlicher und hellenischer, metaphysischer und naturphilosophischer Ideen strebt des Dichters weises Welterkennen: die Individualität wird zur Menschheitsseele, zum „Kulturgewissen", wie es Dehmel ausdrückt. Ich möchte behaupten, daß sich so in mehrfacher Beziehung goethisches und schillersches Wesen in Dehmels Kunst bekämpfen, sich gegenseitig anziehen und auch vereinigen, wie dies auch in der bald dithyrambischen, bald einfach prägnanten, bisweilen direkt goethischen Darstellungsweise des Dichters sich offenbart. Natürlich basiert Dehmels Empfinden in erster Linie auf den letzten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen: er hat aus diesen einen neuen lebensstarken befreienden Optimismus gewonnen, der in der Idee vom irdischen Gottmenschentum gipfelt, in der Idee, daß es höchstes Recht und höchste Pflicht des Menschen sei, sich individuell auszuleben, sinnlich und seelisch, — er ist ein Dichter des Egoismus, aber eines sich stetig läuternden Egoismus.

Man vergleiche hierzu das, was ich vorhin über den gefesselten Prometheiden, den an seinem Schicksal und der Menschheit verzweifelnden Conradi sagte, und man wird den Unterschied zwischen den Weltauffassungen jener und dieser Jahre am besten erkennen. Dehmels spätere Werke: „Weib und Welt", „Lebensblätter" und „Zwei Menschen" zeigen in aufsteigender Entwicklung dasselbe individuelle und universale, von seiner hehren Mission durchdrungene Wesen. Wenn man einen Dichter wie Dehmel beurteilt, so soll man dies nach seinem Gesamtwesen und nach dem Besten, was er geschaffen hat, tun. Ich bin mir aber wohl bewußt, daß Dehmel durchaus nicht immer groß und suggestiv wirkt, daß seine Art oft in Manier ausartet, daß sein Gefühl oft Reflexion ist, seine Ergriffenheit Pathos, seine Bilder bisweilen geradezu geschmacklos wirken. Auch er ist in mancher Beziehung noch ein Kind unsrer Übergangskultur.

Zu diesen modernen Weltanschauungsdichtern gehören, abgesehen von jüngeren Talenten, die später zu charakterisieren sind, auch Franz Evers, Julius Hart, Bruno Wille, Johannes Schlaf und Adolf Schafheitlin.

Es lassen sich gewisse Beziehungen zwischen Richard Dehmel und Franz Evers feststellen. Beide sind in erster Linie von individuellen Empfindungen beseelt und offenbaren in ihrer Kunst ein dem Nietzsches verwandtes Fühlen. Aber sie unterscheiden sich voneinander, wie sich eben der echte originelle Künstler von dem wortreichen Pathetiker, wie sich konkrete, lebendige, sprachschöpferische und beseelte Kunst von abstrakter Rhetorik unterscheidet. Wie es dem Denker und Dichter Evers an selbständiger Tiefe, an wirklich neuen und fruchtbaren Ideen, an eigentlicher seelischer und sinnlicher Tiefe fehlt, so fehlt es dem Künstler Evers an schöpferischer Gestaltungskraft. Nur selten wirkt seine Poesie vermöge der Prägnanz und der charakteristischen Sprache von Seele zu Seele. Diese Kunst der großen Worte, der grundlosen Inbrunst und der wesenlosen heroischen Gesten kann

man deshalb kaum Weltanschauungs- und Persönlichkeitskunst nennen. Mancherlei Anregungen, die seiner künstlerischen Entwicklung leider nicht förderlich waren, hat Evers aus theosophischen Studien geschöpft. Ich gebe schließlich gern zu, daß er auch einzelne schwungvolle dekorative Gedichte und ebenso einige stimmungsvolle zarte Liebes- und Naturgedichte verfaßt hat. Auch scheint der Dichter, wie sich aus seinen letzten Gedichtsammlungen ergibt, wieder zur Einfachheit zurückkehren zu wollen. Seine „Königslieder" (1894), „Hohe Lieder" (1896) und „Erntelieder" (1902) dürfen jedenfalls in einer Darstellung der modernen Lyrik nicht übersehen werden.

Ähnliches kann man über Julius Harts spätere Poesien („Triumph des Lebens") sagen, doch ist Hart als Denker und als Künstler eine viel tiefere Natur als Evers. Dies zeigt sich nicht nur in einzelnen Gedichten Harts — namentlich in den von pantheistischen Grundempfindungen getragenen Stimmungen herrscht oft eine an tiefsinnigen Bildern und an persönlichen Nuancen reiche Sprache —, sondern auch in der Vielseitigkeit seiner Lyrik. So sind ganz besonders seine kraftvollen, von Leben strotzenden sozialen sowie seine üppigen, inbrünstigen erotischen Gedichte hervorzuheben. Seine pantheistisch-mystische Lyrik zeigt trotz Phrase und Pathos denn doch einen weiteren Gesichtskreis als die Eversche. Auch Hart bleibt an der Peripherie hängen; aber seine Phantasie umkreist das ganze Weltall, und sein mystisches Denken und Fühlen ist befruchtet von den kosmischen Ideen der modernen Naturwissenschaft. Ein freier leben- und menschenfreundlicher Idealismus offenbart sich in seinen Poesien, ein religiöses Fühlen, das in der Illusion von der Identität alles Seienden wurzelt und in der Erkenntnis, daß die metaphysische (kantische) und die naturwissenschaftliche (darwinische) Weltanschauung nur als verschiedene Spiegelungen des Kosmos aufzufassen seien, und daß der Mensch das Maß und die Einheit aller Dinge sei. Es ist hier nicht zu unter-

suchen, ob nicht auch eine derartige Weltanschauung gewissen Ideen Nietzsches entspricht, obwohl grade Julius Hart sich theoretisch gegen Nietzsche wendet. Jedenfalls aber liegen die Wurzeln der Weltanschauungen eines Julius Hart einerseits und eines Nietzsche und Richard Dehmel anderseits — wenn sich die Kronen der Bäume auch berühren — weit auseinander. — Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es Hart nicht gelingen will, eine letzte Formel für die von ihm oft mit vielen schönen Worten dargelegten (monistischen) Erkenntnisse zu finden und somit den Lebensnerv seines auch grade in seiner Lyrik pulsierenden Weltempfindens bloßzulegen — hier zeigt sich die größere Reife einer vor der absoluten Wahrheit nicht zurückschreckenden ironischen (skeptischen) Weltanschauung. Dem entsprechend vermag der Dichter die Quintessenz seines tiefsten Wissens, Lebens und Fühlens auch nicht in knapper epigrammatischer Weise darzustellen. Aber gerade an der epigrammatischen künstlerischen Wiedergabe gleichsam des menschlichen Extraktes der Persönlichkeit, ihres tiefsten und geheimsten Fühlens erkennt man die Originalität und Meisterschaft eines Künstlers (vgl. Angelus Silesius, Logau, Goethe, Nietzsche, Dehmel, bei letzterem die Leitverse zu seinen Büchern). Gedanken-, Weltanschauungspoesie hat dann höchste künstlerische Berechtigung und ist dem zartesten lyrischen Stimmungsgedicht, etwa einem Volksliede gleichzustellen — weil sie nämlich dann ebenso unmittelbar wirkt —, wenn sie mit dieser stärksten künstlerischen Ergriffenheit (Konzentration) dargestellt ist, wenn sie in dieser einfachsten und zugleich umfassendsten Synthesis der Persönlichkeit, in dem lebendigen Blütenkleide der unwillkürlichen, d. h. einzig dem Inhalt entsprechenden Symbolik erscheint. So offenbaren sich die ewigen, uralten Gesetze der Kunst, an denen alle Theorien scheitern, insbesondere auch die naturalistischen, deren Methode eine auflösende ist. Daß ein Denker und Dichter wie Julius Hart jenes Gesetz der Logik

und dieses — entsprechende — der Kunst nicht anwendet oder nicht anwenden kann, scheint mir jedoch ebenso sehr für seine Befangenheit (etwa durch Zeittendenzen, künstlerische Theorien der Zeit usw.) als gegen seine kritische und künstlerische Begabung zu sprechen.

Mangel an schöpferischer Kraft, an Gestaltungs- und Konzentrationsvermögen scheint mir überhaupt der eigentliche Grund zu sein, weshalb manche dieser Dichter aus dem Reiche der gestaltungsfrohen Poesie in das der Theorien — und damit in das vergängliche der nur interessanten Zeiterscheinungen — sich flüchteten. Das wird aus dem Folgenden noch klarer sich ergeben.

Besonders charakteristisch für die unkünstlerischen Bestrebungen der Zeit ist das moderne Prosagedicht, eine Folgeerscheinung des Naturalismus. Ich denke hierbei besonders an Johannes Schlafs Dichtung „Der Frühling" und an Julius Harts Dichtungen ähnlichen Gepräges, die der Dichter aber ausdrücklich in dem Nachworte zu denselben (vgl. „Stimmen in der Nacht") Novellen nennt. Übrigens ist Johannes Schlafs lyrische Dichtung „Frühling" auch als Weltanschauungsgedicht und nach der ungefähren Zeit ihrer Entstehung an dieser Stelle zu würdigen.

Man kann zunächst über diese Dichtung und über Harts lyrisch-rhythmische Prosakunst dasselbe sagen wie über Harts Poesien überhaupt: es sind subjektive Reflexionspoesien, die stellenweise durch den Überschwang der Empfindung und Phantasie fesseln, sogar packen, stellenweise jedoch auch langweilig, abstrakt, unklar und zerrissen wirken. Also an sich sind diese Dichtungen als nicht vollkommene künstlerische Gebilde zu bezeichnen. Höchste Kunst wird sich auch in Zukunft nie so offenbaren. Gerade diese — analytische — Kunst wirkt nicht unmittelbar, obwohl sie anscheinend die Eindrücke genau so wiedergibt wie sie gewonnen wurden. Hier zeigen sich die Grenzen zwischen Kunst und Natur, die

Hart, wie seinem Nachwort zu den Novellen zu entnehmen ist, nicht zu kennen scheint. Ich möchte gegen diese analytische Methode behaupten, daß selbst das Psychologisch-Tiefste und Avarteste, also modernstes Empfinden, sich desto suggestiver offenbart, je sinnlicher, je weniger analytisch, je weniger naturalistisch die Darstellungsmethode ist. Die naturalistische Darstellungsmethode kann nur dann eine suggestive Wirkung erzeugen, wenn rein deskriptive Stoffe, z. B. ein äußeres Milieu, eine breite Landschaft, ein Genrebild, ein Idyll behandelt werden, wie die von Arno Holz und Schlaf gemeinsam verfaßten Großstadtstudien und die vielen, sehr poetischen Kleinstadt- und Dorfstimmungen von Schlaf (vgl. das Buch „In Tingeda") beweisen. Der analysierende unkünstlerische Charakter der naturalistischen Methode kommt dagegen bei ihrer Verwendung für das rein lyrische Stimmungsgedicht und für großempfundene Phantasielyrik klar zur Erscheinung: Die die Empfindung des Dichters zerfaserende Darstellung vermag die Stimmung und deren Geist und Wesen dem Leser oder Hörer nicht zu suggerieren.

Im übrigen ist Schlafs „Frühling" moderne Weltanschauungspoesie. Schlaf folgt ebenso wie Hart der Illusion von der Identität alles Seienden, er umkreist die Formel, die er nicht finden kann, ebenso unablässig wie Hart. Anregungen hat er namentlich von Fechner und von dem urwüchsigen amerikanischen Originalgenie Walt Whitman empfangen, auch von Verlaine, wie sein letztes Gedichtbuch „Helldunkel" beweist, in dem sich Verse finden, die beinahe so lyrisch schlicht und innig wie ein Volkslied wirken. Übrigens wenn ich Schlafs „Frühling" einen verfehlten Versuch in bezug auf die Darstellungsmethode nannte, so will ich damit nicht sagen, daß hier die naturalistische Methode durchweg mit unkünstlerischer Wirkung zur Anwendung gelangte. In absoluter Weise wird natürlich ein begabter Künstler wie Schlaf auch niemals von einer Theorie beein-

flußt werden. Schlaf hat vielmehr sehr viel eigenstes und ursprünglichstes poetisches Empfinden in der Dichtung zum Ausdruck gebracht; auch ist die Sprache stellenweise rhythmisch stark bewegt und in ihrer Bildlichkeit und individuellen Prägung oft von suggestiver Wirkung.

Schlaf ist eine analytische, passive, wenn auch echt dichterische Natur, Arno Holz, den ich nun zu charakterisieren habe, ist in sehr bewußter Weise Dichter und Theoretiker. Zielbewußt durchdachte er die Prinzipien des künstlerischen Schaffens, suchte er zu den Ursachen künstlerischer Wirkung zu gelangen. Ich erkenne drei Stadien seines Schaffens. Seine Kunst, erst nur dem Inhalte nach naturalistisch und der Form nach epigonenhaft („Buch der Zeit"), wurde vorzugsweise in den mit Schlaf zusammen geschaffenen Werken (Novellen, Dramen) auch der angewandten Darstellungsmethode nach naturalistisch. Dieser Naturalismus (als Darstellungsmethode) wurde in der Lyrik durch Schlaf für alle stofflichen Gebiete verwendet; daß Schlaf dennoch häufig hochpoetisch wirkt, hat seine Ursache in dem Temperamente und in dem künstlerischen Feingefühl des Dichters, die von den naturalistischen Beeinflussungen nicht ganz unterdrückt werden konnten. Holz dagegen mit seiner scharfsinnigen Intelligenz fand bald, daß nicht die konsequente Anwendung der naturalistischen Methode zur Kunst führte, sondern die Methode des prägnanten Naturalismus, des Impressionismus. Man darf nicht den Eindruck sezieren und wieder zusammensetzen, man muß vielmehr den fruchtbaren Moment, den Stimmungsträger, das suggestive Wesen des künstlerischen Objekts zu erfassen und zu gestalten suchen. Das Mittel, um dieses Wesen, die Seele der Stimmung gewissermaßen, auszudrücken, war bisher und bleibt die künstlerische Form. Auch Holz ist durchaus dieser Ansicht. Nach seiner Auffassung haben nämlich auch die Gedichte seiner „Phantasus"-Bücher Form; aber er verwirft die nach seiner Ansicht äußerlich dem Gedichte aufge-

zwungene Form, die Vers- und Strophengliederung, den Reim und das künstlerische Schema eines Rhythmus. Empfindung und Stimmung in höchster Einfachheit und Prägnanz darzustellen, wodurch sich ein natürlicher Rhythmus, Hebung und Pausen von selbst ergäben, dies sieht Holz, soweit ich ihn verstehe, als Ziel und Wesen seiner Kunst an.

Ich möchte auf dies Problem der Holzschen lyrischen Form etwas näher eingehen. Zunächst muß ich gestehen, daß es mir bis jetzt unklar geblieben ist, weshalb Holz seine Verszeilen nach der Mittelachse stellt. Herrscht hier Willkür oder Gesetz? Offenbaren sich so die natürlichen Pausen, oder der vorhin erwähnte natürliche Rhythmus? Steht dieser überhaupt fest bei einer lyrischen Impression? Lese ich diese nicht heute so und morgen anders, je nach Stimmung, Zufall und Verständnis? Und wenn ich sie mit andern Pausen lese als der Dichter und sie doch so genau wie der Dichter empfinde? ... Welcher Zwang und welche Willkür offenbaren sich in diesem feinen ausgeklügelten Gewebe! Ich sehe in der Tat nichts andres in Holz' poetischer Form als hier und dort rhythmisch bewegte, im allgemeinen aber nur impressionistische Prosa. Die Form ist hier tatsächlich in nichts andrem zu finden, als in der Prägnanz des einzelnen Worts und des einzelnen Satzes, also in der richtigen Auswahl der rein sprachlichen Mittel, und in der knappen Abgeschlossenheit des ganzen Gedichtes. Im übrigen ist die Verseinteilung eine willkürliche, und die äußere Form in dieser Beziehung eine verschiebbare, flüssige, überflüssige. Jeder kann das Gedicht schreiben, wie er will, wie es für ihn am schönsten aussieht und am bequemsten zu lesen ist.

Wie weit diese Prosa-Poesie nun in Werken der Vergangenheit wurzelt, will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls hat Holz als erster diese Methode der Darstellung theoretisch entwickelt und für das kleine selbständige lyrische Stimmungsgedicht prinzipiell angewendet. Und es gibt moderne Stoffe, die sich ohne Gewaltsamkeit kaum in eine andre Art

von prägnanter Fassung einkleiden lassen. Daß diese Form auch eine natürliche poetische ist, wird dadurch bewiesen, daß auch andre Lyriker der Vergangenheit und Gegenwart (ich meine hier nicht die Schule des Arno Holz), nur von ihrem Gefühl geleitet, immer wieder und wieder versucht haben, gewisse Eindrücke rein impressionistisch — unabhängig von Reim und Rhythmus — wiederzugeben. Jedoch ich bezweifle es, daß diese Form allgemein anwendbar ist, dem Wesen jeder Stimmung entspricht, kurz, daß sie Reim, Rhythmus und Strophenbau ersetzt, daß sie entwicklungsfähig ist. Nur für gewisse Stimmungen und Phantasien wird sie geeignet bleiben, und der rechte Künstler wird sie wie den ihr verwandten freien Rhythmus, dessen ruhige Schwester sie ist, an der rechten Stelle anzuwenden wissen. Holz hat vermittelst dieser Methode auch grade kleine rein lyrische Gedichte geschaffen, die fast so zart und schlicht, lyrisch und gradezu melodisch wie ein Volkslied wirken. Freilich habe ich beim Lesen dieser Verse das Gefühl, daß die Gedichte in gleichmäßig wiederkehrender Form, im einfachen Versmaß des Volkslieds, noch einfacher wirken würden. Bei solcher Gleichartigkeit der Empfindungen und Einfachheit der Mittel berühren sich die Methoden und gehen fast ineinander auf ... Aber ich bezweifle es, daß individuelle, subjektive, leidenschaftlich bewegte und ideenvolle Lyrik sich dieser Form bedienen wird. Zum Ausdruck des Tiefsten, Geheimsten und Größten bedarf die wahrhaft dichterische Persönlichkeit einer stärkeren, einer mächtigeren und individuelleren Synthese, bedarf sie der an sich wandelbaren, an sich entwicklungsfähigen, poetischen Formen. Diese sind bei einem wahren Kunstwerke (ich habe die Totalität seines Wesens im Auge; brüchige, fehlerhafte Stellen spielen keine Rolle) trotzdem niemals von außen her gleichsam dem Inhalt aufgezwungen worden, sondern sie sind mit Naturnotwendigkeit aus dem Wesen der Stimmung, aus ihrem Keime hervorgewachsen. Eine derartig gewonnene künstlerische Form vermag erst

ganz die Persönlichkeit, die Tiefe einer Idee und Empfindung zu versinnbildlichen, sie erst vermag auszudrücken, was vermittelst des nackten, auch des prägnantesten Wortes allein nicht auszudrücken ist: In den Formen fließt das Fluidum der Empfindung gleichsam von Seele zu Seele, und die Symmetrie und Harmonie der Formen, die Wesen alles Lebens ist, ist und bleibt auch Wesen der Kunst. Abgesehen von der inneren Notwendigkeit des Gleichklangs und des wiederkehrenden Rhythmus als der die Empfindung übertragenden Media (der Klang des Reimes z. B. entspricht der Bedeutung des Gesagten, dem Sinne der Stimmung), abgesehen von der Aufgabe des Reims und Rhythmus, die Teile eines Gedichts zu einer geschlossenen Einheit zu verbinden und die Harmonie, die Grundstimmung aufrecht zu erhalten, wodurch eine Dichtung doch erst Kunstwerk und vollkommen wirksam wird — sogar aus rein klanglichen und rein rhythmischen Gründen vertiefen beide Mittel die Wirkung des Gedichts und erhöhen so die poetische Stimmung und Erregung des Zuhörers und Lesers. Und zum Schluß: Angenommen, Holz' Methode wäre die offizielle, dann befürchte ich, daß sie zum mindesten eben solchen Zwang auf den sie anwendenden Künstler ausübt wie die alte.

Ich habe mich mit Absicht bei dieser Frage so lange aufgehalten, weil sie die modernen Probleme des lyrischen Schaffens überhaupt berührt und nicht allein in den Theorien des Arno Holz die Hauptrolle spielt. Die Frage ist nochmals zu berühren bei der Darstellung des entgegengesetzten Prinzips, des formalistischen, das in Stephan George seinen bekanntesten Vertreter gefunden hat, und bei der Darlegung der Kunst eines jüngeren Dichters, Alfred Momberts. Arno Holz selbst hat eine Anzahl Schüler gefunden, von denen ich Georg Stolzenberg und Robert Reß nenne. Übrigens ist auch Holz von pantheistischen Vorstellungen beeinflußt, wie häufig in seinem „Phantasus" zum Ausdruck kommt.

Von pantheistischen Empfindungen wird auch ein andrer Poet beherrscht, der mit Kunsttheorien jedoch wenig zu schaffen hat, aber an dieser Stelle seiner Entwicklung nach zu nennen ist: Bruno Wille. Wille ist mehr Philosoph als Dichter und als Philosoph wieder mehr Dichter als Logiker. Insbesondere hat ihn die in ihren Spekulationen tiefe Naturphilosophie Fechners, namentlich dessen Idee von der Psyche der Pflanze (Nana), von der Beseeltheit der ganzen Natur und von der Identität alles Lebens beeinflußt. In eigenartiger Weise hat er diese Ideen und andrerseits seelische Erlebnisse in den „Offenbarungen des Wacholderbaumes" poetisch bearbeitet. Seine künstlerische Art wurzelt in realistischen und auch in romantischen Empfindungen. Das kommt in den kräftig gestimmten, von Ergriffenheit zeugenden Frühlingsgedichten und in den an Novalis erinnernden Grab- und Klausnergedichten zum Ausdruck. Eine ähnliche, aber nicht so impulsive, sondern mehr in sich gekehrte, weichere Natur offenbart sich in Karl Hauptmanns Poesien „Aus meinem Tagebuch". Auch hier äußert sich ein Allempfinden in einer persönlichen, jedoch von nur geringer poetischer Gestaltungskraft zeugenden Form. Dieser Generation gehört auch ein Dichter an, dessen Weltanschauung nicht durch philosophische und persönliche Tiefe fesselt, sondern durch ihre schlichte, innige Wahrhaftigkeit und Genügsamkeit: Cäsar Flaischlen schöpft als Lyriker aus deutscher Gemütstiefe. Es haftet seiner Kunst etwas Lehrhaftes an, aber er gibt dies mit einer tiefen Empfindung, die nichts Überlegenes an sich hat, und mit einem treuherzigen, sonnigen, oft auch melancholisch-fröhlichen Humor. Ein stilles Sein, eine stille Kunst, die das, was uns allen eigen ist, von Seele zu Seele kündet. Unwillkürlich fügten sich auch hier Stimmungen zu zarten Prosagedichten oder prägnanten Impressionspoesien.

Der pessimistische Geist schläft niemals in der deutschen Literatur. Im eigenartigen Verein mit klassisch idea-

listischen und anderseits modern naturwissenschaftlichen Ideen erscheint er in der Lyrik Adolf Schafheitlins. Schon in den achtziger Jahren gab Schafheitlin eine Reihe von Dichtungen heraus, die sich durch Gedankentiefe, weniger durch einen persönlichen Stil auszeichneten. Gelegentlich nahm er in ihnen auch zu modernen literarischen und sozialen Bestrebungen Stellung. Ein eigenartiges Werk sind jedoch erst die später erschienenen „Saturnischen Phantasien". Eine merkwürdige Disharmonie offenbart sich in diesen Gedichten. Schafheitlin sehnt sich nach einem neuen Reiche der Schönheit und des Friedens — das klassische Altertum schwebt ihm vor, und den Anschauungen der Griechen entnimmt er seine Symbole —, aber seine lyrische Form ist durchaus keine klassisch edle, vielmehr eine geradezu chaotische, nur durch kraftvolle Bilder und Rhythmen eigenartig belebte. Mehr mag diese brüchige Form den Prometheus-Ideen des Dichters entsprechen. Die Titanen sind nach Schafheitlins symbolistischen Vorstellungen die Kräfte der Natur (Magnetismus, Elektrizität), die wir aus ihrer Verbannung befreien müssen, um mit ihrer Hilfe selbst Götter zu werden. Hier ist schließlich ein moderner befreiender Gedanke an Stelle der ursprünglich pessimistischen Ideen des Dichters getreten. Ganz und gar pessimistisch dagegen war und ist geblieben die Weltanschauung der Dichterin Marie E. delle Grazie, die auch zu dieser Generation gehört. Bei der Darstellung der modernen Frauenlyrik werde ich das Wesen dieser Dichterin näher zu charakterisieren versuchen. Von jüngeren Dichtern huldigen pessimistischen Anschauungen sodann noch namentlich Gustav Renner und Franz Herold, die der nächsten Gruppe angehören.

In den Jahren 1894 und folgenden kommt eine neue Generation von Lyrikern zur Geltung. Unter ihnen befinden sich wiederum Dichter mit eignem Weltempfinden und eignem Stil, andre, die in erster Linie das von Stimmungen beherrschte Leben der modernen Seele in impressionistischen Mo-

mentbildern künden, und noch andre, die nur Stilisten und Formkünstler sein wollen, und schließlich Dichter der deutschen Tradition, die sich in ihrem lyrischen Empfinden älteren Lyrikern wie Storm und Fontane und neueren wie Liliencron, Falke und Busse anschließen. Jedoch fehlt die persönliche Note fast keinem von ihnen. Auch sind sie alle in erster Linie Künstler. Die Zeit der Tendenzpoesien und der lyrischen Theorien ist vorüber. Alle diese Dichter befinden sich noch in der Entwicklung. Ich nenne einige von ihnen: Christian Morgenstern, Wilhelm von Scholz, Gustav Renner, Hans Benzmann, Hans Bethge, Rainer Maria Rilke, Richard Schaukal, Börries Freiherr von Münchhausen, Fritz Lienhard, Arthur von Wallpach, Emanuel von Bodman, Wilhelm Holzamer, Albert Geiger, Hugo Salus und Georg Busse-Palma. Auch einer der feinsten Poeten der Modernen, Wilhelm Weigand, trat erst jetzt mit reifen, formvollendeten und eigenempfundenen Poesien hervor. Im Anschluß an diese Dichter, von denen manche vielleicht noch nicht ihr Bestes und Reifstes gegeben haben, ist dann schließlich ein Überblick über die jüngste Entwicklung zu geben. Für sich sind Alfred Mombert, Maximilian Dauthendey und ähnliche Dichter und ebenso Stephan George, Hugo von Hofmannsthal und ihr Kreis zu charakterisieren.

Eine eigenartig spröde, innerliche Dichternatur spricht aus Christian Morgensterns Lyrik. Morgenstern ist von Nietzsche beeinflußt, daneben beherrscht ihn ein phantastisches Weltempfinden. Er ging aus von dithyrambischen Poesien, die sich durch eine kraftvolle, wenn auch zunächst nicht originelle Sprache auszeichneten. Oft konkret in kleinen Naturbildern, in denen ein kosmischer Humor zum Ausdruck kommt, ist er in größeren philosophischen Gedichten ebenso abstrakt, wie denn auch in seinen späteren Poesien eine merkwürdige, unausgeglichene Mischung von ab-

strakter Gedanklichkeit, persönlichem Temperament und echt dichterischem, wenn auch fast nie direkt lyrischem Empfinden immer wieder auffallt. Seine Weltanschauung wird später immer — ich möchte es einmal so nennen: physikalischer, immer mehr huldigt er einem ehrlichen, aber durchaus nicht pessimistischen Fatalismus, den er in eigenartigen Symbolen darstellt. Bisweilen gelingt ihm ein fast volkstümlich wirkendes Lied, bisweilen eine schöne, in sprachlicher Beziehung fast goethisch reine und ruhige Stimmung. Schließlich bevorzugt er die kleine subjektive lyrische Impression, die hier der Ausdruck eines reichen und gefestigten Innenlebens ist.

Wie Morgenstern gehört auch Wilhelm von Scholz zu den tieferen und originelleren jüngeren Poeten. Scholz hat Verse gedichtet, die von einer fast genialen Ursprünglichkeit und Tiefe in der Idee, im Bilde und in der Sprache sind; im allgemeinen aber leidet seine Kunst an einer Unklarheit und Dunkelheit, die oft bis zur gänzlichen Unverständlichkeit geht, auch an Empfindungsarmut. Manche seiner sich übrigens in den Motiven oft wiederholenden Selbstbespiegelungsgedichte möchte ich unfaßbaren, im Wesenlosen verfliegenden Hyperbeln vergleichen. Charakteristisch ist ferner für ihn ein lyrisch-epischer, realistisch-romantischer Stil: Balladenhafte, märchenhafte Bilder und Klänge, geheimnisvoll wie aus alten Mythen und Volksempfindungen emporsteigend, wollen im Neuen das Ewig-Alte, das Ewig-Vergängliche und im Vergänglichen das Ewig-Seiende, die Ideen an sich verkünden. So vermischt sich ein das All umfassendes Lebensgefühl im Weltempfinden dieses Dichters mit jenen sehnsüchtigen und ahnungsvollen Träumereien, die uns drängen, das Geheimnis des Todes zu enträtseln und die Furcht vor dem Tode zu überwinden. Aber der düstere Schatten, den der Tod vorauswirft, weicht niemals. Wohl dem, der dann die Kraft behält, schöpferisch tätig zu sein, trotz seines Erkennens der absoluten Wahrheit. Die Kunst allein vermag ihn zu befreien und zu erlösen.

Etwas von jener ernsten germanischen Ironie Shakespeares lebt in den Dichtungen des Wilhelm von Scholz; nicht anders als durch diese Ironie und Schaffensfreudigkeit läßt sich der Abgrund, der zwischen Leben und Tod gähnt, überbrücken. So sind Scholz' Dichtungen Stimmungen geworden voll dunkler Mystik, voll Dämmerlicht und Schatten, voll paradoxer Ideen und Bilder, sie sind Träume und Spiegelungen der Seele von bald erhabener, bald grotesker Phantastik. Hiermit ist natürlich nur die Grundstimmung des Buches „Der Spiegel" skizziert.

Verliert sich Wilhelm von Scholz in mystischer Dunkelheit und Unverständlichkeit, so herrscht in Fritz Lienhards „Gedichten" allzuviel Helle und verstandesmäßige Reflexion, die in künstlerischer Beziehung die Mehrzahl seiner Poesien wenig originell und poetisch erscheinen läßt. Seine Gedichte sind von überraschend ungleichem künstlerischen Wert. Hier — und zwar zumeist — abstraktes Empfinden und nüchterne Darstellung, dort feiner empfundene Naturpoesie, rhythmisch kräftige Heidestimmungen im Tone des Robert Burns und zarte romantische Sehnsuchtsklänge.

Eine vornehme Dichternatur ist Gustav Renner. Wenn ich ihn vorhin einen pessimistischen Dichter nannte, so bezieht sich dies auf den überstarken Drang des Dichters nach Wahrheit, auf seine allen Illusionen abgewendete Weltanschauung, auf die schwere, ernste, deutsche Grundstimmung seines ganzen Wesens. Trotz aller Not und Drangsal aber durchbricht mit elementarer Gewalt das Lebensgefühl immer wieder diese dunkle Grundstimmung, — ein Idealismus, der nicht allein seine Hoffnung und sein Vertrauen auf die Zukunft und auf den Fortschritt der Kultur setzt, sondern auch das Leben zu überwinden sucht. Insbesondere zieht den Dichter die symbolische Gestalt des Ahasver an, wie überhaupt auch für ihn — ähnlich wie für Wilhelm von Scholz — ein lyrisch-epischer Stil charakteristisch ist, eine visionäre Bildlichkeit, wuchtige Symbolik und Rhythmik.

Charakteristisch ist für alle diese Dichter ein spezifisch männliches Empfinden. Erotische Neigungen haben sie sehr selten behandelt, ein wirkliches Liebeslied hat keiner von ihnen gedichtet.

Auch Börries Freiherr von Münchhausen bevorzugt eine lyrisch-epische Kunst. Seine Sprache strebt nach plastischer Wirkung, nach festem Stil und strengem Gefüge. Der Stil der deutschen und englischen Ballade, aber nicht minder der feinere, biegsamere der Romanze, zieht ihn ganz besonders an. Seine Balladen erinnern bisweilen an die Fontanes und des Grafen Strachwitz, obwohl sie nicht von so feinem lyrischen und seelischen Leben und Sprachzauber erfüllt sind und auch nicht so elementar wirken wie die des ersteren. Nur geringe Bedeutung kann ich seinen pathetischen, phantasie- und ideenarmen Juda-Gesängen beimessen.

Der „Künstler" in diesem Kreise ist Wilhelm Weigand, dessen Buch „In der Frühe" zu den vernehmsten lyrischen Erscheinungen der Gegenwart gehört. Hier herrscht edles und feines Formgefühl und auch persönliche Empfindung. Wenn irgendein moderner Poet sich mit Konrad Ferdinand Meyer vergleichen läßt, so ist es dieser. Weigand ist jedoch viel weicher und lyrischer als Meyer; aber beiden ist Gemütstiefe neben feinstem Gefühl für harmonische Gestaltung des individuell Empfundenen eigen. An Weigands Lyrik erkennt man deutlich, wie sich echte und lautere Formenkunst und jene formalistische und dennoch so wirre und unharmonische Wortkunst der modernen Artisten, etwa eines Stefan George, unterscheiden.

Auch der Süddeutsche Albert Geiger gehört in diesen Kreis. Er gibt sich vielseitig: schwungvolle, hochgestimmte Trutgesänge wechseln mit seelisch zarten Liebesgedichten, Mädchenliedern, Waldträumereien und ganz süddeutsch empfundenen legendenartigen Gedichten, die in ihrem schlichten Stil an alte Holzschnitte erinnern.

Emanuel von Bodman, ebenfalls ein süddeutscher

Lyriker, hat eine Vorliebe für impressionistische Naturstimmungen, für pikante reizvolle Pointen. Nicht ohne Eigenart, vermag er jedoch selten sich natürlich oder besser künstlerisch harmonisch zu geben. Erst neuerdings zeigt seine Lyrik eine gewisse Reife und Beständigkeit, größere Tiefe in Empfindung und Motiv.

Schwere seelische Erlebnisse haben Wilhelm Holzamer, der bereits in seinen ersten Versen eine gewisse Eigenkraft zeigte, aber auch viel Abhängigkeit, z. B. von Gustav Falke, zur lyrischen Kunst des Herzens hingeführt (vgl. das Buch „Carnesie Colonna"). Die feineren Reflexionen der Seele erscheinen in einer zarten und melodischen Sprache und gleiten wie Träume voll süßer schwerer Melodie vorüber. Bisweilen unterbricht eine Phantasiedichtung größeren Stiles diese stillen Poesien: auch sie ist dann zart abgetönt, in ihren matten seidenweichen Farben reich und warm wirkend wie alte Gobelins.

Ein Dichter der Seele ist auch Hans Bethge. Freilich hier wirkt nichts so tief erlebt wie etwa bei Holzamer, hier wiegt die Freude am äußeren zarten Klange des Worts und Rhythmus vor, so daß diese zerbrechliche und glatte kraftlose Kunst oft der äußerlichen, rein formalistischen Art moderner Ästheten, wie Stephan George, bedenklich nahe kommt, wie denn Bethge überhaupt durchaus nicht persönlich und originell wirkt. Es steht kein Lebensinhalt hinter dieser Kunst. Am besten gelingt dem Dichter der Ton der Sehnsucht. Wenn er uns die stille Heide Norddeutschlands, die duftenden, silberglänzenden Nächte Spaniens schildert, von verschwiegener Liebe und süßer Entsagung, von traumhaftem Glück und Leid erzählt, dann lauschen wir wohl ein Weilchen gern seiner kleinen Harfe.

Georg Busse-Palmas Gedichte sind ungleich an künstlerischem Wert. Bisweilen überrascht der Dichter durch eine fast volksliedartige Tiefe und Einfachheit des lyrischen Ausdrucks. In solchen Gedichten lebt dann die ganze Em-

pfindungsschwere des Niederdeutschen, künstlerische Vorstellungen lösen sich in uns, deutsche Stimmungen ähnlicher Art, wie sie etwa ein Lied aus dem Dreißigjährigen Kriege oder jene wunderbaren Landschaften und Genrebilder der Holländer in uns erwecken. Auch Busses Balladen sind echte Balladen, einfach, prägnant, von fester Struktur und gerade deshalb von suggestiver Wirkung. Ein in manchem ähnliches Talent ist Agnes Miegel, die ich im Kapitel Frauenlyrik zu charakterisieren haben werde. Jüngste Dichter dieser feinen deutschen romantischen Richtung sind sodann noch Hermann Hesse, Alfons Paquet und Ludwig Finckh. Man könnte die lyrische Kunst dieser Dichter eine deutsche Renaissancekunst en miniature nennen: so voll feiner persönlicher Tiefe, so voll Freude am Farbigen und Lichten, am Schwermütig-Dunklen und Sehnsüchtig-Mystischen ist sie. Goldene Fäden verbinden sie mit Eichendorff, Novalis, Gottfried Keller und Mörike. Wie ja überhaupt dieses feine romantische Fluidum durch die ganze deutsche Kunst ebbt und flutet, ähnlich wie zwei andre Elemente: das einfachere naivere des deutschen Volksliedes und das goethische.

Eigenartige lyrische Talente sind dagegen Fritz Philippi und Gustav Schüler. Beide sind Kämpfernaturen, Gottsucher, beide entschieden dichterische Persönlichkeiten, jener eine passive Natur voll Sehnsucht nach Frieden mit Gott, dieser ein Revolutionär und Verneiner. Jener findet unwillkürlich für sein Welt- und Naturempfinden eine fast lapidare, biblische, impressionistische Sprache. Dieser, pathetisch und wuchtig, schwelgt in kraftvoller Wortsymbolik und im skeptischen Paradoxismus. Auch Max Bewer hat einige originell empfundene religiöse Gedichte aufzuweisen. Ein andrer Dichter, den religiöses Empfinden zur Poesie hinleitete, Karl Ernst Knodt, ist erst spät mit lyrischen Sammlungen hervorgetreten, in denen sich manches tief und innig empfundene Gedicht, manche feine persönliche Stimmung findet. Von einer schönen Begeisterung sind auch des Freiherrn

von Grotthuß religiöse Dichtungen getragen. Endlich schließe ich in diesen Kreis noch einen älteren Dichter ein, der erst jetzt zur Geltung gekommen ist, den württembergischen Landmann Christian Wagner.

Wenig originelle Talente sind die Norddeutschen Paul Remer, Martin Boelitz und Karl Bulcke. A. K. T. Tielo ist bisher namentlich mit charakteristischen litauischen Landschaftsstimmungen und Balladen hervorgetreten, ebenso Wilhelm Lennemann mit Liedern nach Motiven aus dem westfälischen Bauernleben. Kräftige im Volkston gehaltene Balladen (nach Sagen und Historien), die von vieler Begabung zeugen, verdanken wir den Schleswig-Holsteinern Willrath Dreesen, Georg Ruseler und Gerhard Ewald Seeliger. Allzu pathetisch doch nicht unsympathisch infolge ihres männlich herben Tons muten mich die Gedichte des Rheinländers Rudolf Herzog an. Von rheinischen Dichtern erwähne ich noch Theodor Herold, Laurenz Kiesgen und Karl Engelhard.

Doch nicht alle Dichter von Talent können auch nur genannt werden. Viele wie Otto Frommel, Paul Grotowsky, Georg Reicke, sympathische innerliche Menschen und Dichter, stehen der großen Entwicklung fern.

Aus einer Münchener Gruppe, der auch Otto Falckenberg, Hermann Eßwein und Richard Scheid angehören, ragt Leo Greiner hervor, der zwar persönlich eigenartig und tief, aber als Künstler noch zu exaltiert und brüchig wirkt. Auch der gemütvolle Dichter Wilhelm Langewiesche, dessen schöne Waldstimmungen in ihrem schlichten ruhigen Ton doch eigenartig suggestiv wirken, sei nicht vergessen. Von jüngsten Münchenern sind noch zu erwähnen Franz Hessel, Alexander von Bernus und Karl Schloß.

Beachtenswert ist eine Gruppe jüngster elsässischer Dichter. Ihr gehören als die begabtesten René Schickele, Bernd Isemann und Ernst Stadler an. (Von älteren

elsässischen Poeten ist namentlich der liebenswürdige Christian Schmitt zu erwähnen. — Auch Lienhard ist Elsässer.)

Aus einem Kreise aufstrebender jüngster Berliner Poeten (Zeitschrift „Charon") nenne ich den phantasievollen **Otto zur Linde.**

Eine Sonderdarstellung können schließlich die österreichischen Dichter beanspruchen. Von ihnen sind Talente feinerer Art Rainer Maria Rilke und Richard Schaukal; doch verlieren sich beide allzusehr im Absonderlichen: Rilke in Formspielereien, Schaukal in exaltierten Posen, in nichtigen Selbstbespiegelungen. Das bei weitem stärkere Talent von beiden ist Rilke. Es ist zu bedauern, daß dieser einst ursprünglich empfindende und phantasiebegabte Poet, dieser echte Lyriker, dessen Können sich so oft in den prachtvollsten Bildern und Metaphern, in einer tiefen Natursymbolik und Empfindung für das Volksliedmäßige, Einfache, Vegetative offenbart, sich ebensooft und immer öfter im Bizarren, Manierierten, Äußerlichen oder im gekünstelten, daher ebenso äußerlich wirkenden psychologischen Tiefsinn verliert. Es ist leider zu befürchten, daß er stets ein Unfertiger und Suchender bleiben wird. Schaukals Lyrik fehlte von vornherein der ursprüngliche innerliche Ton in Empfindung und Form. Sie blieb Stimmungs- und Impressionslyrik mit kleinem Gehalt und von äußerlicher Wirkung. Den Charakter oder Stimmungsgehalt einer originellen Zeit, etwa der Ludwigs XIV. oder des Rokoko, ebenso seltsame, ja perverse psychologische Stimmungen weiß der Dichter in geistvoller, fesselnder Weise darzustellen. Sehr deutlich repräsentieren diese Dichter den unbestimmten Charakter der österreichischen Poesie. Auch in den Gedichten anderer österreichischer Poeten wirkt ein weiches, wenig persönliches Empfinden vor. Zarte Innerlichkeit und klare Einfachheit ist der Lyrik Emil Faktors eigen, persönliche Tiefe und stärkere Ergriffenheit der Josef Adolf Bondys, romantische Naturbeseelung der Camill Hoffmanns. Genannt seien als Lyriker dieser Art noch Paul

Wertheimer, Stephan Zweig, Oskar Wiener, Hans Müller, Paul Leppin und Adolf Donath.

Zu jener Gruppe österreichischer Dichter gehört kaum der Prager Hugo Salus. Sein Empfinden ist derberer Art. Während in den Poesien von einigen der genannten Dichter auch das feinere Empfindungsleben des modernen Juden entschieden zum Ausdruck kommt, ist Salus' Poesie zum gut Teil jüdische Reflexions- und Verstandeslyrik; daher ihr geistreiches und pointierendes Wesen. Anderseits aber wirkt Salus' Lyrik gesunder und lebendiger wie die jener Dichter. Von herzerquickender Frische sind manche seiner poetischen Genrebilder.

Außerhalb dieses Kreises steht auch der sehr begabte, doch leider weniger bekannte Franz Herold, ein Dichter von eignem ernsten Empfinden und zarter lyrischer Form. Herold trifft oft den lyrischen innerlichen Ton ganz rein, abgesehen davon, daß aus jedem seiner Gedichte ein Erlebnis spricht und aus seinem Gesamtwesen eine wertvolle Persönlichkeit, die sich leider ganz dem Pessimismus hingegeben zu haben scheint.

Ein tüchtiger deutscher Geist herrscht in den Poesien des Tirolers Arthur von Wallpach. Freilich hier geht der Streiter für das Deutschtum oft mit dem Poeten durch. Wallpachs Gedichte sind vielfach abstrakt und unpersönlich im Ton. Mit Vorliebe entnimmt der Dichter seine Motive und Symbole dem deutschen Mythus, alten germanischen und nordischen Gebräuchen. Wo er gleichzeitig auch sprachlich einen realistischen, herben Ton anschlägt, nur da erscheint er mir als ein origineller Dichter von feinem poetischen Empfinden. Derartige Gedichte sind namentlich seine Natur- (Frühlings- und Gebirgs-)stimmungen.

Von österreichischen Dichtern, die, obwohl von geringerer Bedeutung für die Entwicklung der modernen Lyrik, doch durch ein persönlicheres oder feineres künstlerisches Empfinden aus der ganzen breiten Schar der reimenden Poeten

hervorragen, seien ferner noch erwähnt: Hermann Hango, ein melancholischer Pessimist von bisweilen gedanklicher Tiefe und Eigenart, Franz Eichert, ein Verkämpfer der katholischen Weltanschauung und Sänger schlichter melodischer Lieder, Ginzkey, ein Lyriker von oft überraschender, fast volkstümlicher Tiefe und Einfachheit der Empfindung, Franz Himmelbauer, dessen einfache, schlichte Verse bisweilen an Martin Greif erinnern, und Karl Bienenstein, den ebenfalls ein tiefes Naturgefühl auszeichnet, der aber auch persönliche Empfindungen dichterisch wirkungsvoll zu geben weiß.

* * *

Für sich zu betrachten sind die Dichtungen einiger jüngerer Lyriker von allerdings ganz verschiedener Individualität. Diese Dichter haben aber das miteinander gemein, daß jeder von ihnen das seinem Fühlen entsprechende Kunstprinzip, sei es mit künstlerischer Absichtlichkeit oder „vom Gott getrieben" ad extremum, wenn nicht ad absurdum, führt. So ist Stefan Georges Kunst ganz formalistisch, die Alfred Momberts, seines Antipoden, dagegen anscheinend ganz Intuition, direkt wiedergegebenes Seelen- und Traumleben, der Darstellungsmethode nach durchaus naturalistische Kunst. Die exklusive Stellung, die beide als extremste Vertreter entgegengesetzter Kunstanschauungen einnehmen, rechtfertigt diese Sonderbetrachtung. Freilich sind beide, als Persönlichkeiten und Könner an sich, durchaus nicht gleichwertig. Als der an sich bedeutendere und originellere erscheint von vornherein Alfred Mombert. Seine Kunst ist eine neuwertige, zu neuen Zielen wenigstens hinweisende. Stefan George dagegen wirkt in seinem Erstlingswerke recht unbedeutend, und bleibt, zu seinen Zielen gelangt, doch immer ein Nachahmer älterer und fremder Stile, etwa der Romantiker (Gebr. Schlegel u. a.) oder französischer und englischer Lyriker wie Baudelaire und Dante Gabriel Rossetti. Außerdem wird in diesem Abschnitt Hugo von Hof-

mannstal zu charakterisieren sein, der, in seinem Stilempfinden George zwar verwandt, doch nicht so konsequent wie jener nach Prinzipien dichtet. Hofmannstals Lyrik wirkt jedenfalls tiefer und persönlicher, freier und künstlerisch intensiver als die Georges. Auch einige andre jüngere Lyriker ähnlicher Art sind im Anschluß daran zu kennzeichnen.

Wenn man heute von Artistenpoesie spricht, so meint man damit vorzugsweise die Bestrebungen Stephan Georges und seines Kreises. Es war natürlich, daß grade, als der Naturalismus seine letzten Konsequenzen gezogen und durch diese sich selbst widerlegt hatte, eine andre Bewegung — die gegensätzliche — einsetzte. Diese neuen Poeten gingen jedoch in ihrer Weise ebenso wie die Naturalisten über Ziel und Wesen der Kunst hinaus. Sie hetzten das formalistische Prinzip bis zum äußersten. So kam jene Artistenpoesie auf, die das Formelle übertreibt und ihm eine übers Ziel hinausgehende Bedeutung zumißt: die Kunst der leeren Worte, die Form an Form, Bild an Bild, Klang an Klang fügt, und oft nur um des schönen Wortes und des schönen Klanges willen. Ein neuer Irrtum! Denn das Wesen der Kunst nicht ist Form an sich, ist nicht starre Schönheit und sinnlose Erhabenheit, Wortwirrsal ohne innere Notwendigkeit, sondern Versinnbildlichung. Ebenso wichtig wie die Form ist der Inhalt, die Vorstellung selbst, die Idee oder die Empfindung, die ja der Wurzelboden für das künstlerische Gebilde ist. Ein Talent, das George jedenfalls ist, kann natürlich nicht ganz durch ein äußerliches Gebaren zugrunde gerichtet werden. Es fehlt auch diesem Kunstegoisten gelegentlich nicht an tieferer Empfindung und an schönen Ideen, durch die sich eine eigenartige Weltanschauung ausdrücken möchte. Am besten gelingt ihm das Idyll, die Elegie, die sinnvolle Allegorie und ruhige Hymne. Diese Dichtungsarten entsprechen seinem leidenschaftslosen, berechnenden Wesen. Er liebt das gedämpfte Pathos, er feiert immer Feste der Freundschaft, der Liebe, der Natur. Fol-

gende Verse, die genau in der Schreibweise des Dichters wiedergegeben werden, mögen für den Dichter und Künstler Stefan George in seiner besten Art charakteristisch sein.

Juli-Schwermut.

Blumen des sommers duftet ihr noch so reich:
Ackerwinde im herben Saatgeruch
Du ziehst mich nach am dorrenden geländer
Mir ward der stolzen gärten sesam fremd.

Aus dem vergessen lockst du träume: das Kind
Auf keuscher scholle rastend des ährengefilds
In ernte gluten neben nackten schnittern
Bei blanker sichel und versiegtem krug.

Schläfrig schaukelten weipen im mittagslied
Und ihm traufelten auf die gerötete stirn
Durch schwachen schutz der halme-schatten
Des mohnes blätter: breite tropfen blut.

Nichts was mir je war raubt die vergänglichkeit
Schmachtend wie damals lieg ich in schmachtender flur
Aus mattem munde murmelt es: wie bin ich
Der blumen mild. Der schönen blumen mild.

Traum und Tod.

Glanz und ruhm! so erwacht unsre welt
Heldengleich bannen wir berg und belt
Jung und groß schaut der geist ohne vogt
Auf die flur auf die flut die umwogt.

Da am weg bricht ein schein fliegt ein bild
Und der rausch mit der qual schüttelt wild.
Das gebot weint und sinnt beugt sich gern
„Du mir heil du mir ruhm du mir stern."

Dann der traum höchster stolz steigt empor
Er bezwingt kühn den Gott der ihn kor
Bis ein ruf weit hinab uns verstößt
Uns so klein vor dem tod so entblößt!

All dies stürmt reißt und schlägt blizt und brennt
Eh für uns spät am nacht firmament
Sich vereint schimmernd still licht kleinod
Glanz und ruhm rausch und qual traum und tod.

Bedeutender ist der Österreicher Hugo von Hofmannsthal. Er ist entschieden der tiefste und originellste in einem Kreise junger Wiener Dichter, zu denen auch der Dramatiker Arthur Schnitzler und der Novellist Peter Altenberg gehören. Diese Kunst ist keine oberflächliche, sie zeigt einen eigentümlichen Stil und ist insbesondere psychologisch tief und fein. Sie ist üppig emporgewachsen aus den Reflexionen der komplizierten und egoistischen modernen Seele, die sich fortwährend nur mit sich selbst beschäftigt und an nichts Großem und Kräftigem sich begeistern kann, vielleicht weil sie die Nichtigkeit alles Seienden durchschaut. Alle naive Kraft, alle Freude am großen, zukunftsfrohen Leben, alle Fühlung mit der Volksseele ist diesen Dichtern bei ihrer steten Beschäftigung mit ihrer Kunst und ihrer Seele abhanden gekommen. Sie sind die rechten Artisten. Hofmannsthal, der Lyriker dieser Gruppe, wirkt manchmal ebenso dunkel, unverständlich und manieriert, ja geschmacklos wie Stephan George. Anderseits ist ihm anscheinend der alte Goethe vorbildlich gewesen. Denn eigen ist ihm in seinen besten Gedichten eine vornehme Schönheit und Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Und wie der alte Goethe gibt er seine frühreife Lebensweisheit, die in einem ruhigen lebens- und genußfreundlichen Fatalismus gipfelt, in blühenden Allegorien und Sinngedichten. Seine feinste Lyrik ist in seinen Dramen enthalten, insbesondere in dem „Tod des Tizian". Hervorgehoben sei aus diesem Drama die sprachlich schöne und seelisch tiefe Nachtstimmung.

Von jüngeren Dichtern dieses Kreises ist der begabte Karl Gustav Vollmoeller ein ungleich tieferer Poet als Stephan George. Sein Romanzenzyklus „Parzifal" enthält Stimmungen von außerordentlicher gedanklicher und sprachlicher Schönheit. Ganz abgesehen davon, daß das alte Abenteurer- und Schicksalsmotiv hier eine vertiefte Deutung und komplizierte Weiterentwicklung erfahren hat. Auch Vollmoellers Dramen, „Die Gräfin von Armagnas" u. a.,

sind lyrisch stilisierte Dialoge. Diese Kunst ist eine vielleicht allzu feine, doch lebendige, poesievolle Romantik.

Alfred Momberts Poesien mögen seelische Erlebnisse, Traumbilder, Halluzinationen und Vorstellungen subjektivster Art in direkter Wiedergabe sein. Es scheint dem Dichter nur daran zu liegen, sich von diesen furchtbaren, die Seele oft aufs schrecklichste peinigenden Bildern, Visionen und Phantasien zu befreien; wie sie auf andre wirken, danach fragt er nicht. Wer sich oberflächlich mit den Dichtungen Momberts beschäftigt, der wird daher nichts weiter als ein Chaos von wirren Bildern und seltsamen Visionen wahrnehmen. Auch die, die sich mit Liebe in diese merkwürdigen Poesien vertiefen, werden immer wieder auf Stellen stoßen, die ihnen durchaus unverständlich bleiben. Und den besten Freunden des Dichters mag es so gehen. Man muß Momberts Poesien wie Tagebücher lesen, die Kapitel enthalten, die der Autor gewissermaßen im Dunkel der Nacht schrieb, als seine Augen nicht sahen, was er schrieb. Eine eigentümliche bannende Stimmung lebt dennoch in diesen ungeformten Vorstellungen, jene Zwielichtstimmung, die wir selbst so oft durchleben, wenn Unbewußtes in uns bewußt wird, wenn Einfälle und Eindrücke sich zu Vorstellungen, Träumen und Ideenassoziationen verdichten, wenn nur das vegetative, noch kaum vom Willen gezügelte Triebleben der Seele sich regt und aus geheimnisvollen, schöpferischen Gründen Bilder, Gestalten und Visionen magnetisch emporzieht. Wer in dieses schöpferische Chaos hinabzutauchen vermag, dem wird Momberts Poesie auch Offenbarungen bieten, dem einen diese, dem andern jene. Nur von solchem Standpunkte aus wird man den Dichter verstehen und auch einigermaßen würdigen können, nur insofern bringt er auch Neues, stellt er seelische Vorgänge dar, wie sie bisher wenigstens noch nicht dargestellt worden sind. Wo die Vorstellungen selbst noch wirre, halbwache, kommende und schwindende sind, da kann natürlich noch keine Kunst vorhanden sein, sondern

höchstens werdende Kunst. Als solche erscheint mir Momberts Poesie, als solche bietet sie mir auch Interessantes: originelle und bizarre Gedanken, Bilder und Symbole; sie gewährt mir Einblicke in ein merkwürdig chaotisches Innenleben, in eine sich in ewiger Entwicklung befindende Weltanschauung, die in der Überwindung des Todes und des Lebens durch die menschliche Phantasie zu gipfeln scheint, in der Illusion, daß nur der Mensch kraft seines bewußten Denkens, kraft seiner alle Reiche der Geschichte und des Lebens, der Ewigkeit und Unendlichkeit durchfliegenden, das tote starre Sein also eigentlich erst belebenden Phantasie, Schöpfer und Gott ist. Erst dieses Leben der Vorstellungen, der Phantasie ist das Leben, das Heimatland des „Glühenden". Auch Mombert gelangt wie andre moderne Dichter zum pantheistischen Monismus. Doch kann ich seine wirre, ungestaltete und vor allem empfindungsarme Lyrik nur für eine interessante, keineswegs für eine erfreuliche Zeiterscheinung halten. Dem gegenüber, der sie für neue Kunst, für die Kunst der Zukunft hält, betone ich, daß auch in Zukunft ein großer Künstler stets das innigste Gefühl für das künstlerische Empfinden seines Volkes haben wird, so daß er gar nicht anders kann als sich und sein tiefstes Wesen in zwingender, suggestiver, unzweideutiger Deutlichkeit offenbaren: Durch seine vollendete Kunst wird Ursache, Höhepunkt, Nerv und Seele, kurz die ganze Atmosphäre seiner Stimmung in uns wach und ebenfalls wirksam werden; Vorstellungen wird er in uns lösen und diese durch keinen äußeren Umstand, durch keine formelle Disharmonie und Dunkelheit stören, mögen sie an sich auch von höchster Tragik, voll Schrecken und Pein, voll Wirrnis und Disharmonie sein.

Eine ähnliche Natur wie Mombert offenbart sich in Maximilian Dauthendeys Dichtungen. Auch hier ein Bestreben, möglichst unmittelbar — allein schon durch das Wort, durch das Bild — zu wirken. Auch hier oft ein gänz-

liches Verkennen der Mittel und des Wesens der Kunst. Dautbendey wird von dem gesund und klar fühlenden Leser ebenso wie Membert nur als eine Nebenfigur im Kreise der heute Schaffenden aufgefaßt werden können: eine Kunst, die selbst dem Eingeweihten und Verständniswellen oft unverständlich, zumeist geschmacklos erscheint, ist überflüssig und unfruchtbar und gehört zu den nichtersreulichen Erzeugnissen eines vielseitigen unruhigen Zeitgeistes. Jedoch eines berührt manchmal sympathisch bei Dautbendey: Naturgefühl und ein warmherziges Empfinden. Memberts Lyrik ist dagegen fast ganz **empfindungslos.**

Schließlich sei noch auf einen jüngeren Dichter dieser Richtung aufmerksam gemacht, der, obwohl Maler von Beruf, als Poet in erster Linie durch die natürliche Rhythmik seiner Verse, weniger durch farbige Plastik, originell erscheint: E. R. Weiß ist viel mehr Lyriker als die beiden soeben charakterisierten; seine ersten Naturgedichte sind von zarter Weichheit in Empfindung und Ton, seine späteren, Gesängen ähnliche Gedichte spiegeln kosmisches Empfinden mit einer schönen Unmittelbarkeit.

Ein echtes poetisches Talent war der Sonderling: Peter Hille. Seine hymnenartigen Gedichte, die man freilich nicht auf die Bedeutung des einzelnen Worts oder Epithetons hin untersuchen darf, sind intuitiv empfunden und durchzieht von einem starken Naturgefühl. Namentlich die Seele des Mädchens weiß dieser ahnungsvolle kindliche Träumer mit all ihrem unbewußten Leben in pflanzenhaft zarten Worten und Versen zu deuten und darzustellen.

* * *

Die ältere Weltliteratur hat im ganzen nur wenige Lieder aufbewahrt, von denen es feststeht, daß sie von Frauen gedichtet worden sind. Auch ist es eine interessante Tatsache, daß unter den späteren Liederdichtern z. B. unter den Dichtern der romantischen und schwäbischen Schule, keine Liederdichterin

von Bedeutung sich befindet. Das spezifisch weibliche Empfinden, das naive keuschsinnliche Liebesempfinden des Mädchens und das Mutterempfinden hat bisher seinen natürlichsten und originellsten Ausdruck in den Liedern von Männern (Goethe, Chamisso) gefunden. Die Frau ist ihrer ganzen Natur und kulturellen Entwicklung nach anscheinend nicht naiv oder nicht Künstlerin genug, um diesen lyrischen Urton rein zu treffen. Jedoch gibt es unter den modernen Dichterinnen ein paar, die zeigen, wie sehr sich auch nach dieser Richtung hin das künstlerische Empfinden der Frau verfeinert hat (z. B. Ricarda Huch, Agnes Miegel).

Ziel der weiblichen Kunst ist vielmehr Offenbarung eines Innenlebens, nicht künstlerische Wirkung an sich. Alle Frauendichtung, auch die Prosa, ist lyrischer Art, d. h. in diesem Sinne: subjektiver, persönlicher Art, sie ist je nach dem Temperament und der Art der Begabung leidenschaftlich bewegte Empfindungs-, Phantasie- und Tendenzdichtung oder sinnvolle ruhige Reflexionspoesie. Die Frau empfindet nur sich, nur ihr Glück, nur ihren persönlichen Schmerz, nicht das Glück und Leid des Mädchens, nicht das Mutterglück. Aber auch dem subjektiven Empfinden der Frau stehen Grenzen entgegen. Bei aller Subjektivität fehlt es ihr an Originalität, sei es nun im Welt- oder im Stilempfinden. Hier zeigt die Frau, insbesondere die deutsche, ihre ganze Unselbständigkeit. Daher ist Frauenkunst zumeist Zeitkunst, sie kündet Leben und Bestreben, selten Weltempfinden. Doch diese Entwicklung ist eine natürliche! Die Frau steht den Wurzeln des Lebens, der Familie und der Zeit in gewisser Beziehung näher als der Mann, dessen natürliche Helferin in seinem Bestreben, sich individuell und zugleich zu einer universal empfindenden Persönlichkeit zu entwickeln, seine physische und soziale Selbständigkeit ist. Nicht allein historische Entwicklungsgesetze veranlaßten also dieses Ergebnis, sondern auch natürliche. Demgemäß zeigt der Mann auch mehr Stilempfinden als die Frau, er war dazu berufen, das

Absolute in der Kunst, die Form, zu hüten und weiter fortzubilden und zu entwickeln. Auch die modernen Weltanschauungen und die modernen Stile sind vom Manne vorzugsweise aufgestellt und entwickelt worden. Dagegen spiegelt sich das ganze moderne soziale und politische Leben, die Zeit, insbesondere natürlich die Frauenbewegung und die komplizierte Seele der modernen Frau, in der heutigen Frauenliteratur, und zwar vorzugsweise im Frauenroman, weniger in der Lyrik.

Von älteren lyrischen Dichterinnen sind von einiger Bedeutung Frida Schanz, in deren Lyrik eine durch innere Kämpfe geläuterte, resignierende, kluge und künstlerisch feinfühlende reflexionäre Frauennatur zum Ausdruck kommt, ferner Adelde Kurz, deren starke, energische und phantasievolle Natur sich an dem Schönheitsempfinden der Griechen und der italienischen Renaissancekünstler bildete — so erinnern ihre Sonette, in denen sich ein feines individuelles Seelenleben offenbart, in der Symbolik und Zartheit der Sprache an die Liebessonette Dantes und seiner Freunde; doch auch Verse voll weicher deutscher Sentimentalität hat sie geschrieben. Sodann Alice von Gaudy, die kräftige Balladen und sinnvolle Naturgedichte verfaßte, und endlich Alberta von Puttkamer, in deren von Leidenschaft und Phantasie durchglühten Gedichten sich so recht die subjektive, in künstlerischer Beziehung wenig harmonische Natur der Frau, ein überschwengliches Selbstbewußtsein, ein unbändiges, vielleicht weniger tiefes als vielmehr pathetisches Empfinden — freilich oft in großer episch-lyrischer Bildlichkeit und Symbolik — offenbart.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den jüngeren Versdichterinnen ist meines Erachtens jedoch die Österreicherin Marie Eugenie delle Grazie. Reich an Ideen und lyrischen Stimmungen ist ihr Epos „Robespierre". In dem Wesen und in den verschieden gearteten Weltanschauungen der Revolutionsmänner bricht sich vielfarbig wie das Licht

im prismatischen Glase der Dichterin eignes Empfinden und eigne universale Weltanschauung. Diese ist eine auf Grundlage der Darwin-Haeckelschen Philosophie tief pessimistische. Unbarmherzig schreitet die Entwicklung vorwärts, machtlos steht ihr der Mensch, selbst das Genie gegenüber. Nur die Idee des Fortschritts geht trostvoll nebenher. Ähnliche Ideen kommen auch in den „Gedichten" und in den „Italienischen Vignetten" zum Ausdruck. Viele Gedichte weisen auf ein leidenschaftliches Seelenleben hin. Das eigentliche lyrische Stimmungsgedicht gelingt der Dichterin selten. — Einen heroisch-pantheistischen Charakter zeigen die Gedichte der Maria Janitschek, sie sind in mancher Beziehung den Dichtungen Franz Evers' ähnlich. Maria Janitschek ist eine typische Vertreterin moderner Frauenlyrik. Temperamentvolle Strophen wechseln mit langatmiger, abstrakter, unkünstlerischer Reflexionspoesie. Obgleich alle möglichen Themen berührt werden, fehlt es der Dichterin doch an eigentlich originellen Ideen. — Die einzige Dichterin, die die naturalistische Bewegung mitgemacht hat, ist Anna Croissant-Rust. An ihrer Lyrik zeigt sich aber so recht das Unkünstlerische der naturalistischen Theorien. Eindruck ist an Eindruck gesetzt, bisweilen wird eine Stimmung, ein Akkord angeschlagen, aber alle Detailmalerei erfaßt nicht Wesen und Seele der Stimmung und läßt eine suggestive Wirkung nicht aufkommen. — Ist M. Eugenie delle Grazie die bedeutendste Persönlichkeit, die gedankenreichste und ideentiefste der modernen Dichterinnen, so ist Ricarda Huch die feinste Künstlerin, die eigentlich lyrische Dichterin unter ihnen. In ihren kleinen einfachen und doch so prägnanten Liedern kommt wirklich das unmittelbar zum Ausdruck, was ich spezifisch weibliches Empfinden nenne. Daneben besitzt sie das feinste Gefühl für prägnante lyrische Symbolik, für jene zarte Wort- und Lautmalerei, die das Leben der Seele eher künstlerisch vermittelt als alle naturalistische Impressionslyrik. — An Selbständigkeit des Denkens und künstlerischen Empfin-

dens steht Hedwig Lachmann den bisher genannten Dichterinnen nicht nach. Freilich ihre grüblerische paradoxe Natur läßt sie kaum zu künstlerischer Klarheit und poetisch reinen Stimmungen gelangen. Bedeutend ist sie als Übersetzerin.

Diesen Dichterinnen, deren ernstes Streben und mannigfaltiges Können alle Beachtung verdienen, stehen andre gegenüber, die in ihrer Lyrik hauptsächlich das rein sinnliche, erotische Empfinden der Weibesseele verherrlichen. Im ganzen hinterläßt diese wenig aparte Kunst einen unerquicklichen Eindruck, zumal da man nicht zu der Überzeugung gelangen kann, daß hier wirklich dämonische Naturen ihr Tiefstes und Geheimstes offenbaren, vielmehr das peinliche Gefühl behält, daß Manie und Mode die eigentlichen Urheber dieser zum Teil verderbten Lyrik sind. Von älteren Dichterinnen ist Hermione von Preuschen zu erwähnen, deren ursprünglich temperamentvolle, wenn auch wenig künstlerische Lyrik schließlich aller tieferen und wahren Empfindung entbehrt, weil die Verfasserin um jeden Preis erotisch und dämonisch wirken will. Sie hat sich jeder künstlerischen Zucht entzogen. Jüngere Dichterinnen dieser Art sind Marie Madeleine und Teleresa. Beide, nicht unbegabt, suchen im Gegensatz zu Hermione von Preuschen durch eine glänzende Rhetorik zu wirken, und in der Tat gelingt es ihnen, seltsame erotische Stimmungen, die uns von merkwürdigen menschlichen Verirrungen erzählen, plastisch, farbig und außerordentlich lebendig darzustellen. Auch Elie Lasker-Schüler gehört in diese Reihe. Ein exaltierter unkünstlerischer Stil und ein zigeunerhaftes erotisches Empfinden sind für sie charakteristisch. Ihre Lyrik wirkt mehr verstandesmäßig gekünstelt als etwa originell.

Gleichzeitig traten Dichterinnen auf, deren Lyrik in natürlicher weiblicher Empfindung wurzelt. Es ist viel über diese Dichterinnen geschrieben worden, mit Begeisterung hat man hierbei sogar Dilettantinnen wie Thekla Lingen gepriesen. Auch Anna Ritter ist meines Erachtens nur ein schwaches

Talent. Ihre Gedichte sind allerdings lyrisch empfunden; aber von einer epigonenhaften Farblosigkeit und Gleichförmigkeit. Die schwere, süße, träumerische Poesie des Mädchens, die der Seele entquillt und doch sinnlich ist, konkret wie eine Frühlingslandschaft und einfach — freilich ungesucht einfach — wie ein Volkslied, suchen wir bei Anna Ritter vergebens. Auch bei Clara Müller. Dafür bietet uns aber die temperamentvolle, starke Persönlichkeit der letzteren mehr, sie ist die des leidenschaftlichen reifen Weibes, das einmal geliebt hat und seitdem sich verzehrt in Erinnerungslust und -qual. Ihre Verse zeigen ein typisches Gepräge, und dennoch haftet ihnen der Zauber persönlicher Empfindung an. Insbesondere enthält ihr Buch „Mit roten Kressen" eine Entwicklungsgeschichte des Weibes in echt lyrisch empfundenen Stimmungen. Die soziale Lyrik der Clara Müller leidet wie fast alle deutsche am Phrasenreichtum und am tönernen Pathos, nur ein echtes tendenzloses Gedicht rührt von ihr her, die großzügige Stimmung: „Fabrikausgang". Viel bedeutender als „soziale Dichterin" ist die leider wenig bekannte, doch sehr begabte Westfälin Hedwig Dransfeld. Von Parteitendenzen findet man in ihren Gedichten keine Spur, dagegen herrschen hier ein edles Pathos und zugleich lebensvolle Anschaulichkeit. Marie Stona, anfangs recht konventionell und farblos, wirkt in ihren späteren Gedichten persönlicher und künstlerisch feiner. Zu nennen wäre noch Frida Jung, in deren Lyrik in schöner Unmittelbarkeit die natürlichsten Empfindungen des Mädchen- und Frauenherzens Ausdruck gefunden haben.

Schließlich sei noch auf drei Dichterinnen besonders hingewiesen, die wohl die begabtesten von den jüngsten sind: Agnes Miegel, Lulu von Strauß und Torney und Irene Forbes-Mosse.

In ihrer Lyrik vereinigt sich weibliches und persönliches Empfinden zu reiner künstlerischer Wirkung. Sie sind Dichterinnen des typischen deutschen Stils, der in ihren

Stimmungen jedoch in individueller Verfeinerung erscheint. Agnes Miegel und Irene Forbes-Weiß vernehmlich sind Künstlerinnen von jener unerklärlichen Ursprünglichkeit in Empfindung und Wort, die nur den echten Poeten eigentümlich ist. Ihre blühende Romantik ist von der lyrischen vegetativen Art Eichendorffs und J. P. Jacobsens. Julie von Strauß und Torney dagegen ist realistischer, als Persönlichkeit stärker und vielleicht tiefer. Alle drei sind ausgezeichnete Balladendichterinnen. Namentlich in den Balladen von Agnes Miegel herrscht eine hinreißende Ursprünglichkeit der Empfindung, eine Sprache von bezaubernder Prägnanz, Schönheit und Ausdrucksfülle. Oft ist es, als habe sich in diesen Versen die süße Empfindungsweichheit der Romantiker, eines Mörike und Storm mit der realistischen Kraft und Klarheit eines Fontane vereinigt.

* * *

Ich kann mich, da ich von bestimmten Gesichtspunkten aus der Entwicklung der modernen Lyrik gefolgt bin und die markierenden Linien und Wesenszüge immer wieder bezeichnet habe, in dem Schlußwort über das allgemeine Ergebnis kurz fassen. Ich meine, daß alle heutige Lyrik, im Gegensatz zu der vor zwanzig Jahren herrschenden, ein individuelleres und prägnanteres Gepräge zeigt. Empfindung und Sprache ist nicht nur viel persönlicher, sondern auch künstlerisch feiner geworden. Neben einer erfreulichen stilistischen Vielseitigkeit ist von Bedeutung der neue, auf den philosophischen, naturwissenschaftlichen, ethischen und sozialen Errungenschaften basierende Universalismus im Weltempfinden der bedeutendsten modernen Lyriker, so daß letztere als die wahrhaften Repräsentanten moderner Weltanschauungen und eines zukünftigen religiösen Empfindens gelten können. Andrerseits ist in der Kunst hochbegabter neuerer Lyriker der deutsche romantisch-realistische Stil wieder zur Blüte gekommen. Die moderne Lyrik zeigt ihr gesundes, lebenskräftiges

Wesen gerade auch in dieser Erscheinung. Ich bin der Überzeugung, daß nicht Stephan George, Hofmannstal oder Mombert und ähnliche Wortkünstler und „Artisten" die Vorbilder zukünftiger Poeten sein werden, sondern wiederum das Volkslied, die Dichter der „deutschen Tradition", die Eichendorff, Mörike, Storm, Keller u. a. Nicht die Schwäche, nicht das Nervöse und Zweideutige, nicht Manier und Blasiertheit wird siegen, sondern die Stärke, das Gesunde und Ehrliche, Klare und Einfache. Es geht ein Strom von Poesie von den Minnesängern und dem alten Volkslied aus durch die Seelen späterer Poeten zu den Seelen der heutigen. Die deutschesten Dichter, nämlich die des Volkslieds, die Romantiker und namentlich Goethe, wirken heute stärker denn je. Wir haben wieder eine lyrische, eine persönliche und eine deutsche lyrische Kunst.

Moderne deutsche Lyrik.

Friedrich Adler.*)

Am Wasserfall.

Schweigend seh ich den Fall der Wasser.
Wo sich die Felsen verengen,
ein mächtig Ringen und Drängen,
das rauschend den Weg sich bricht;
und breit hervor ans Licht,
gleißend im leuchtenden Sonnenstrahl,
stürzen die weißen Massen zu Tal.

Und ein Schäumen, Tosen und Zischen,
eine wirbelnd hastige Flucht,
und dazwischen
dumpf mit ewig gleicher Wucht
füllt des Aufschlags Donner die Schlucht.
Der Fels bebt, darauf ich stehe.
Und staunend sehe
ich die Wasser fallen und wallen
in zerstäubenden Wellenkristallen,
Augen und Ohren
in den gewaltigen Takt verloren.

Berauschend ist dies schrankenlose
wilde Gebrause und Getose,
eine begeisternde Bergespredigt,
welche die Seele der Fessel entledigt,

*) Biographische Notizen über die einzelnen Dichter siehe am Schluß des Buches S. 611.

der Fessel, getragen
in Plagen und Klagen,
der Fessel, kaum mehr empfunden
im Kreislauf pflichtiger Stunden.

Nicht mag ich's mißachten
das Sinnen und Trachten,
das Sorgen und Wirken
in engen Bezirken —
Aber das Höchste ist doch die Kraft,
die nicht sinnt, nicht schafft,
die brausst ohne Zweck und Ziel,
keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,
nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
herrlich und prächtig, weil sie ist,
ungebunden und unbändig,
weil sie nur lebt, doppelt lebendig!

Beethoven.

(Neunte Symphonie, vierter Satz.)

Ich bin ein Mensch und will meine Freude!

Schal wird der Trunk,
den das Glück kredenzt
Millionen von Lippen;
ungenossen und unempfunden,
bringt er nur dumpfes
Gefühl der Trägheit.
In mir aber
sollte er aufglühn
in unendlicher Glut,
und von dem Rausche
in meiner Brust
sollte in tausend Herzen hinüber
springen der Funke
doppelten Lebens,
doppelten Pulses!

Aber vergebens!
Ein Spiegel bin ich,
den Licht nicht traf,
eine klangvolle Saite,
die den Meister nicht fand,
ein Echo, harrend auf ein erlösendes Wort,
das nicht gekommen.

Und nun schau ich in Bitterkeit
zurück auf den Weg.
Mir schlägt kein Herz,
das selig macht,
mir ward kein Boden,
auf dem ich stehe,
einsam leb ich
mit meiner Seele,
und selbst die Pforte,
durch welche die Welt des Klanges einströmt,
ist mir verschlossen.

Und doch, du klagendes Herz,
belügst du mich nicht? —
Was immer mir gestorben,
eins lebt in mir:
die Kraft zu schaffen,
die mich gleich macht dem Gott!

Laß sie zersplittern, die morsche Welt!
Ich bau sie aus Nichts
herrlicher, reiner,
und all das, was im Traum ich ersehnt,
gibst du mir, meine Kunst!
Unendliche Seligkeit,
Wonne sonder Reue,
das Schweben über dem Abgrund
ohne Sorge, ohne Grauen.
Wunderbar Geheimnis,
das aus Geräuschen Töne bildet,
aus nüchternen Worten hehren Gesang,
leuchtende Farben aus grauer Erde —

Du überwindest
des Leibes Gebrechen,
du füllst mit Göttern
den entvölkerten Himmel
und überschüttest mit blühenden Blumen
die Wüste der Seele!

Aus der Nacht,
aus dem Trotz mit dem Schicksal
ringt es sich auf —
im Herzen innen
wallt und wogt mir
ein ufertoses Meer,
und sieghaft tönt
aus Leid und Not,
aus dem flüchtigen Taumel des Lebens,
aus dem wilden Schäumen des Grolls,
aus schmerzlich nutzlosem Sehnen
hell und klar
nicht die Verheißung des Glücks,
das Glück selbst,
und meine Seele jauchzt:
Freude, schöner Götterfunken!

Dämmerstunde.

Sprich nur, sprich!
ich höre die Rede rinnen,
ich höre dich.

Durch das Ohr nach innen
gleitet die Welle;
Frieden trägt sie und Helle
tönend mit sich.

Ich höre die Worte rinnen —
ich will mich auf keins besinnen:
ich höre dich.

Wilhelm Arent.

Begegnung.

Hei, hussa! Mazeppa, Turriddu!
Staub wirbelt empor!
Tripp trapp, tripp trapp —
husch, wie der Blitz —
naht mein Herzblatt, mein Lieb;
rosigfrisch wie ein Morgen
im Wonnemond, im fröhlichen Mai:
so lichttrunken und lustig
schaut sie wie eine Fürstin
in die lenzselige Welt!

Seht, wie eine Welle
taublinkender Gräser
umkost die schelmischen Guckäugelein
der blauwallende Schleier!
Und jetzt, o wie herrlich! —
tiefmetallisch erglänzt
das Gold des venezianischen Blondhaars
im Schimmer der aufglühenden Sonne . . .
Mein Herz pocht überlaut! . . .
Auf mich nur schaut
das süße, blasse Antlitz,
mir lächelt es Liebe
und jauchzende Hoffnung
ins sehnende Herz . . .
Husch! ist sie vorbei!

Fern nur Kindergeschrei —
dann Stille, tiefe Stille . . .
Und ich sinne und träume . . .
Meine Seele fliegt,
wie die Wolke sich schmiegt
in des Himmels Lichtazur:
durch die lichten Räume des Alls,
durch die lenzduftende Flur
zum Tempel des Glücks . . .

Mondnacht.

Ein Lorbeerblatt auf einem Schwanenrücken
fand ich in stiller, grüner Waldesnacht:
O süßer, keuscher Anblick zum Entzücken —
von einer Meisterhand göttlich erdacht!

Die Wasser küßte traumhaft-tiefes Schweigen,
kein Hauch lag auf der märchendunklen Flut,
das Mondlicht traf rings von den blühenden Zweigen,
färbte den Wald rings mit Rubinenglut.

Ferdinand Avenarius.

Vorfrühling.

Verloren im Raume
ein erster Vogelruf.

Doch schwer hinschnaubend
durchs dampfende Marschland
mit dem Eisen durchwühlt's
der gewaltige Stier.
Und festen Tritts hinter ihm
schreitet der Mensch,
die Kerner schleudernd,
wo auseinander
mit schwarzroten Wellen
schäumt der Grund.

Regenschwanger
der Himmel darüber,
breit lagernd
in schlafender Kraft.

Hirschröhren.

Mondennacht
über den Bergwäldern weit.
Durch den Nebel streift

dünner Regen
und Wind, wie vom Sterbenden
der Odem pfeift.

Plötzlich stöhnt's —
Das ist der Hirsch, der röhrt! —
stöhnt die Leidenschaft
und schreit.
Da erwacht
im Widerhallen
an den Hängen allen,
in allen den Dunkeln das Tote
und rafft
sich auf und fragt
in die Nacht
und klagt
und erschlafft.

Jugenden und Alter.

Leis aus Dunkeln löst sich mir ein stilles
Abendsonnenbild. Ich selber drinnen
schreit, ein Jüngling, an des Vaters Seite
durch das Wallen segenschweren Korns.
Deutlich seh ich bis aufs kleinste Fältchen
seine feinen, klugen, guten Züge,
seh die Felder, wo jetzt Straßen starren,
und die grüne Bank am alten Birnbaum
dort am Hügel, fern im West die Türme,
und die blauen Blumen rings im Golde . . .

Welt, wo bist du?

Da vor meinem Auge sinken Schatten,
mir berührt ein fernes Licht die Seele,
und ich sehe mit erhelltem Blieck.
Welten seh ich in die Ewigkeiten
langsam sinken, wie vergeßne Lande
in die Meere sanken. Auf der Fluten
Grund seh ruhn ich dies mein Einst. Doch tiefer
seh ich wieder Meer und unterm Meere

wieder eine Welt, und wieder Meere,
wieder Welten, Jugenden und Alter
von Geschlechtern. Und ich höre deutlich,
wie die Stimmen aus den Welten hallen,
Lebenstimmen. Ja, sie leben alle,
jede lebt für sich ihr reiches Leben
unter ihrer eignen fremden Sonne.
Lebt es weiter ohne uns hier eben,
die wir selten nur sie, staunend hören,
immer seltner, immer leiser, wie sie
tiefer in die ewigen Meere sinken.

Nacht war's.

Tief in den Dunkeln unsrer Seele wühlt,
uns unbekannt, ein Böses wild und heiß.
Doch selten nur dehnt's plötzlich sich und tastet
murrend am Boden unsrer Sonnenwelt
und rüttelt dran und reißt sich einen Spalt
und glubt hinauf. Doch vor dem Schein des Tags
erschrickt's und kriecht in sich zusammen.

Nacht war's. In einem langen, dumpfen Saal
stand ich im Siechenhaus. Nur Stöhnen hört ich
und Röcheln. Grelle Streifen warf der Mond
sah durch die Fenster, lang die Reihe fort
zwischen die Pfeilerschatten. Die verbargen
die Betten: ich erkannt sie nicht, trat ich
nicht dicht davor. Da faßt es plötzlich mich
wahnwitzig an — ein weißes Linnentuch
umwand ich mir, und aus dem Schatten jetzt
trat ich ins helle Schlaglicht vor und nickte
als Sterbegeist dem Kranken zu. Der schrie
in Grauen auf, warf sich zurück und zuckte
und starb. Und ich, im Dunkel schlich ich fort
und trat ins Licht vors nächste Siechenbett
schauspielernd hin, und wieder schrillt der Schrei.
Und weiter schritt ich, und sie schrien und starben,
bis endlich aus mir selber auch herauf
ein Schrei sich preßte — weg von meiner Brust
schrie er die Hölle, und im Schrei erwacht ich.

Paul Barsch.

Mittag.

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergtal ruht
in greller Mittagsonnenglut.

Und Gras und Blumen, Strauch und Baum
umfängt es wie ein tiefer Traum.

Da plötzlich aus dem Blumenflor
blitzt jäh ein Schlangenhaupt empor.

Es starrt zur Ferne unbewegt,
als hätt sich's leise dort geregt.

Nur Täuschung war's. Die Schlange neigt
sich still zurück, der Mittag schweigt.

Wie Traum liegt's auf dem Blumenflor,
und Frieden ist es, wie zuvor.

Hunger.

Schwarzer Hunger auf weißer Flur . . .
Deine Schnäbel, schwarzer Schwarm, sind hart,
härter doch ist die Eisglasur.
Hacke du nur,
bis dein Rabenblut erstarrt!

Eisig stößt der Nord,
fährt risch ins Gefieder.
Zwei Krähen reißt er fort,
flugmatt am Busche dort
schlagen sie nieder.

Giftiger Fraß am Erlenbruch,
Heger und Jäger streuten ihn aus;
Füchse, Katzen, euch zum Schmaus!
Rabengesindel, auch dir zum Fluch!

Wonniger Schreck! Die Krähen
recken die Hälse, erspähen
witternd die blutigen Brocken.

Zu, nur zu, und tilgt die Pein!
Werdet bald gesättigt sein.

Doch sie stocken.
Dämmert durch ihrer Schädel Nacht
ein Erinnern schaurig sacht
an die Schwestern,
die da gestern und ehegestern
roten Raub im Schnabel trugen,
wirr und irre dann im Bogen
auf und nieder seltsam flogen,
zuckend drauf den Boden schlugen,
bis ihr Flugelstaat zerfetzt
und zuletzt
alles still war — regles still?

Ob ein dumpfes, graues Ahnen
sie zur Klugheit mahnen will?
Seid nur klug und laßt euch mahnen!
Seid nur schlau und bleibt nur spröde!
Eure Sehen ist bald gebrochen,
euer Urteil ward gesprochen,
vom Tyrannen dieser Öde.

Näher schon, ihr klugen Späher,
näher zieht's euch, immer näher.
Schwarzer Hunger auf weißer Flur!
Schmeckt der Bissen? Schmaust ihn nur!
Tragt ihn fort in raschem Flug,
eurer Art gibt's noch genug!

Fern am Teiche, wo müden Scheins
Himmel und Schnee zerfließen in eins,
schleppt sich eine dunkle Gestalt,
lungernd strebt ihr Blick ins Weite.
Jetzt — mit aller Schnellgewalt
eilt sie über das Schneegebreite.

Taumelnd über die Fläche dort
schwirrt ein dunkler Fittich hin,
bucht im Kreise. Wildes Jagen,
Haschen, Greifen, Schlag und Mord,

und mit giftigem Jagdgewinn
scheu zieht der Geselle fort.

Eisig braust der Nord,
singt Todeslieder der starren Welt,
und der Hunger geht übers weiße Feld.

Adolf Bartels.

In der Fremde.

Ich möchte still nach Hause gehn
und nimmer wieder fort,
mein Knabenstübchen wiedersehn
und manchen andern lieben Ort,
in meines Vaters Garten
wie einst den Lenz erwarten —
o wär, o wär ich dort!

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
der ist nun lange leer.
Den blauen Himmel sieht er kaum
vor grauen Wänden ringsumher.
Bald ist der Baum erstorben,
bald bin ich hier verdorben,
seh nie die Heimat mehr.

Abendstimmung.

Ein heller Streifen noch im Westen dort —
auch er erblaßt, und Abend ist es wieder.
Ich lege müde meine Feder fort
und blicke träumend in die Gasse nieder.

Dort strahlt bereits des Gaslichts gelber Schein,
und unaufhaltsam seh ich Menschen wogen.
Mir ist, als sei nur ich zu Haus allein,
die ganze Welt der Freude nachgezogen.

Mir ist, als fliehe mich die ganze Welt,
und nahe sei die Nacht, die letzte, grause,
wo alles wankt und stürzt und jäh zerfällt —
und mich alleine träfe sie zu Hause.

Peter Baum.

Geheimnis.

Du wandeltest so leise durch die Auen,
daß kaum dem Wehn vor deinen Schritten bangte,
die Hand erhobst du, ohne aufzuschauen,
nach einem Zweige, der zu Häupten schwankte.

Und vor dir Zitternden die Blüten stäuben
und kränzen deine jungen, leichten Wege,
und dich umwirbelt ihr webliges Betäuben,
gleich dem Geheimnis, das ich heilig hege.

Der Greis.

Ströme und Seen durchschwommen
brünstig allen Fernen! —
Wittre nun in den Nächten
nach Ländern über Sternen.

Als ich ein Kind war,
glänzte so weit mein Teich;
hinter jedem Winkel
grünte ein Zukunftsreich.

Stützt zu Berg mich, Söhne,
dicht in meine Nähe! —
daß ich noch einmal
die kleine Erde sehe.

Hans Benzmann.

Parzifal.

Horch, über das blühende Heidekraut
träumt zierlicher Schellen Silberlaut —
schrill warnt ein scheuer Rebhahnruf
vor eines Rößleins tappendem Huf —
wer reitet über die Heide?

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
aus wilden Rosen taucht es auf:
ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
der hat ein Kleid von Seide an,
ein Kleid von roter Seide.

Das Rößlein niest in den frischen Klee,
der Ritter lacht: „Mein Rößlein, he!
Frisch über Dorn und Sonnenbrand,
es ist eine Lust das ganze Land,
es macht mich frei vom Leide!

„War meiner Seele tumber Knecht,
macht's keinem in der Welt gerecht,
drum ritt ich aus dem finstren Tor:
zu meinem Gott wollt ich empor —
und sah die blühende Heide.

„Hier lacht mich alles fröhlich an,
hier werd ich Kind, hier werd ich Mann,
hier bin ich klar und deute nicht
und träume nur im goldnen Licht,
hier bin ich frei vom Leide!"

Und er singt und lacht und lacht und singt,
das Torenglöcklein leise klingt —
und wieder ein schriller Rebhahnruf —
in Rosen gedämpft des Rößleins Huf —
und weite blühende Heide . . .

Hans, der Schuster.

Nun war der Mai gekommen:
im blonden Haar ein blaues Band,
im lilienweißen Kleide,
ein Rosenstenglein in der Hand,
so zog er über die Heide.

Da dachte Hans, der Schuster:
nun hast du einen Winter lang
geschustert und genäht,
nun wirst du einen Sommer lang
hell fiedeln früh bis spät.

Und holt die muntre Fiedel:
doch als er setzt den Bogen an,
die Saiten schrill erklingen,
und welches Lied er auch begann,
ihm wollte keins gelingen.

Da dachte Hans, der Schuster:
das hat man von der Schusterei,
nun sind die Finger krumm,
das alte ewige Einerlei
macht Kopf und Herze dumm.

Und griff zu Draht und Pfriemen.
Und draußen sang die Nachtigall,
es strömt von allen Zweigen
ein süßer Duft, ein Glanz und Schall;
doch Hans vergaß das Geigen.

Zwar wollt sein Herz oft brechen:
dann war es ihm, als läg es bloß,
als läg's auf seinem Schuh,
als schlüg sein Hammer flink drauf los,
als schlüg er's auch zur Ruh . . .

Mädchenträume.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,

von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam ...
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein ...

In dämmerdunklen Wegen.

Wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen,
es schwamm der Mond im warmen Sommerregen:
gleich einem Glück im fernen Schoß der Zeit,
wie Liebe, süß verträumt in Heimlichkeit,
so hat sein Bild im grünen Teich gelegen —
wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen ...

Und von den Büschen tropfte leis der Regen,
Holunderdüfte quollen uns entgegen,
das Buschwerk rauschte unsern Schritten nach,
und hinter deines Schirmes rotem Dach
verstummten wir in süßer Liebesfeier ...

Da riß ich fiebernd dir den braunen Schleier
in süßer Hast vom tauig feuchten Mund,
da küßt ich deine roten Lippen wund:
so hab ich in den sommerschwülen Wegen,
von Glück betäubt, an deiner Brust gelegen ...

In gelben Ähren.

Wir gingen in gelben Ähren.
Nachmittagsstille! Von Grillenheeren
nur ein summender Sang,
nur der leise Klang
verliebter Worte,
von deines Kleides seidener Borte
ein Flüstern in gelben Ähren ...

Wir legten uns müde nieder.
Leises Knistern von deinem Mieder . . .
Kornblumen standen
zu Häupten uns; wir wanden
zu Kränzen sie und bliesen vom Mohn
die roten Fahnen — kein Ton!
nur Knistern von deinem Mieder . . .

Und der Abend kühlte die Äbren.
Unsre Augen, die liebeschweren,
tranken den Purpurwein
der Abendröten in sich hinein;
unsre Seelen in sich versanken,
in Liebesgedanken,
in Frieden, in liebeschweren . . .

Die Hochzeit zu Kana.

Und Rosenduft und süßer Duft vom Wein
vermählten sich im goldnen Abendschein . . .
Das war ein Tag der Freude! Jubelnd klang
zum Saal empor der Mägde Festgesang,
und himmelerein das Lied der Harfe scholl.
Die Gäste lauschten süßen Weines voll.
Auf seinem Purpurpfühl das selige Paar
in sich und seinem Glück versunken war . . .
Sprach Thomas, einer von den Zwölfen, leise
zu Petrus da: „Ich deut in meiner Weise
das heilige Wunder, das wir heut gesehn —
Gott ließ ein größres hier vor uns geschehn —
Sieh diese beiden! Wasser ward zu Wein:
zum Liebesrausch ihr ganzes Erdensein!“
Und jubelnd klang und schwamm auf Rosenduft
das Lied der Liebe durch die goldne Luft! . . .

Indes stieg fern im Ost der Mond empor.
Und leise ging das morsche Gartentor;
und Christus war allein. Er sah zurück:
in diesem Blick lag all sein reiches Glück . . .

Und leichten Schrittes ging er durch das Korn.
Leis durch die Sommernacht klang süß verworrn
der Vögel Ruf im mondbeglänzten Ried,
das Rauschen reifer Ähren und das Lied
der Sehnsucht, süß das Harfenlied der Liebe . . .
Und Christus war allein.

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
blickt starr und still wie in ein weites Grab,
sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
dicht fallen welke Blätter hinterher.

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer.
Da kam vom grünen Eiland her
ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
mein Herz ward aller Unrast leer,
der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand;
sein Lenker winkte mit der Hand,
er lachte wie im Traume
und lud mich ein zum andern Land,
das in der Ferne unbekannt
grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
zog stumm die schwarzen Ruder an,
wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
und nickte müde dann und wann,
und ich bin eingeschlafen . . .

Auf meines Kindes Hand.

. . . . . .

So leg, mein Kind, in dieses Morgens unentweihtem,
geheimem Glanz dein Haupt an meine treue Brust,
und, wenn dein Geist zurück in Märchenträume schweift,
und nur bisweilen dein schwermutdunkles Auge sich
in Fernen verliert, um wieder und wieder, sanft verhüllt,
auf seligen Traumesgrund zurückzusinken, —
laß mir die Hand allein, laß sie auf meiner ruhn,
daß ich sie still betrachte, daß sie mich leicht beschwere, —
indes ein Vöglein draußen seinen ersten Sang
in tiefgeheimer Freude, Inbrunst und Seele ganz, beginnt
und leis der Wind in blätterschweren Kronen rauscht . . .
— — — —
Wie sie nun leise zuckt in meiner zärtlichen Hand,
die zarte, bleiche, träumende, beseelte Hand, —
wie angeschmiegt und widerwillig sie in meiner
ruht, sich regt, — wie immerfort das Spiel
von Licht und Schatten über sie huscht und mir das stete
quellende Leben in ihr verrät, — wie Seele und Schicksal mir
in diesen Linien, diesen vibrierenden Nerven rührend sich
enthüllt, in diesem schnell erregten Schlag des edlen Bluts —
O ich erkenn dich ganz, arglose fühlende Seele,
du ewig suchender, fragender, ungeduldiger Geist, —
du gutes, ach einst unverstandnes, tiefenttäuschtes Herz! . . .
Indes der helle Morgen mich mit goldnen Fäden umspinnt, —
seltsames Drängen meiner Gedanken, meines bewegten
Herzens —,
wie fühle ich auf einmal dumpf und schwer die Wucht des
Lebens,
da ich noch fest die kleine Hand in meiner halte,

da noch mein Herz an deinem sich erwärmt,
da noch das Blut der Liebe von mir zu dir,
von dir zu mir in springenden, sich übereilenden Strömen fließt!
Wie fühle ich, aus Nacht entstiegen, von Mutterhänden jäh
dem schlimmen Spiel von Traum und Tag, von Treue und Trug
selbst wehrlos hingegeben, dich, Macht des Schicksals! —
du Meer, das sich von Urbeginn ziellos hintreibt, drängend
im blinden Gemisch die Kräfte gegeneinander,
daß Sinnvolles sinnlos wirkt und Liebe liebelos,
daß Wille gegen Wille nagt und jäh aufbrausend stürmt,
daß Liebe von Liebe, Leben von Leben sich entführt
ins Unbegrenzte, Dunkle, Ungeheure! . . .
— — — —
Und leise, während das Leben, noch ein muntres Spiel,
dich ruft, o Knabe, folg ich auf deiner lieben beseelten Hand,
den Blick umflort, den Runen meines Lebens . . .

Abendsegen.

Das ist des Abends Segen
und seine stille Tat,
daß Sturm und Kampf sich legen,
wenn seine feuchten Schwingen
hinschatten übern Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
daß er des Herzens Drang,
daß Sorgen er und Plage
besänftigt still mit mildem,
mit süßem Schlafgesang, —

daß er mit dichtem Schleier
des Landmanns Pflug umhüllt,
mit stiller Dankesfeier
die Hütten und die Herzen
allüberall erfüllt . . .

Alexander Freiherr von Bernus.

Der dunkle Raub.

Bei tiefer Nacht verlor ich mich im Wald
und tastend stieß ich überall an Bäume,
die waren groß und schwarz und alle alt,
und jeder Ast trug seine eignen Träume.

Gar manchen kannt ich schon. Und einen brach
ich nur, weil er so seltsam mich berührte.
Mit tausend Augen sahen sie mir nach,
die Lauernden, wohin ich ihn entführte.

Und plötzlich fühlte ich mich dumpf bedroht
von unserer Angst, und matt und wie zerschlagen,
daß ich erschrak — da hatte ich den Tod
geraubt und weit in meiner Hand getragen.

Der Maulwurf.

Wer stapft über mein Haus, mein Haus?
Ist's die Ratte? Ist's die Maus?
Ist's die Kröte? Ist's der Molch?
Ist's der Sumpfmann, der braune Strolch?
Ist's die krumme Wurzelfrau?
Still da oben mit dem Radau,
jetzt komm ich heraus, heraus!

„Ich bin's, das Moorweib, ich bin's nur!"
Hol dich der Satan, du alte Hur!
Gehst du schon wieder auf den Strich?
Hier gibt's nichts zu holen für dich,
scher dich weiter nach deinem Moor,
oder ich helf dir! Doch sag mir zuvor:
Wie viel Uhr? Wie viel Uhr?

„Dreiviertel zwölf!" Potz Alb und Fluch,
schon so spät! Nun marsch! Und dein Tuch
laß nicht liegen wie vorige Nacht,
bringst mich noch in den schlimmsten Verdacht.

Aber jetzt muß ich auf die Jagd,
denn der Herr Dachs hat sich angesagt,
seiner Besuch, seiner Besuch!

Hans Bethge.

Frühlingsabend.

Die Nachtigall sang ohne Ende,
der Flieder war noch regenschwer.
Du gabst mir deine leisen Hände,
fern durch das blühende Gelände
sang ein verträumtes Mühlenwehr.

Von deinem Haar, dem märchenschönen,
ward ich gar stillen Duft gewahr.
In deinen Augen schliefen Tränen
und von den Händen ging ein Sehnen
durch meine Glieder wunderbar . . .

Heimwehlied.

O wie die Tale glänzen
durch die silberne Sommernacht.
Dort wo der Mond am Himmel steht,
muß meine ferne Heimat sein.

O Glanz der silbernen Tale,
wie machst das Herz du weh und wund.
Ich möchte vergehn in Sehnen
nach meiner fernen Heimat.

O warum zog ich junger Tor
zu diesen blühenden Ländern aus?
Nun bin ich müd und ist mir bang dahin,
wo stille Nebel über die Felder gehn —

O meine ferne Heimat —

Prolog.

(Zu den „Festen der Jugend".)

Aus schimmernden Gefäßen schöpft ich mir
des Lebens goldenen Wein und bin mir ganz
der vollen Kränze meines Glücks bewußt.
Ich bin gewandert durch das holde Licht
des Tags und sang; und habe süße Frucht
aus meiner Jugend blühendem Baum gepflückt.
Auch blieb das Grauen der Nächte mir nicht fremd,
und ihre Schmerzen läuterten die Glut
des weiten Lebens, das mich wogend trägt.
Euch seltsam bunten Jahren, die mir nun
des tiefsten Daseins Schönheit offenbart,
dank ich mit Lächeln. Blick ich heut zurück,
so will mir scheinen, daß ein kunstvoll Werk
vor meinen Augen sich erhöhe, des
ich Meister bin. Ich nehm das grüne Laub
aus meinem Haar und streu es glücklich der
Vergangenheit, die mir nun nie vergeht;
und ich bin froh wie wohl ein Künstler ist,
der ein geliebtes Werk vollendet sieht:
denn eine Kunst war meine Jugend auch.

Trübe Zeit.

Denn du warst mehr als die Geliebte mir:
du warst mir Licht des Tages und der Nacht
und goldner Frühling und das Glück und alles.
Was soll ich nun mit dieser dunkeln Welt,
darin die Rosen in den Tod geblüht
und in ein ewiges Grab der Frühling fuhr?
Ich bin ein Blinder diesem Sonnenlicht,
und von den Bergen, die ihr köstlich heißt,
verlangt mich nieder in das graue Tal,
wo meine Klage an dem Stein zerbricht
und eure Lieder meinen Schmerzen fern.

Bei Saragossa.

Auf allen Gärten Saragossas lag
der Mond wie blaue Seide. Das Gesträuch

stand funkelnd um die Marmorbrunnen da,
gleich silbernen Wolken, die ein schöner Duft
ins Leben wies, das ihnen nur ein Traum.
Wir glitten auf dem flüsternden Fluß zu Tal,
bekränzte Jugend, schöne Frauen auch,
und sahn den Glanz und fuhren weit ins Land,
durch viele Gärten, blühenden Feldern zu.
Da hub die schönste von den Mädchen in
dem schwebenden Kahn mit sanfter Stimme an
ein Lied zu singen, das wie Heimweh war
und lieblich gleich dem Mondlicht rings im Land.
Wohl mancher Wandrer an dem Ufer, der
es hörte, manches späte Liebespaar,
das einsam seine glücklichsten Pfade ging,
hielt an, verwundert, lauschte dem Gesang
der schönen Stimme, bis das ferne Licht
ihn ganz begrub, und lenkte seinen Schritt
nachsinnend weiter, an dem Wasser hin . . .

Ritt durchs Leben.

Ein Reiter, der vor Tau und Tag
die Straße liebte, zog ich aus,
und meine Hände hielten kaum
die Zügel an dem Sattelknopf,
und meine Stute schnob vor Lust
und dämmte ihrer Füße Sturm
mit Mühe nur. Ich jubelte,
und schlummernd lag das Leben da . . .

Am hohen Mittag kehr ich heim,
in wundervollem Sonnenlicht,
ein Reiter, der die Freiheit sich
gleich Blüten in die Locken wand,
und meine Hände halten kaum
die Zügel an dem Sattelknopf,
und lachend spring ich ab vom Gaul,
und leuchtend liegt das Leben da . . .

Max Bewer.

Heilige Nacht.

Wir haben in der stillen Nacht
die Flügel der Fenster nicht zugemacht,
wir schlafen im Weltenraume:
es ruht dein Haupt auf meinem Arm,
du liegst an meiner Brust so warm,
du atmest kaum im Traume.

Viel tausend Sterne geben still,
der liebe Gott im Himmel will,
daß alles um ihn lebet;
ich teile seine süße Lust,
ich weiß, daß unter deiner Brust
ein neues Leben webet.

Mutter unser.

Mutter unser, wo bist du?
Niemals sah dich ein Auge;
denn uns lehrten Jahrtausende
nur zum Vater den Aufblick!
Deines Gewandes Wärme,
deines Busens mutterfame Ruh,
webe aus dem Sternendunkel
einmal deinen Kindern zu . . .

Vater Tod.

Vater, dunkles Tor des Lebens,
seelenblinder Geisterlieber du;
Herr des Nehmens, Herr des Gebens,
Schöpfer, stummer Mäher du —

Grubenlicht von Grabeskerzen,
Leitstern über Trauerweiden du;
höchste Hoffnung armer Herzen,
tiefstes aller Leiden du —

Wunderdunkles Sammetauge,
dieser Erde schwarzes Siegel du;
wunderdunkles Sammetauge,
Gottes heller Spiegel du —

Du bist Christus,
dich erkenn ich
Mensch gewordner Tod;
dunkles Bluten,
dich bekenn ich
an den Füßen, an den Händen
aller Orten, aller Enden
Abendrot und Morgenrot!

Der Gottesträumer.

Der du droben geheimnisvoll
ordnest mit leiser Hand
der Gestirne Lauf
und der Sterblichen Schicksal
lenke zu dir
den Weg meiner Seele,
Sternenbeweger,
Menschenträumer!

Hirten hast du
verwandelt zu Königen,
und des Äthers Dunkel
perlengeschmückt mit ewigen Sternen!

Reicher aber als Könige,
die du purpurumkleidet hast,
näher dir ist,
als des Himmels Gestirne noch,
wer in der Tiefe des Herzens
deine Gedanken träumt!

Schöpfer wird er wie du,
von den Lippen schweben ihm Welten,
mächtig bewegt sein Gesang
die Seelen der Irdischen!

Aber ihn selbst erregen
die Dinge der Welt nicht mehr;
ruhig atmet und tief
und selig
in dir sein Herz,
wie im schirmenden Schoß einer Mutter,
sanft nur bewegt
vom Schlage des deinen!

Karl Bienenstein.

Feldbank.

Wie eine Insel tief im grünen Meer,
umraunt von schwüler Mittagseinsamkeit,
steht eine Bank im Felde draußen weit.
Die reife Ähre neigt sich drüber her.

Es schläft das Land, erschlafft in Sonnenglut,
nur tief im Boden schwirrt der Grillen Sang,
des Mohnes Flammenrot den Rain entlang
schwimmt um dein Aug wie eine Purpurflut.

Käm jetzt das Glück, das dich noch nie erhört,
in dieser Stunde könnt es wohl geschehn:
du ließest es an dir vorübergehn,
auf daß es dich in deinem Traum nicht stört.

Zügenglöcklein.

Die bleiche, wächsern bleiche Mondessichel stand
hoch überm Kiefernwald mit stumpfem Schimmer,
der mattem Blei gleich tropfte auf das Land.

Und rings kein Laut, als nur ein bang Gewimmer
von einem Zügenglöcklein, das im Dorfe zog
der greise Küster, immer betend, immer.

Das war ein Ton! O wie der flog und immer flog
wehklagend durch die dämmergraue Heide,
ein schreiender Vogel, der todwund zum Neste zog.

Wir lauschten ihm, bis um die alte Weide
ein Rauschen strich, als ginge wer vorbei.
Da eilten fröstelnd wir von dannen beide.

Zu spät.

Du kamst zu mir in der stillen Nacht,
ich habe die Tür nicht aufgemacht!

Du riefst mich mit zitterndem Liebeswort,
ich wies dich barsch von der Schwelle fort.

Da gingst du von dannen, stumm und schwer,
mein reuiges Wort fand dich nicht mehr.

Nun stehe ich nächtens an Brücken und Steg,
doch gehst du weitab, weitab deinen Weg.

Wie ein Lockvogel sing ich dein Lied ohne Ruh,
doch trägt dir's kein Hauch barmherzig zu.

Und selbst meinen Schrei aus Sehnsucht und Not
vertändelt der Wind in Blumen rot.

Zwei Flammen.

Wie zwei blasse Opferflammen
zugvereint verlodern sacht,
fließen Glück und Schmerz zusammen
in die eine stille Nacht.

Und du kommst aus dunklem Land,
wo da Wunsch und Wille schweigen,
stehst vor diesem Doppelbrand, —
welcher will sich dir zuneigen?

Sind's die bleichen Schmerzensflammen?
Sind es, die das Glück entfacht?
Sei getrost! sie lohn zusammen
in die eine stille Nacht.

Otto Julius Bierbaum.

Jeanette.

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamiell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries.
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,
mit den Fensterläden grün,
da steht mein Schatz am Bügelbrett;
beide, wie sie burtig den Bügelstahl dreht,
Gott, wie die Backen glühn.

Im weißen Röckchen steht sie da,
ihre Bluse ist blumig bunt;
kein Mieder schnürt, was drunter sich regt,
sich wellenweblig weich bewegt,
der Brüste knospendes Rund.

Traum durch die Dämmerung.

Weite Wiesen im Dämmergrau;
die Sonne verglomm, die Sterne ziehn:
nun geh ich zu der schönsten Frau,
weit über Wiesen im Dämmergrau,
tief in den Busch von Jasmin.

Durch Dämmergrau in der Liebe Land;
ich gehe nicht schnell, ich eile nicht;
mich zieht ein weiches, samtenes Band
durch Dämmergrau in der Liebe Land,
In ein blaues, mildes Licht.

Der flötende Faun.

In Stahl gehüllt,
auf weißem Roß,
reitet ein Ritter
durch dämmernden Wald.

Von der verscheidenden Sonne läuft
goldig mattes Abschiedsleuchten
zärtlich
durch die ruhenden Blätter.

Sinnenversunken
reitet der Ritter.
Klingende Klage,
fragende Freude
tönt ihm im Herzen:
Träume tragen
auf Flötenwellen
weit hinüber ins Land der Sehnsucht,
weit ins Land der Erinnerung tragen
Träume den Ritter.

Sieh: da wird aus dem Traume des Ritters,
sieh: da wird aus der sinkenden Sonne,
sieh: da wird aus dem Schatten der Bäume
ein Faun.

Horch: er bläst. Seinen ruhenden Hirschen
bläst auf seinem schilfenen Rohre
zärtlich süß der Traumgewordene
leise Lieder.

Ach, das Menschenherz klagt,
ach, die Sonne verglüht,
ach, die Nacht wirft aus ihr schwarzes Netz.

Weh, was raschelt im Laub,
weh, was schauert durchs Moos,
weh, die Nacht umschlingt ein Menschenherz.

Ruhig reitet
der träumende Ritter,
klangbenommen in schwarze Nacht.

Die schwarze Laute.

Aus dem Rosenstocke
vom Grabe des Christ

ein schwarze Laute
gebauet ist;
der wurden grüne Reben
zu Saiten
gegeben.
O webe du, wie selig sang,
so eressüß, so jesusbang
die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
in mailichter Nacht,
da bin ich zur Liebe
in Schmerzen erwacht,
da wurde meinem Leben
die Sehnsucht
gegeben.
O webe du, wie selig sang,
so jesussüß, so eresbang
die schwarze Rosenlaute.

Wenn wir alt sein werden.

Wenn wir alt sein werden,
wenn der Ruhe Dämmerung
leis in immergleichem Atemzuge uns im Herzen haucht,
wenn das Auge matt und milde blickt,
kältre Farben sieht und flockigen Umriß,
wenn der Hände Drücke,
altersfaltenweich,
immer abschiednehmender, zag sich fühlen,
wenn das Hirn,
von Erkenntnis starr, immer kälter wird,
und der Hoffnung warmer Taubenflügelschlag
nicht mehr linde Glücksgedankenwellen schlägt,
wenn an Rosen-Statt
Herbstzeitlose blaßt . . .
Sonne, Sonne!
Du auch wirst mir dann verbleichen,
die ich kindlich und anbetend liebe.

Eine Wärme nur,
eine Liebe nur,
nur einen Glauben dann
werd ich mir wahren:
dich
du traumvergangene
Heilige.

Banger Abend.

Nacht neigt sich auf die Gassen;
ich fühl mich so verlassen,
bin nirgendwo zu Haus.
Die Zimmer werden helle;
mir winkt hier keine Schwelle,
ich geh zum kleinen Flusse, der zwischen Wiesen fließt, hinaus.

Sein Fließen ist so leise;
im weiten Wiesenkreise
liegt graue Stummheit schwer.
Ich seh mein Leben fließen;
flach zwischen fahlen Wiesen
verrinnt es ohne Klingen müd in ein tiefes, graues Meer.

Maestro Tod.

Auf einem Tanze war ich diese Nacht;
die Röcke flogen, und die Luft war heiß,
die Brüste wogten, und es flackerten
die Augen wie das Feuer im Kamin,
wenn durch den Schornstein niederfährt der Wind.

O du, o du, dich will ich! Tanz mit mir!
Horch wie der Walzer weht!! Wie Südwind weht!!
Horch, was die Geige heiße Worte singt!
Wie Flammen fliegen ihre Töne hell,
so heiß, so heiß! O, wie der Walzer brennt!
Komm! In die Flammen tanzen wir hinein!

Da schwieg die Geige. Vom Orchester fiel,
so wie ein Stein in sumpfig Wasser fällt,
daß träge Ringe wellenflach zergehn,

fiel dumpf ein Ton, wie eine Wolke grau,
ein Ton, wir wußten nicht, von wem er kam,
breit, langsam, schwer in unser Tanzgewühl.

Das gelbe Gaslicht löschte zitternd aus.
Ein nasser Eiswind fegte durch den Saal.

Wir blickten auf: Im Phosphorlichte stand
der nackte Tod am Dirigentenpult.
Er stand verschränkten Arms und lächelte.
Dann brach bedutsam eine Rippe er
aus seinem Brustkorb, klopfte leise auf
und dirigierte, hingegeben ganz
den Tönen, die nur er vernahm, entzückt.

In seinen Hüftenknochen wiegte er sich
und nahm das Tempo langsam bald, bald schnell,
rief bald die unsichtbaren Bläser an,
bald winkte er den Geigern. Hob und senkte sich
auf seinen Knochenbeinen zierlich, ganz Musik.

Wir alle standen aufgewandten Kopfs,
vor Schrecken starr, und sahn nur ihn, nur ihn.
Denn um uns her war aller Nächte Schwarz.
Dann aber fuhr in uns des Walzers Geist,
des unbärbaren, und wir wirbelten
im Tanze durch den kalten, finstern Saal
und wiegten uns und drehten uns verzückt,
und drückten Brust an Brust uns, flüsterten
von Sehnsucht und von Liebe, lächelten
und küßten uns im Tanz.

Maestro Tod,
im Phosphorlicht am Dirigentenpult,
schwang seine Rippe. Tonlos tanzten wir.

Es war ein Tanz so schön, wie nie vordem
wir einen noch getanzt. Wir kosteten
die Seligkeit des Blattes, das vom Baum
in schwanken Kreisen herbstlich niederwebt.

Die heiligen drei Könige des Elends.

Über einem Häusel, ganz weiß beschneet,
golden ein flimmernder Funkelstern steht.

Weiß alle Wege, die Bäume alle weiß,
Milde des goldenen Sternes Gegleiß.

Gelb aus dem Fenster ein Lichtschein schräg
über das Gärtchen, über den Weg.

Sieh, da über den Feldweg quer
stakt ein steingrauer Alter her;

ganz in Lumpen und Flicken getan,
und hält vor dem Hause an.

Haucht in die Hände und sieht sich um,
blickt zum Sterne und wartet stumm.

Kommt von der andern Seite an
wieder ein alter zerlumpter Mann.

Geben sich beide stumm die Hand,
starren zum Sterne unverwandt.

Kommt ein dritter und grüßt die zwei,
raunen und tuscheln und deuten die drei.

Blicken zum Sterne, blicken zur Tür;
tritt ein bärtiger Mann herfür:

„Kamt in Mühen und Sehnen weit;
geht nach Hause! Es ist nicht die Zeit . . .“

Senken die Köpfe die drei und gehn
müde fort. Es hebt sich ein Wehn,

hebt sich ein Stürmen, Wirbeln, Gebraus,
und der goldene Stern löscht aus.

Karl Bleibtreu.

Aus „Sirenenlieder".

Mein Stern, kennst du mein Schicksal?
Vor dir rollt jede Wolke,
du Stolzer, auseinander ...
Doch unterm Erdenwolke
da wander ich und wander
mit müdem wundem Fuß
und lei' im Sternenbuch
gewirkt mein Leichentuch.
Vernimmst du meinen Gruß?
Mein Stern, kennst du mein Schicksal?

Was soll mir eine Wohnung,
die nicht mein Wille wählte?
Das Leben kennt nicht Schonung,
das Sterben nicht Belohnung ...
Du, der ins Sein mich quälte,
mein Stern, kennst du mein Schicksal?

Sieh, wie die Wolke dort zerfließend lang
sich breitet über seinen Strahlengang!
Schon in des Himmels tiefere Tiefen steigt
er auf zu höherer Kreisbahn Herrlichkeit.
Mein Stern sich neigt,
bald ist es Zeit.

* * *

Ich kniete lauschend hin am Wasserfalle,
Rotkehlchen sangen nur am Efeuwalle.
Ich betete zum unbekannten Gott,
das Wasser rauschte nur mit hohlem Spott.

Ich schaute in der Seele Eingeweide,
ich schwebte über allem Herzeleide.
Der Sterne kalter Speer in mir erstach
die Todesfurcht, da ich den Dunst durchbrach.

* * *

Das ist der Kirchhof, weiß und still,
wo meine Jugend begraben.
Um das Gemäuer flattern nur
grämlich verschlafene Raben.

Wo wir dereinst gewandelt sind,
da säuseln welke Bäume.
Es fällt das Laub, es fällt der Schnee,
es fallen Schleier und Träume.

Kosmische Lieder.

Über Cheops' Pyramide schwebt
tief der Abendstern wie ein Gedanke,
der als Himmelsflamme sich erhebt
aus des Menschenwerkes letzter Schranke.

Alexander mit dem blonden Haar,
Cäsar mit dem Lorbeer und der Glatze,
Bonapart, der Trikolore Aar,
rauschten hin an diesem Wunderplatze.

In der großen Seelenwanderung
kehren auch die Pharaonen wieder.
Alles Alte wird aufs neue jung,
alle sind wir einer Kette Glieder.

Kindlich, was die Größten auch getan,
ist's, Bestand für Irdisches zu wähnen.
Winzig ist des Menschen Arbeitsbahn,
keiner Wünsche wert und keiner Tränen.

*

Grashüpfer als güldene Spangen glitzern im wilden Wein,
wo Fürsten heimgegangen im Schrein von Elfenbein.
Doch küßt mit hellem Hohne die Sonne das Leichengold,
Etruskerfürst und Krone zum gleichen Staube rollt.

*

Wo Büffel düster schlendern, Blaudistel im Salzwind nickt,
hat hier aus Klippenrändern Urmensch Kristalle gepickt.

In bronzener Ambrafarbe leuchtet der herbstliche Wald,
staubbunte Kräutergarbe durchräuchert die Bergeshalde.

Einst wälzte durch Marschen und Riffe sich Mammut wuchtig einher,
einst Nerrlands Drachenschiffe bespritzte dies tückische Meer.
Noch züngelt aus dem Grünen der Drachenmund hervor,
Frühlicht umknospet die Dünen wie Butterblumenflor.

*

Wo im bläulichen Astralen das geheimste Werden webt,
fügen neu sich die Atome und ein neues Leben lebt.
Als ich starb in wilder Fremde, jung, ein Sänger und ein Held,
trauerte an meiner Leiche alle Schönheit einer Welt.
Noch erschallt von Meer zu Meere die Fanfare meines Ruhms
und mein Name ist die Losung jedes Freiheitsheldentums.
Das war ich, was bin ich heute? Ein Gefangener, ein Knecht,
Irrlicht nur, in Nacht versunken, ein Enterbter ohne Recht.
Dieses Leben ist verloren, ist wie Spreu im Wind verweht,
bis es, neuer Hülle würdig, als mein Rächer aufersteht.

*

Du kamst zu mir, mein einstig Ebenbild,
wie in der alten Glorie vorzeiten,
ich sah wie Sterne wunderbar und mild
dein Götterauge durch mein Inneres gleiten.

Die Nacht war still hoch überm Alpenschnee,
wie einst, da du die Stirne durftest baden
am melodienreichen Genfer See
und an des Mittelmeeres Huldgestaden.

Du siehst mich hier in meiner Niedrigkeit,
im Sumpf ertrunken unter feilen Zwergen.
Wann werde ich befreit? Wann naht die Zeit,
da wir vereinigt stehn auf hohen Bergen?

Du trugst Leid, wie ich es nie erfuhr,
doch wie Juwelen strahlten deine Wunden
und meine Narben sind von Peitschen nur
und meine Kraft ist abgrundtief gebunden.

Da lächelte der nie gestorbene Geist:
Ich dulde mit in deiner Striemen Blöße.
Ich wußte nicht, was tiefstes Leiden heißt,
sich selbst verzehren in begrabener Größe.

Ich litt für dich, denn mein vergangen Leid
gab dir die Kraft zu deinem andern Leiden.
So büße denn für mich! Nur so befreit
das Schicksal, was unsterblich in uns beiden.

In deinem setze du mein Schicksal fort,
um dein Geheimnis mit ins Grab zu nehmen.
Wir sind nur eins, getrennt in Zeit und Ort,
doch alles Irdische ist nur ein Schemen.

*

Hissa, hussa jauchzt der Wind,
daß die Bäume knacken.
Hei, der wilde Jäger treibt
seine grimmen Bracken.

Aufgelöst als Leichenstaub
so in Sturm und Regen,
das alleine wäre Glück,
durch die Welt zu fegen.

Körperleben — morscher Baum,
der in sich verdorrte.
Nur der Sturm des Todes bricht
uns der Freiheit Pforte.

Emanuel von Bodman.

Erde.

Das keimte rings. Ich saß beim Erlenstand,
naß dufteten die braunen Frühlingsschollen,
und lange Schatten fielen in das Land,
ich sah das späte Gold der Sonne rollen.

Dann kam er leis, der Tod, im Wanderrock.
Was willst du? sprach ich dumpf, willst du mich knicken?
Er kniff den Mund und stieß den Sensenstock
ins Feld und sagte unter tiefen Blicken:

„Noch lange nicht. Was willst du? Sieh, du träumst
von ungenoßnen und genoßnen Stunden,
und während du die beste Kraft versäumst,
hast du mich nun im voraus schon empfunden.

Nimm diese Handvoll Erde da! Greif zu:
forme dir deine Lüste, Schmerzen wieder
zu deiner Lust. Sie leben! so wie du,
und so wie dich mäh ich sie einmal nieder.

Und wie aus deinem sprießt aus ihrem Blut
ein junges, nacktes, freudedurstiges Leben,
auch dieses knick ich einst, viel junge Glut
hat noch der alte Bauch der Welt zu geben!"

Er ging. — Ich hielt ... hielt Erde in der Hand,
begann ein Menschenantlitz zu gestalten.
Dann schritt ich durch mein dunkles Heimatland,
sah in mir einen Frühling sich entfalten.

Gläser.

Einst war mein Glas so voll und glänzte rein,
ich bobs erglühend in den Tag hinein.
Im ersten Wunsche bebten mir die Hände,
ob ich ein solches Glas zum Tauschen fände.

Und dieses Glas, gefüllt bis an den Rand,
ich gab es Einer in die schlanke Hand
und nahm das ihre, dumpf im Wunsch versunken,
und sieh, das ihre war schon angetrunken ...

Nun reichst du mir das deine, das ist voll
wie meines war, da es noch überquoll.
Und nimmst das meine, in dem Schatten blinken;
wir lieben uns und wollen beide trinken.

Hätt ich einstmals in meinem Morgenrot
eine gefunden, die ein solches bot —
zwei junge Menschen hätten Wein genossen,
wie ihn einmal die Welt im Schrein verschlossen
für Paare hält, die nie davon vergossen.

Am Klavier.

Noch liegen auf den Tasten deine Hände,
noch staunt dein Blick in eine nahe Ferne,
noch ists, als öffneten sich dir die Wände,
noch schaust du über dunklen Gründen Sterne.

Ich trete hinter dich. Du merkst es nicht.
Noch trinkt dein Ohr die halbverklungne Weise.
Ich beuge mich über dich und küß dich leise
aufs weiche Haar, da schauert dein Gesicht.

Du lehnst dein Haar zurück an meinen Mund,
und wieder tönt der sternbeglänzte Grund,
und wie wir selig sind und wie wir leiden,
verkündet deine Hand uns beiden.

Der kleine Jesus

Der kleine Jesus geht im Sonnenschein
allein in einen grünen Wald hinein.
Vor einem Rosenstrauche bleibt er stehn,
zwei letzte rote Blüten sieht er wehn.
Und lange muß er in die Blüten sehn . .

Er will sie brechen, seine Hände sind
am Stengel schon — da blättern sie im Wind.
Und Trauer faßt ihn. Aber: in den Sand
fielen zwei Tropfen Blut von seiner Hand.

Nun lächelt er: glänzt es im Sand nicht rot?
Rot wie die Rosen, die der Strauch ihm bot?
Und weil die Zeit der roten Rosen aus,
nimmt er ein Dornenränkchen mit nach Haus.

Die Straße.

Alle schreiten wir die Straße
nach der goldnen Stadt.
Oftmals krampfen wir die Hände:
welche, welche führt am Ende
in die goldne Stadt?

Tausende vergehn im Staube
mit versengtem Schlund.
Weitere verstehn, gelassen
hie und da am Brunnenrund
ein beglänztes Glas zu fassen,
führen es gefüllt zum Mund.

Und indes wir schreiten, schreiten,
fällt die Nacht herein.
Eh die letzten Wege dunkeln,
überflammt ein roter Schein
alle Näh'n, alle Weiten,
Türme, lang versunkne, funkeln
und wir starren in das Glück
mit verträntem Blick zurück.

Josef Adolf Bondy.

Prag.

Tauche auf in Abendschöne
über Türmen, altes Prag,
und mit goldnen Fenstern kröne
der Hradschin den Werktag!

Von den Kirchen in die Gassen
rinnt des Schweigens dunkle Flut,
nur der Moldau Wogenmassen
kochen wie empörtes Blut.

Und ein Heer von Schatten reitet
über Brücken hoch von Stein,
und es teilt sich, und es gleitet
in die Winkelstadt hinein.

Friedhofstür geht auf. Die spitzen,
alten Blöcke dicht gedrängt,
kaum daß sich in schmalen Ritzen
Moos durch grauen Marmor zwängt.

Tausend Köpfe ohne Regung
wie geduckt vor der Gefahr —
doch auf einmal kommt Bewegung
in die ungeheure Schar.

Steine springen aus der Erde,
schwere Steine aus der Gruft,
schon zerreibt die wilde Herde
Fledermäuse in der Luft.

Plötzlich stürzt der Tanz der Steine,
alle ragen kunterbunt . . .
stehen spät im Dämmerscheine
noch wie taumelnd auf dem Grund.

Der Vater.

Ich kenne dein Gelüst nach Herrlichkeit,
nur ich, dein Blut,
und ahne deinen Königsübermut,
sie aber gaben dir des Dienstes Kleid.

Wär dein Geschick der heißen Sehnsucht gleich,
es wär entloht,
ein kühner, goldvergeudender Despot,
so aber wurdest du an Liebe reich.

Der Liebe Kranz, mir drückt er schwer das Haupt,
o, nimm den Dank!
Und in geheimster Seele weiß ich lang:
du glaubst dem Sohne, weil du dir geglaubt.

Die Nöte überritten deine Saat.
sie liegt zerknickt
Nur in den Nächten, wo kein Auge blickt,
da beben sich die Halme wie zur Mahd.

Tot.

Ich legte dich ins Leichenhemd
voll Inbrunst, und ich fühlte,
wie mir dein nasser Leib so fremd
die beißen Hände kühlte.

Und meine dunkle Angst um dich,
die mich an dich gekettet,
entschwebte: groß und priesterlich
lagst du dahingebettet.

Von mir, von uns, von allen frei,
durchsonnt von fernem Frieden,
sogar von meinem Schmerzensschrei
durch eine Welt geschieden.

Heimkehr.

Wieder zog ich in die schmale
graue, winkeltiefe Gasse,
wo mich alle Leute kennen,
deren Namen ich vergessen,
und dieselben alten Hüte
mich gevattermäßig grüßen.
Kehr ich spät und immer später,
mag ich draußen König werden
und den Erdball umgestalten:
sie sind immer noch dieselben,
und ich wuchs auf ihrem Pflaster,
und ich spielte ihre Spiele,
und so bin ich ihresgleichen.
Und es ist, als wär Verwirrung
draußen aller Kampf gewesen,
und ich wär von langem Fieber
diese Stunde erst genesen.

Und da stehn sie in den Toren
mit den Frauen, mit den Kindern,
um mir linde Luft und Sonne,
Mut auf neuem Weg zu wünschen.
Wenn ich Dankesworte streue
wie Dukaten für die Güte,
heben sie die alten Hüte
und verneigen sich aufs neue.

Karl Bulcke.

Es ist eine alte Stadt.

Es ist eine alte Stadt,
fernab der Städte Heer;
der Sturm braust über die Stadt,
und draußen donnert das Meer.

Es ist ein altes Haus,
verschlossen ist lange das Tor;
aus grauen Mauern sprießen
grüne Halme hervor.

Es ist ein banges Herz
fremd und allein;
die Stadt und das Haus und das Herz,
meine Jugend schlossen sie ein.

Nacht auf dem Felde.

Der Tau fiel auf die Felder nieder,
die Nacht war kalt und nebelfeucht;
ich ging durch meine Heimat wieder
und durch ihr rätselhaft Geleucht.

Ein Hirschruf scholl aus weiter Ferne,
ich stand am Wege wie gebannt:
inbrünstig leuchteten die Sterne
auf armes totes Ackerland.

Du.

Du, die ich liebe, die ich nie gesehn,
und der ich einst die Stirne küssen werde,
ich seh dich, tiefgesenkt den Scheitel, gehn,
ein frommes Kind im Wirrtal dieser Erde.

Sieh, meine Seele strebt, ein armer Baum,
den Himmel an mit wetterkahlen Zweigen
und wartet auf den großen Blütentraum
und spürt voll Schauer seine Säfte steigen.

Du, die ich liebe, die ich nie gesehn,
komm bald. Mir bangt, ich könnte sterben.
Ich will in tausend weißen Blüten stehn,
und goldner Herbst soll meine Früchte färben.

Carl Busse.

Nächte.

1.

Das ferne Rauschen selbst der Quellen
Verwebte längst und ging zur Ruh,
Den silberroten Mondeswellen
Neigt sich die nächtige Blüte zu.

Der weiße Flieder atmet leise,
Süß über schwüle Rosenpracht
Klingt eine wundersame Weise,
und blau verdämmernd liegt die Nacht.

2.

Der Vögel Sonnenlieder starben,
Nachzitternd seiner Königin
Dehnt blaß sich und orangefarben
Der weite Abendhimmel hin.

Und schwüler wird die Luft und wärmer —
Kaum daß es sacht herüberdringt,
Wenn surrend ein Ligusterschwärmer
Im Flug aus vollen Kelchen trinkt.

Sommervormittag.

Rings in rundblühenden Scharen
Steht roter Wiesenklee,
Es traben rote Husaren
Auf entfernter Chaussee.

Leuchtende Sonnenkronen
Glühn über Land und Luft,
Es reiten die beiden Schwadronen
In lauter Glanz und Duft.

Die schmetternden Fanfaren
Durchklingen die Sommerruh,
Die roten Königshusaren
Reiten immerzu . . .

Wilde Liebe.

Noch spielst du die kindischen Spiele fort,
Suchst Frühlingsblumen im Hage,
Noch klang kein wildes, berauschtes Wort
In deine Mädchentage . . .

Doch hat sich erst purpurn das Weinlaub gerollt
Und sind die Astern gegangen,
Und peitscht deines Haares aufleuchtendes Gold
Dir sturmgeschüttelt die Wangen,

Dann werd ich jählings mit siegender Kraft
Deine goldenen Strähnen packen,
Dann reiß ich in trutziger Leidenschaft
Dein Haupt hintüber zum Nacken,

Dann wird meines Mundes brennender Durst
Dir von wilder Liebe erzählen,
Und droben wird orgelnd der Sturmwind gehn
Mit mächtigen Brautchorälen.

In der Vollmondnacht.

Brünstig durch die Vollmondnacht
Hör ich fern das Tannwild rufen,
Durch die Schonung, mäuschensacht,
Zieht es hin auf scheuen Hufen.

Seltsam packt und ängstigt mich
Sein ersticktes Liebessehnen,
Und im Herzen fühl's auch ich
Brennen wie verhaltne Tränen.

Herbstbeginn.

Es geht zum Herbst; die Luft wird seltsam blaß,
Die reifen Äpfel fallen dumpf ins Gras,
Die Störche suchten längst den Wanderpfad,
Die Nacht wird kalt und Allerseelen naht.
Bald stirbt das Laub, und so kommt eins zum andern.
— Mein lieber Freund, wann müssen wir wohl wandern?

Über den Bergen.

Über den Bergen, weit zu wandern,
Sagen die Leute, wohnt das Glück,
Ach und ich ging im Schwarme der andern,
Kam mit verweinten Augen zurück.
Über den Bergen, weit, weit drüben,
Sagen die Leute, wohnt das Glück . . .

Stimme der Sehnsucht.

Ich raun dir am Bette in schlafloser Nacht,
Ich hab deine Tage so müde gemacht,
Und was ich gewesen, und was ich dir bin,
Das flutet in ewigem Wechsel hin.

Ich bin ein dunkler, verworrener Klang,
Der weit aus Thule herüberdrang;
Ich bin deiner Jugend verblühender Traum,
Dein erster Kuß unterm Apfelbaum,
Ich bin deine heilige Herzensnot,
Ich ruf dich im Morgen- und Abendrot —

Deine Felder verkommen, dein Pflug bleibt stehn,
Es treibt dich, in purpurne Fernen zu gehn.
Und ich flieg dir voraus, und dein Fuß wird wund,
Und immer verdürsteter brennt dein Mund.
Und du schreist nach mir, nach Erfüllung und Licht,
Wie du hungerst und frierst! und du findest mich nicht.
Ich bin nur ein Klingen, ich bin nur ein Hauch —
Dein Herz wird schweigen; dann schweig ich auch.

Hochzeit.

Die Graugans zog gen Süden heut
Wohl auf geschwindem Flügel,
Da fuhr mit Schall und Brautgeläut,
Juchheirassa!
Ein' Hochzeit über die Hügel.

Viel helle Geigen mischten sich
Und riefen laut und leise,
Und klang ein süßer Bogenstrich,
Juchheirassa!
Verbuhlt aus ihrer Weise:

Es wird ein heißes Sternlein stehn
Und hundert Nächte scheinen,
Und soll dein Kränzel heut verwehn,
Juchheirassa!
Lieb Mädel, laß das Weinen!

„Gib hin, gib hin dein' Jungfernkron! —"
Und weiter scholl der Reigen.
Wie Kinderstimmen schrie es schon,
Juchheirassa!
Hell aus dem Chor der Geigen.

Das fiel zu Tal und stieg zu Höhn,
Die Graugans schwang die Flügel,
Und war ein Schall und Lustgetön,
Juchheirassa!
Noch lang auf Heid und Hügel.

Goldhaar der junge.

Es klang wohl über Wälder her
Wie einer Geige süßer Ton,
Es sang so schön kein zweiter mehr
Wie König Goldhaars jüngster Sohn.

Er sang von einer Mühle,
Die hat er tief im Traum gesehn,
Er sah das Wasser kühle
Gar still durch ihre Räder gehn.

Wohl liegt sie weit verborgen
Im Schindeldach und grau bemoost,
Da wäscht sich jeden Morgen
Die schöne Jungfrau Herzenstrost.

Nach einem Tag voll Kampf und Spiel
Hat er sie einst im Traum erschaut,
Da ward das Heimweh sein Gespiel
Und Sehnsucht seine Herzensbraut.

In allen Ländern trieb's ihn her
Und trieb's ihn hin viel Jahre schon,
Es sang seitdem kein zweiter mehr
So schön wie Goldhaars jüngster Sohn.

Er sang durch alle Fernen
Gleich Engelchor und Cherubim —
Ein Heimweh nach den Sternen
Lag tief in seinem Lied und ihm.

Das stille Königreich.

Es ist ein stilles Königreich,
Ist keinem Land der Erde gleich,
Liegt über Wolken und Winden —
O weh, wer wird es finden?

Und wer es find't, ich sag es dir:
Wer so in Sehnsucht lebt wie wir!

Schöne Nacht.

Schöne Nacht, Gestirne wandeln
Heilig über dir,
Und des Tags bewegtes Handeln
Stillt zum Traum sich hier.

Was ich sehne, was ich fühle,
Ist nun doppelt mein,
Ach, in deiner keuschen Kühle
Wird es gut und rein!

Und so bringst du diese Erde,
Bringst mein Herz zur Ruh, —
Daß es still und stiller werde,
Schöne Nacht, wie du!

Georg Busse-Palma.

Landstreicher.

Landstreicher, die wandern landein und landaus,
Überall in der Fremde und nirgends zu Haus.
Wer erst Sohlen verwandert an zweierlei Schuhn,
Der kann nicht mehr ruhn —
Selbst nicht in den Gärten von Avalun.

Wenn der Kuckuck lockt und die Blüten schwelln,
Dann halte ein andrer die armen Geselln.
Sie weinen und wissen: es wird uns geschehn,
Daß wir am Wege verloren gehn —
Doch wer kann dem Kuckuck wohl widerstehn?

Wenn auf schweigender Heide der Schlummer sie traf,
Dann wandern die Füße noch weiter im Schlaf.
Und sinken sie sterbend ins Heidegras —
Zwei spätere Wandrer: Horch, was ist das?
Es rauschen ja Füße vor uns durchs Gras! . . .

Des Lebens Bücher . . .

Des Lebens Bücher hält das Schenkelpaar
Breitbrüstiger Sphinxe brünstig fest umfangen.
Erst mit den Schenkeln öffnen sich die Spangen
Und brauner Blätter krause Runenschar,
Die nie enträtselt menschliches Bemühn,
Starrt uns entgegen zwischen heißen Knien.

Nur das erkennt der Blick, der tief umtrübt
Und wirr vom Dunst der geilgespreizten Hüften:
Gesetz der Zeugung ist der Kern der Schriften,
Und Menschen zeuge, wer die Menschheit liebt!
Erhaltung heißt der Kunst, der es gebot,
Und mit den Zähnen knirscht sein Erbfeind Tod.

Der Römerheld, der in den Abgrund sprang,
Für spätres Blühn die junge Stadt zu retten,
Tat nur bewußt, was in die Hochzeitsbetten
Uns unbewußt in heißer Sehnsucht zwang.
Rom gab sein Bestes hin, und Rom ward groß.
Werd schwach beim Weib, und Kraft gebiert sein Schoß!

Doch wozu ist es, daß es nie zerstiebt,
Dies flüchtge Volk, das vom erreichten Schönen
Doch stets herabsinkt und den spätsten Söhnen
Die ältsten Ziele neu zu stürmen gibt?!
Gilt's, alte Schönheit ewig neu zu baun,
Um ewig gleich die gleiche Welt zu schaun?

Geht über Erdenschönheit nichts hinaus?
Muß Jungstverblühtes nur die Erde düngen,
Um Altverwelktes wieder zu verjüngen?
Gräbt ein Jahrtausend nur das andre aus,
Daß es aufs neue seinen Lauf beginnt,
Ein Ahn, erzeugt von seinem eignen Kind?!

Muß sich die Menschheit stets im Kreise drehn,
Ein Harlekin auf rundem Absatzleder,
Der sich bemüht, das Bunt des Kleids von jeder
Besondren Seit' stets neu im Licht zu sehn?

Ist eines Pfauenschwanzes Radschlagkunst
Der Zweck der ewgen, nie gestillten Brunst?

Im Buch des Lebens las ich oft und lang
Und schrie zur Sphinx: Ach deut mir seine Zeichen!
Die aber schwieg und dampfte aus den Weichen
Nur Wollust aus, bis ich in Schwachheit sank.
Dann sprach ihr Mund:
Wozu das Fragen, Kind?
Sieh meine Töchter, wie sie lieblich sind! —

Der Wind, mein Bote . . .

Deiner denk ich stets, du Süße,
Wenn der Wind die Flügel regt.
Sag mir, ob er all die Grüße
Meiner Sehnsucht zu dir trägt?
Oder ob mein Deingedenken,
Morgengruß und Nachtgebet,
Bei dem Heben, bei dem Senken
Seines Flugs verloren geht? —

Ach, uns trennen so viel Meilen,
Täler und erhöhtes Land,
Daß ich bis zu dir zu eilen
Ihn allein gefügig fand.
Nie von Schranken eingeenget
Ist er dort so gut wie hier —
Wie er ewig schwillt und dränget
Schwillt und drängt mein Herz zu dir.

Streicht er keusch wie Schwesterhände
Morgens dir dein braunes Haar,
Zaust er um die Mittagswende
Stürmisch dich am Röckchen gar,
Hält er wiegend dich umwunden
Wie ein Mutterarm zur Nacht —
Meine Träume dieser Stunden
Sind es, die er dir gebracht!

Am Mittag.

Über blauen Meeresfluten
Und dem Sang des Wogenschlags,
Wogt ein Meer von weißen Gluten,
Wogt das Licht des reifen Tags.

Weiß von weißem Licht beschienen
Blendet auch der Strand den Blick,
Und es dehnen sich die Dünen
Schattenlos im Mittagsglück.

Aber plötzlich: lautlos streichen
Über weißen Dünensand
Dunkle Bilder, schwarze Zeichen,
Flügel, die sich hoch gewannt.

Schatten eines Vogelfluges,
Den ich selber nicht mehr seh —
Schatten eines Lebenszuges,
Den ich ahn und nicht versteh.

Schatten, die von oben schweben
In die Tiefe, die mich trägt,
Kündend, daß ein höhres Leben
Über mir die Flügel regt.

Und sie streichen und sie gleiten
Stumm und lautlos um mich her
Und das Licht der weißen Weiten
Genügt der bangen Brust nicht mehr.

Denn mir graut vor einem Leben,
Dessen Bild mir dann nur naht,
Seh ich seine Schatten schweben
Dunkelnd über meinem Pfad.

Ernst Collin-Schönfeld.

Kain.

Zehn Tage hab ich über ihm gekniet
und hab den schlaffen Leib mit wilden Händen
gepackt und ihn geschüttelt und gezerrt
und hab zu ihm geschrien und gefleht,
bis meine Stimme rauh klang wie das Brüllen
von Rinderherden und Geblök von Schafen:
So schlag mich doch! ich winsele wie ein Hund,
erhör mich, Bruder, schlag mich, schlag mich doch!
Und er lag da wie regungsloser Stein.
Da bin ich zu den Leuten fortgerannt,
zum Vater, zu den Brüdern, und wie sie
am Morgen vor Gott knien, so fiel ich hin
und betete: Ihr Brüder schlagt mich doch!
Ich habe ihn geschlagen; warum liegt
er da und rührt sich nicht? Ich schlug ihn oft.
Er schlug mich wieder. Warum heute nicht?
was schlägt er mich denn nicht? so schlagt mich doch!
wenn er es nicht mehr kann, schlagt ihr mich doch!
Ich kann den Rücken nicht mehr grade tragen,
solang mich niemand schlägt.
Doch dieser Gleichmut,
mit dem sie nur den arg zerfreßnen Leib
vor Vögeln ängstlich in die Erde bargen
und diese Kälte ihrer toten Blicke,
die trieb mich fort von ihnen in die Wüste.

Dort saß ich sieben Jahr auf einem Stein,
bis ich begriff, daß dies das Ende ist,
und daß der Mensch nicht so viel ist vor Gott
wie vor ihm selbst ein Tier, das er zwei Jahre
aufwachsen läßt, bis er es eines Morgens
dem Hunger schlachtet; bis ich ganz begriff,
daß dies das Ende für uns alle ist,
dies: wie die Erde werden hohl und leer,
nicht mehr sich rühren und gar nichts mehr sein.

Und als ich das begriffen, sprang ich auf
und rannte in die Dörfer zu den Brüdern
und auf dem Markte unter ihnen stehend
sprach ich zu ihnen einen ganzen Tag:
Das ist die große Drohung und der Fluch,
den Gott ob unserm Leben aufgehängt,
wir werden alle wieder sein wie Erde,
so regungslos und leer. So rührt euch doch
solang die Arme euch noch folgen wollen,
sündigt und frevelt, aber seid lebendig.
Baut einen Turm, der bis zum Himmel reicht!
Schlagt Brücken übers Meer! Doch rührt euch, kommt!
Kommt mit mir, kommt!
Und als der Abend kam,
da gingen sie ins Haus; sie wollten schlafen.

Da schwur ich mir, nicht so wie die zu sein
und diese jämmerliche Spanne Zeit,
die uns ein gnadenreicher Gott gegönnt,
mit ungeheurem Leben anzufüllen.
Da baut ich mir die Höhle in die Erde,
wohin ich ihre Erstgebornen schleppte,
daß ich am Abend Blut im Hause hätte,
die Hände mir zu waschen, und die Frauen
im achten Mond der Schwangerschaft entführte,
daß ich die neugeborne Frucht des Leibes
vor ihren Mutteraugen könnt zerpflücken.
Dort bettete ich ihre schönsten Weiber,
mit denen ich zweihundert Kinder zeugte,
damit der Stamm der Tätigen nie verwelkt.
Dort sammelt ich die Herden grimmer Wölfe,
mit denen ich Geschlechter totgehetzt,
mit Brand versengend ihre stolzen Höfe.

Nun lernten sie sich regen, und sie suchen
bei Tag und Nacht den Brudermörder Kain,
den Feind des Schlafes und der Mattigkeit,
den sie, die Müden, niemals finden werden.
Und wenn sie eines Abends mich erreichen
oder die Hand des Herren mich erlegt,

so will ich wie ein reißend Tier mich wehren
und will die Zähne fletschen wider Gott,
daß er, der uns erschuf, daß ein paar Jahre
wir uns auf Erden tummeln und wie Gräser
vorm Schnee des Winters hilfelos hinschwinden,
erschaudert, wenn er sieht, wie Kain stirbt.

Michael Georg Conrad.

Der Säemann.

Immer seh ich dich so, mein Vater,
zu jeder Zeit des Jahres, so oft ich dein gedenke:
als Säemann.

Und deine Söhne, groß und schlank wie du,
ganz dein verjüngtes Bild,
barhäuptig und barfuß
am Pflug.

Ein breiter Acker,
aus der Mulde, die so windstill,
nach der Höhe, luftig bewegt.

Die frisch gebrochenen Furchen braun
und dampfend im herben würzigen Frühwind.
Hinter uns stolzierend
der schwarz glänzende Rabe,
emsig spähend nach des Engerlings fettem Wurm.

Weiße Wolken
als träumende Schäfchen
hinziehend am hohen Himmel.

Du in langen Schritten gradaus,
kräftig atmend,
das Auge hell und fest.

Kuckucksruf aus dem Wald:
Du blickst uns an und lächelst schalkhaft.
Wir klopfen dreimal an die Tasche.

Nun gürtest du um den Leib
den grauen, körnerschweren Samensack.
Der rechte Arm,
nackt bis zum Ellenbogen,
mit flatterndem Ärmel,
geht im Schwung mit dem Schritt.

Aus der Hand fliegen sausend im Bogen
die Körner, sorglich erlesen,
glatt und prall und glänzend in Keimkraft.
Stillbedächtig,
wie in verhaltener Lust,
empfängt sie die Erde und zieht sie ein
in den harrenden Schoß,
Kampfel um Kampfel.

Immer seh ich dich so, mein Vater,
als Säemann.
Immer so im festen Schritt
über den frischgepflügten, dampfenden Acker hin,
wie von heimlicher Musik
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umsungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Und deine Söhne alle, emsig wie du,
was auch sonst ihre Hantierung,
immer wieder am Pflug,
bespannt mit jungen Stieren, gelben und weißen,
weit leuchtend über die Felder hin.

Und aus der Ferne
hör ich den Zuruf der Mutter, lieb und fröhlich:
„Wie seid ihr fleißig heute!“
Dann erscheint sie,
die Hand schirmend über den lachenden Augen,
die feine Gestalt umflossen vom goldenen Licht:
„Längst ist vorüber der Mittag,
habt ihr nicht läuten gehört?
Kommt jetzt, der Tisch ist bereitet,
Linsensuppe gibt's und Spätzli —“

Und wir wischen uns den Schweiß von der Stirn:
„Gleich, Mutter, gleich.
Wir sind hungrig wie Wölfe.“

„Gott sei Dank,“ sagst du, Vater,
„wir haben das unsrige getan.
Nun schenk uns der Himmel gut Wetter
zu Wachstum und Ernte.“

Immer seh ich uns so, ganz deutlich,
und hör jedes Wort
von dir und der seligen Mutter.
So lange ists her, so lange, so lange.
Und immer noch schwillt uns das Herz
in Hoffnung künftiger Ernten.

Hermann Conradi.

Pygmäen.

Die Zeit ist tot, da große Helden schufen,
die mit der Fackel der Begeisterung,
mit kühn erhabenem Gedankenschwung
des Lebens florumhüllte Stufen
und weiter — weiter bis zum Gipfel klommen,
wo ihnen vor den sehgewaltigen Blicken
jach barst der Vorhang mitten in zwei Stücken —
wo über sie der Friede dann gekommen!

Die Zeit ist tot — die Zeit der großen Seelen,
wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen,
die sich mit ihrer Afterweisheit frevelnd blähen
und dreist sich mit der Lüge Schmutz vermählen,
mit jener Lüge, die da Prunk und Kronen
um leere Schädel flicht, um schmale Stirnen
das Diadem der Gottentstammtheit schlingt,
die Weihrauchduft ohnmächtigen Götzen bringt!

Was wir vollbringen, tun wir nach Schablonen,
und unsre Herzen schrein nach Gold und Dirnen,
und keinen gibt's, der tief im Herzen trüge
den Haß, der aufflammt gegen diese Lüge —
Wir knien alle vor den Götzen nieder
und singen unserer Freiheit Sterbelieder.

Das verlorene Paradies.

Es bat die Dirne mich geküßt:
da ward ich von süßem Taumel trunken,
und als ob es Frau Venus selber wär,
bin ich ihr an die wildwogenden Brüste gesunken . . .

Es bat die Dirne mich geküßt,
ihre rotfroten Lippen auf den meinen erblühten —
da vergaß ich die harte Not und den Tod
und meiner Mutter liebfrommes Behüten . . .

Es bat die Dirne mich geküßt —
da war's mir, als quöllen Flammenbäche
wie der Hölle Sengstrom durch meinen Leib,
als ob bacchantische Brunst mir den Schädel zerbreche . .

Es bat die Dirne mich geküßt —
schluchzend lag ich vor ihr im Staube —
da war's mir, als stürbe der Gott in mir,
als stürb an sündloser Lieb mir der Glaube . . .

Es bat die Dirne mich geküßt,
da wußt ich, daß ich die Seele verloren —
da wußt ich, daß ich dem Schächer gleich
meine Seele der Hölle zugeschworen! . . .

Es bat die Dirne mich geküßt —
wohl trink ich in ihren Armen Wonne — —
in meinem Herzen aber ist Finsternis,
und verdorrt ist mir des Glückes Bronnen! . . .

Verdorrt ist mir der lebendige Mut,
für meine Brüder die Gasse zu bahnen, —
zerbrochen hab ich die blitzende Wehr,
zerbrochen die wurfzerfetzten Fahnen . . .

Seitdem die Dirne mich geküßt
kann ich nur ihr gehören zu eigen — —
In Brünsten umklammre ich den weißen Leib
und küsse sie — und der Rest ist Schweigen . . .

Tiefste Qual.

Hast du des Daseins tiefste Qual empfunden?
Kam über dich einmal der wilde Schmerz,
der zu dir schreit aus deiner Seele Wunden?

Es krampft sich in Titanenweh das Herz,
vom Daseinsekel angepackt, zusammen,
und von der Lippe stiehlt sich Hohn und Scherz,

verweht von deines Schmerzes Riesenflammen.
Du sinnst und sinnst . . . in tollen Takten fliegt
dein Puls — — als müßtest du den Fluch verdammen,

der felsenschwer auf deiner Seele liegt —
den Fluch verfluchen — ja als müßtest du
die Welt verfluchen, die dich eingewiegt

in deiner Jugend süße Märchenruh,
um dich zu hartem Qualendienst zu wecken:
So ist es dir! — Das Auge schließt sich zu —

der Schmerzen Wogen glätten sich und strecken
gebändigt sich, wie fromme — Tigerkatzen,
zu deinen Füßen hin — bis sie sich recken —

empor sich recken und mit Riesentatzen
dich niederschlagen, daß du wie ein Sklav
um Gnade betteln mußt bei — Götterfratzen! . . .

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Komm über mich, o traumlos ewiger Schlaf! . . .

Fragment.

Wir gehen so stumm nebeneinander
und haben das Herz doch so voll . . .
süß duftet der Oleander
aus deiner Locken Geroll . . .

Mit ihren schwellenden Armen
klammert die Leidenschaft
sich mir um die Brust ... sie packt mich
mit wilder, dämonischer Kraft ...

Ich möchte dich an mich reißen,
dich überströmen mit Glut —
schwelgen in denen weißen
Armen und rauschende Flut
süßbetäubender Minne
schlürfen aus blitzendem Krug ...
und mit seligem Sinne
feiern den süßen Trug ...

Gewißheit.

Ich weiß — ich weiß: nur wie ein Meteor,
das flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
wie Südwind kost, — es gellt wie Trommelklang
mein Lied und wird in alle Herzen greifen ...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz ...
Die Blüten sind verdorrt, verstrübt der Glanz —
es streicht der Abendwind durch die Zypressen ...
Was ich geträumt: Sie geben ihm Gestalt —
ich aber werde bald vergessen ...

Maximilian Dauthendey.

Aus „Reliquien".

Maimond über dem Dach,
Maimond sieht in das Haus,
gelben stehen die Scheiben,
Sehnsucht leuchtet heraus.
Draußen Blatt bei Blatt
schlafen dunkel die Bäume,

drinnen unter dem Dach
liegt die Liebe wach.
Schwüre glühen im Dunkel,
funkeln hinaus in die Nacht.

*

Ich habe sogar zum Himmel gerufen,
er ließ einen Regenbogen prangen,
ich wollte dich doch lachend und weinend
mit allen Himmelsfarben empfangen . .
Ich stand auf den Klippen
und schaute und schaute,
das Auge hungrig,
das Herz glückschwer,
ich sandte die Möwen,
nach dir zu spähen.
hinaus auf das leere, herzleere Meer;
der Himmel welkte,
die Nacht hob sich ernst,
ernster und kälter als alle Nächte;
sacht stieg ich nieder,
ging sacht zum Haus,
ernster und kälter noch als diese Nacht.

*

Meine Augen voll Asche,
meine Ohren haben die Töne verloren,
Bäume, Wind, Gestein,
eure Sprache fällt mir nicht mehr ein,
höre im Weltraum nur mich,
mein wildes, hungerndes Ich.

Aus dem Buche „Die ewige Hochzeit".

Ich schaute in den Garten, da schaute mir die Glut einer Rose entgegen,
ich fühlte sie aus der Ferne in meiner Hand wie deine Liebe.
Seit ich dich küsse, geht die Zeit der Rosen nicht aus,
der Garten lacht mit roten Lippen wie du.

Tag und Nacht sind kaum wie ein Fächerschlag
und ein Jahr ist nur ein Hahnenschrei,
ich lebe es mit geschloßnen Augen.

*

Die Raben schreien wie verwundet
und prophezeien Nacht und Not.
Der Frost hat jede Tür umstellt,
und der Hungerhund bellt.
Wir halten uns immer enger umschlungen,
im Küssen fanden wir noch kein Wort,
die Lerchen haben sich tot gesungen,
und Wolken wälzten den Sommer fort.
Doch dein Haupt, das in meinem Arm sich wiegt,
weiß nicht mehr, wo die Erde liegt.

Aus „Der brennende Kalender".

Juli.

Waldbäume singen gern einen Sang,
nie werden dem Wald die Tage lang.
Die Bäume halten die Blätter hin,
lassen kein Lied vorüberziehn.
Es singt des Baumes kühle Gestalt
von Liebe die wie der Erdboden alt.
Und kommt ein Mensch ganz lebensmatt
zum Wald, wird seine Zung ein Blatt;
will mit den Bäumen die Seele tauschen,
sein Atem will alle Wipfel berauschen;
sein Blut will in den Stämmen summen;
denn singend macht der Wald die Stummen.
Der Wald ist uralt ein Liederhaus,
geh hin und singe dein Herz bei ihm aus.

August.

Wo brennende Blicke an Mauern hinfuhren,
sah ich im Mondlicht noch phosphorne Spuren;
sah an der kalkigen Gartenwand
wie eine weiße Frau dort entstand.

Sie trug ihrer Hoffnungen leuchtendes Buch
unter dem glitzernden Busentuch;
wie eine Kerze neben ihr
flackte ein Stern auf der Gartentür.
Die Frau sie las beim dünnen Licht,
gespannt wie Seide war ihr Gesicht;
die großen Birnen an dem Spalier,
hingen wie dicke Locken an ihr.
Oft schüttelte sie mit zartester Geste
auf ihrer Stirn der Gedanken Geäste;
las zitternd weiter, bekam nie genug,
bis ihr der Morgen das Buch zuschlug.

*

Die Grillen beherxen die Sommernacht,
Grillen haben mit irrem Laut
wirre Zauberformeln erdacht.
Sie sägen die Wurzeln der Dinge an,
kein Wunsch, kein Gedanke still stehen kann.

Geigen die Grillen auf deinem Dach,
halten sie geigend die Sehnsucht wach.
Wo Sehnsucht hinfällt, kein Schwur mehr hält,
zum unendlichen Irrgarten wird dir die Welt.

Jakob Julius David.

Am Wege.

Ich kannte eine. Wie sie hieß?
Wer nennt das Wort, das mir verklang?
Vergessen ist's. Ich weiß nur dies:
daß ich sie liebte und umschlang.

Das Lied von der, die mir entschwand,
singt nun der Nachtwind meinen Ohren —
Am Wege hab ich sie verloren,
die sich zu mir am Wege fand . . .

Turm der Schrecken.

Ein böses Traumgesicht hab ich geträumt.
Wer mir es deuten kann, soll Antwort geben.

In eines Turmes Nächten sah ich zwei
zum Tod gefangen um geheime Sünde.
Unkund selbst ihnen. Eingenistet hatte
sich allenthalben Finsternis. Sie schlug
in beider Augen ihre spitzen Fänge.
Sie gänzlich blendend, so daß ihrer keines
des anderen Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal
stand so die Sonne, daß durch eine Ritze,
die nah der Wölbung sacht sich aufgetan,
ein Licht sich stahl in ihre Dunkelheiten.
Ein schmales Stäbchen glomm es auf dem Boden
und flirrte zitternd.
Sich erhoben beide
vom Estrich, drauf sie Jammer hingestreckt,
und hinter sich die schwere Kette schleifend,
so nahten sie einander, sahn sich an
im ungewissen Licht mit Zweifelblicken:
der Mann, das Weib. Ein mächtig Wohlgefallen
fand jegliches am andern. Und sie boten
die Hände sich — nicht litt die Fessel weiteres —
und Trostesworte tauschten sie — unsinnig,
und dennoch mit geheimer Zuversicht
das Herz erfüllend.
Dann erlosch das Licht,
und mächtig rauschend schlug die Finsternis
um sie den Fittich. Sie verharrten so
verschlungner Hände, bis die Müdigkeit
zum Scheiden zwang. Doch klang fortan ein Flüstern
oft heimelnd durch den Raum, und jedes zählte
die Tage, Monde, bis zum künftigen Jahre,
zum Augenblick des Lichts, danach sie bangten.

Ein böses Traumgesicht hab ich geträumt.
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.

Lethe.

Im Irren war ich überlang gegangen,
nun senkte heimwärts sich mein müder Pfad;
ich saß allein; der Himmel war umhangen,
und schluchzend schlug die Seeflut ans Gestad.

Zum Ufer sah ich starke Wogen rollen,
stahlgrün geharnischt und die Helme blank;
ich sah ihr Drängen und vernahm ihr Grollen,
indes ein Träumen meine Brust bezwang.

Und da ich so, die Augen halb geschlossen,
in wachem Schlummer saß und einsam sann:
ahnt ich, wie alles, das ich kaum genossen,
wie selbst das helle Bild um mich zerrann.

Das Leid verflog, das ich als mein empfunden,
die Stürme schwiegen, die in mir gewühlt;
ich rührte sacht die Narben alter Wunden,
ich hab verwundert keinen Schmerz gefühlt . . .

Begehrt ich einst, das Glück der Welt zu zwingen?
und schlug mein Herz verlangend einst und heiß?
mir schien mein Sein, mein Wollen und mein Ringen
ein wüster Traum, des Ende niemand weiß.

Geträumt die Schläge, die zu tiefst mich trafen,
geträumt auf meinem Pfad das späte Licht . . .
als wäre meine Seele längst entschlafen —
woran und wie? ich weiß es selber nicht . . .

Richard Dehmel.

Mein Trinklied.

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
trinkt, bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch, wie rot die Sonne lacht,
die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!

Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
bjagloni gleia glüblala!
Klingklang, lebt: schon welken die Reben.
Aber sie haben uns Trauben gegeben!
Hei! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
im blassen Stromfall ruckt und blinzt
ein Geglüb.
Der rote Mond ist aufgewacht,
da kuckt er übern Berg und grinst:
Sonne, hüh!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Mund auf, lacht! das klingt zwar sündlich,
klingklang, sündlich! Aber eben:
trinken und lachen kann man bloß mündlich!
Hüh! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
wächst übern Strom ein Brückenjoch,
hoch, o hoch.
Ein Reiter kommt, die Brücke kracht;
habt ihr den schwarzen Reiter noch?
Dreimal hoch!!!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
bjagloni, Scherben, klirrlala!
Klingklang: neues Glas! Trinkt! wir schweben
über dem Leben, an dem wir kleben!
Hoch! —

Hieroglyphe.

In allen Tiefen
mußt du dich prüfen,
zu deinen Zielen
dich klar zu fühlen.
Aber die Liebe
ist das Trübe.

Jedweder Nachen,
drin Sehnsucht singt,

ist auch der Rachen,
der sie verschlingt.
Aber ob rings von Zähnen umgiert,
das Leben sitzt und jubiliert:
Liebe! —

Venus Primitiva.

O daß der Kuß doch ewig dauern möchte
— starr stand, wie Binsen starr, der Schwarm der Gäste —
der Kuß doch ewig, den ich auf die Rechte,
tanztaumelnd dir auf Hals und Brüste preßte!

Nein, länger duld ich nicht dies blöde Sehnen,
ich *will* nicht länger in verzücktem Harme
die liebekranken Glieder nächtens dehnen;
o komm, du Weib! komm! betteln meine Arme.

O komm! noch fühlt dich zitternd jeder Sinn,
vom heißen Duft berauscht aus deinem Kleide;
noch wogt um mich, du Flammenkönigin,
und glüht im Aschenflor die Kupferseide.

Gieß aus in mich die Schale deiner Glut!
Befrei mich von der Sünde: von dem Grauen
vor dieses Feuerregens wilder Brut,
von diesen Wehn, die wühlend in mir brauen.

Es schießt die Saat aus ihrem dunklen Schooß,
die lange schmachtend lag in spröder Hülle;
ich will mich lauter blühn, lauter und los
aus dieser Brünstigkeit zu Frucht und Fülle!

O komm! *satt* bin ich meiner Knabenlust.
Komm, komm, du Weib! Nimm auf in Deine Schale
die Furcht, die Sehnsucht dieser jungen Brust!
Noch trank ich nie den Rausch eurer Pokale.

Auf Nelkendüften kommt die Nacht gezogen;
o kämst auch du so süß und so verstohlen,
so mondesweiß! O sieh: auf Sammetwogen,
auf Purpurflaum, auf schwärzeste Violen

will ich dich betten, ob, dich an mich betten,
daß alle meine Mächte an des Weibes
blendenden Göttlichkeiten sich entketten,
hinschwellend in den Teppich deines Leibes!

Helle Nacht.

(Nach Verlaine.)

Weich küßt die Zweige
der weiße Mond.
Ein Flüstern wohnt
im Laub, als neige,
als schweige sich der Hain zur Ruh:
Geliebte du.

Der Weiher ruht, und
die Weide schimmert.
Ihr Schatten flimmert
in seiner Flut, und
der Wind weint in den Bäumen:
wir träumen — träumen —

Die Weiten leuchten
Beruhigung.
Die Niederung
hebt bleich den feuchten
Schleier hin zum Himmelssaum:
o hin — o Traum —

Beichtgang.

Ich war der Herr der Welt vor dir,
im Traum;
wie eine Sonne warst du mir,
im Traum.
Ich schmückte dich mit allen guten
Glückliebsuchtsgluten
in diesem Traum,
und hieß dich leuchten, ließ dich schweben.

Und habe mich in den Staub gebogen
vor dir, im Traum,
und dich belogen und betrogen
im Staub, im Traum —
komm, laß uns leben!

Drückende Luft.

Der Himmel dunkelte noch immer;
ich fühlte tief bis in mein Zimmer
der fahlen Wolken vollen Schooß.
Die Esche drüben drehte schwer
die hohe Krone um sich her,
zwei Blätter trieben wirbelnd los.

Laut tickte durch die schwüle Stube,
wie durch die stille Totengrube
der Holzwurm ticken mag, die Uhr.
Und durch die Türe hinter mir
klang dünn und schüchtern ein Klavier
über den Flur.

Der Himmel lastete wie Schiefer;
ihr Spiel klang immer trauertiefer,
ich sah sie wohl.
Dumpf rang der Wind im Eschenlaub,
die Luft war grau von Glut und Staub
und seufzte hohl.

Und blasser tönten durch die Wände
die tastenden verweinten Hände,
sie saß und sang;
sang sich das Lied, in sich gebückt,
mit dem sie mich als Braut entzückt;
ich fühlte, wie ihr Atem rang.

Die Wolken wurden immer dumpfer,
die wunden Töne immer stumpfer,
wie Messer stumpf, wie Messer spitz;
und aus dem alten Liebeslied
klagten zwei Kinderstimmen mit —
da fiel der erste Blitz.

Venus Regina.

Ich träumte, und ich wußte, daß ich träume:
ich träumte, eine Fürstin sei gestorben.
Barhäuptig, nur ein spärliches Gefolge
von Trauernden, so stehn wir auserwählt
in einem grauen Raume, dumpf beengt
vom düstern Kreis der alten Sandsteinsäulen,
vom Balsamdufte, den die Tote atmet.
Am Sarkophage, der von Eisen ist,
steht der gebeugte Fürst: von oben stiebt
ein fahles Licht in die Rotunde, streift
sein jugendliches Haar, den Sarg und flimmert
zu seinen Füßen in der offnen Gruft.
Der Fürst weint. Seine Tränen, einzeln, langsam,
zerblitzen an dem Eisenrand der Truhe:
der Stein des Bodens saugt die Tropfen ein.
Und auf der Truhe les' ich wie im Traum,
nein nicht, ich träume nicht, ich lese deutlich
in großen, grauen, eisernen Buchstaben:
REGINA MORTUA ET SEMPITERNA —
seltsam: die tote, ewig lebende,
die Herrscherin. Ich habe ein Gefühl:
der Fürst hat seine Gattin sehr geliebt!
Ich höre staunend, wie wir alle singen,
ich selbst mitsingend:

Selig trauern
Edle um ein edles Leben.
Nie verliert sich, was gewesen;
wenn du deines Grams genesen,
wird in Sehnsucht, wird in Schauern
dir dein Wesen
das Verlorne wiedergeben.

Jetzt hat der junge Fürst sich aufgerichtet.
Er wendet sich. Es ist ein Kaiser. Ja:
ich träume nicht: es ist ein deutscher Kaiser,
im Krönungskleide steht er. Nein: es ist:
ich träume doch wohl? ja, du bist mein Freund,
mein einst in Lumpen umgekommner Freund,

in Schuld und Schande, jetzt ein Kaiser — nein:
ich träume nicht: ich selbst, Ich bin der Fürst.
Ich winke. Meine Edeln nahn und heben
und senken mir mein Liebstes in die Gruft.
Ich höre die gestrafften Seile gleiten,
ich stehe abgewandt, ich weine nicht;
nur selbst mit Hand anlegen konnt ich nicht,
nur nicht es sehn, nur diesen Balsamduft
nicht riechen mehr — o singt! singt mir das Lied,
ich kann dies marternde Geräusch nicht hören,
ich will nicht schluchzen! Und im Chor schluchz' ich,
schluchzt das Gewölbe:

Selig preisen
Freie ein befreites Wesen.
Was lebendig ist, will leben.
Lerne mit den Geistern schweben!
Wenn sie dich aus deinen Kreisen
mit sich heben,
bist du deines Grams genesen.

Und ich beherrsche mich. Mein Herz verlangt
nach Licht. Und während hinter mir gedämpft
die dunkle Halle tönt, tret ich ins Freie —
taumle —: der blaue Mittagshimmel drückt mir
blendend die Augen zu, betäubend stürmt ein
vieltausendstimmiger Jubel in mein Ohr,
der Atem stockt mir, ich erinnre mich,
ich kann jetzt sehn, es ist mein jubelnd Volk,
ich habe gestern ein Edikt erlassen
„Mein Volk soll fröhlich seine Toten ehren"
so wollte sie's — und wieder stürmt der Jubel.
Sie feiern Frühling. In Terrassen leuchtet,
vom Glitzergrün der Wipfel übersät,
ein weiter Park von Linden unter mir.
Ich steige nieder. Durch das schwärzliche
Gewirr der Äste glänzt das Festgewühl,
flimmern die Wiesen her. Von weißen Tauben
scheint alles Laub durchschwirrt; ein Maigeruch
bewegt die warme Luft und macht sie köstlich.

Doch Tauben fliegen nicht so wellenlinig —
nein, Blütenquirle! Blüten weißen Flieders,
ein Meer von weißen Fliederblüten quirlt
zwischen dem Menschenjubel. Ich erkenne:
sie fassen, sie verlassen sich im Reigen,
im Reigen reichen sie die Blütenzweige
sich dar, und dem Geruch zuschreitend seh ich:
sie sind ganz nackt! Nein: ihre Glieder atmen
ein Licht aus, das sie einhüllt wie ein Schleier
durchsichtig dicht. Um Hals und Handgelenke
schimmern Geschmeide. Ihre Schultern schmücken
zartzarte Flügel wie von märchengroßen
Tagschmetterlingen oder Blumenblättern;
und wer in Blondhaar geht, hat blauen Schmelz,
wer braun ist, feuerroten — nirgends Schwarz.
So tanzt mein Volk und schwingt die Fliederzweige
und ehrt den Willen Meiner Lieben Frau
und sieht mich schreiten, wie im Traume schreit' ich,
und jeder jubelt. Und auf einem Rasen
sprudelt ein Brunnen, den ein Schwarm von Mädchen
singend umwandelt:

Tröstliche Lüfte
halten im Tode Leben verborgen.
Wissen macht Sorgen.
Wenn er sich drückte an meine Brüste,
wenn er mich küßte,
wußten wir nichts von gestern und morgen.

Mein Krönungskleid beengt mich. Eine Wärme
strahlt wärmer als der Himmel aus dem nackten
Gebeucht der Jünglinge und Mädchen — seltsam:
von Schar zu Schar beschau ich mir mein Volk,
es sind nur jugendliche Menschen da.
Von Plan zu Plan sucht mein besorgtes Herz:
auch für die Alten ist doch Frühling! Aber
die Alten, seh ich, sind zu Haus geblieben,
sie murren wohl im Zwielicht ihrer Stuben,
sie kennen nicht mein kaiserliches Herz.

O, meine Jünglinge, singt lauter! ihr,
ihr ehrt den Willen Unsrer Lieben Frau —
o lauter! Und das Laub der Linden bebt
vom Chor der Männer:
Lust ist Verschwenden,
leben heißt lachen mit blutenden Wunden,
Jahre sind Stunden!
Wenn sie an deinen beseligten Lenden
schien zu verenden,
hieltet ihr Höllen mit Himmeln verbunden!

Und immer wärmender wird ihr Geleucht
und immer drückender mein Krönungskleid,
es brennt mich schon, ich werde rasten müssen;
ich will das Fest verlassen! Schon zerfließt
das Spiel der bunten Flügel fern im Grünen;
die Schultern schmerzen mir, der Park scheint endlos.
Die Bäume werden dichter, werden Wald;
ich komme in ein Tal von alten Birken,
ich atme auf. Hier dringt der helle Jubel
nur noch wie heiliges Wipfelbrausen her,
kaum lauter als der Quell, der meinen Fußpfad
murmelnd begleitet. Tiefer sinkt das Tal
und biegt um einen Vorsprung, und der Quell
zerrieselt im Geröll zu Silberfäden,
die wie ein Lied — nein: eine Stimme klingt —
das Tal wird Schlucht, ein Strudel blinkert unten,
die Birken streun bewegte Schatten drauf,
ein Brückensteg — und am Geländer lehnen
von Sonnenlichtern überdämmert zwei
der nackten Mädchen. Singend läßt die Blonde
ihr Haar vom Wasserstaub besprühn, ich horche,
ich bebe — träum ich denn? — sie sieht mich, beide
sehn mich und singen:

Warum beben?
Nur im Herzen ist es dunkel.
Was die Tiefen uns gegeben,
auszuleben,
mahnt des Baches Quellgefunkel.

Nein, nicht Traum! nein: mein süßer Schreck ist Leben,
und ihre Stimmen leben, beide lebt ihr!
Du aber, du da mit den Himmelsfarben,
du hast die Stimme Meiner Lieben Frau,
du sollst mein Trost sein, wie sie mir verhieß! —
Ja, sie erwartet mich: sie winkt, sie kommt.
Ich sehe, wie der Schimmer ihrer Brüste
zwischen den Birken auftaucht und verschwindet.
Schon hebt sich deutlich von den weißen Stämmen
ihr Hals ab, ihr Türkisenschmuck und Arm,
ihr Gang, und der Rubinenschmuck der andern.
Wie Atemzüge hebt und senkt sich sacht
der Flügel Himmelsblau und Höllenrot.
Schon kann ich ihre Augenlichter sehn —
und seh sie, sehe sie, und wieder schießt mir
der süße Schreck vom Herzen in die Schläfen,
denn Du da, Du da mit den braunen Augen,
du hast die Augen Unsrer Lieben Frau,
du sollst der Trost sein, den sie mir verhieß!
Jetzt haben sie sich Hand in Hand gefaßt,
sie bleiben stehn, sie winken mich heran;
hinab! hin! ich! Sie fliehn; ich keuche schon.
Sie schwimmen durch den Bach ans andre Ufer.
In meinem Krönungskleide breit' ich ihnen
die Arme nach, ihr helles Lachen klingt,
sie stehn und singen:

Kannst du schweben?
Aus dem Tal der Einsamkeiten,
wo die Kräfte sich erheben,
ruft das Leben
beim zum Wettspiel die befreiten.

Sie wenden sich, sie wollen mich verlassen,
wieder hinauf die Schlucht, zurück zum Fest.
Sie brechen Zweige vom Gebüsch, sie kränzen
im Gehn ihr Haar damit — o bleibt doch! wartet!
ich kann nicht nach so schnell! der Wassersturz!

die Brücke liegt zu weit! mein Krönungskleid,
mein schweres Krönungskleid! o wartet doch,
ich werf es ab! da liegt es! O wie leicht
atmet der nackte Mensch! — Das Wasser schäumt mir
um Brust und Schultern. Ich bin drüben; ich
erreiche euch! Sie flüchten. Ich bin schneller.
Ich höre hinter mir ein Schwirren: ich
bin auch beflügelt. Sausend, doppelfarbig,
aus Himmelsblau und Höllenrot geflammt,
treibt mich mein Schwingenpaar der Blonden zu;
ich halte sie. Ich — beide muß ich haben,
dich mit den braunen Augen will ich noch!
Jetzt! Nein. Die Blonde ist entschlüpft. Sie jauchzen.
Sie reichen sich die Hände. Jubelrufe
begrüßen unsre Jagd: Gesang: ein Reigen
tanzt blütenschwingend uns vom Fest entgegen.
Jetzt: zwischen meinen Fingerspitzen — ja:
hier braun, hier blond, ihr fliegendes Haar — und jetzt:
ich halte beide ... ach ... ich bin erwacht.

Die Harfe.

Unruhig steht der hohe Kiefernforst,
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen;
lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen,
und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
noch nicht bei euerm urweltlichen Ton
die Arme hob und ins Erhabne spannte,
ihr Riesenstämme rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
erheben sich die graugewordnen Schäfte;
durch ihre grüngebliebnen Kronen fegt
die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
wie damals.

Und Eine steht, wie eines Erdgotts Hand
in fünf gewaltige Finger hochgespalten;
die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
und langt noch höher als die starren alten
einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,
als wollten sie sich aneinanderzwängen;
durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf,
als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen,
den kenn ich tief seit meiner Jugend schon,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab ich mich nach einer Hand gesehnt,
die mächtig ganz in meine würde passen!
wie hab ich mir die Finger wundgedehnt!
die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen —
ich steh und prüfe die bestandne Fahrt:
nur Eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst!
schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.
In scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst.
Gib mir die Kraft, einsam zu bleiben,
Welt!

Manche Nacht.

Wenn die Felder sich verdunkeln,
fühl ich, wird mein Auge heller.
Schon versucht ein Stern zu funkeln,
und die Grillen wispern schneller.

Jeder Laut wird bilderreicher,
das Gewohnte sonderbarer,
hinterm Wald der Himmel bleicher,
jeder Wipfel hebt sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
wie das Licht verhundertfältigt
sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
ein blasser Tag vergeht;
es wird nicht lange dauern mehr,
bis weder Mond noch Sterne,
nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
da ging ein Lichtlein auf im Grund;
und durch den Rauch und Nebel
begann ein leiser Lobgesang,
aus Kindermund.

Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
ob, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Lied an meinen Sohn.

Der Sturm beherrscht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht' ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, als ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei Du! sei Du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
laut . . .

Aus „Zwei Menschen".

*

Zwischen zwei Rappen jachtert ein Schimmel.
Sonne glitzert auf Schneestaubgewimmel:
ein Schlitten stiebt mit zwei Menschen dahin.
Schwarz funkeln die Schellen der silbernen Bügel.
Ein Weib schwingt die Peitsche, der Mann führt die Zügel.
Jetzt reckt er das Kinn:

Lea! seit meinen Jugendjahren
bin ich nicht so im Fluge gefahren,
so rasend noch nie.
Aber noch rasender war's gestern morgen,
als ich im Sturm deinen Namen schrie
und, als wäre mein Gott drin verborgen,
mit ihm rang um dich, Knie an Knie:
Schleife mich, Sturmgott, um die Erde,
sei sie unrein, sei sie rein!
Gönne mir nur kein Glück am Herde,
hingerissen will ich sein!
Sage mir — Du! ich frage dich: schreit
Dein Gott auch so meinen Namen?
Peitscht dich der Schnee auch wie Frühlingssamen?
Kennst du den Wahnsinn dieser Seligkeit?!

Er reißt ihr die Peitsche weg; die Rappen schäumen schon
Die Zügel schlackern; die Bügel bäumen schon.
Das Weib umschlingt ihn fallbereit:

Nenn's nicht Wahnsinn, nenn's lieber Ahnsinn!
Lukas! ich hab in manchen furchtbaren Wochen
dagelegen wie zerbrochen
und wußte doch: ich will, muß, willmuß fliegen!

Ja Lux: rase! laß brechen, laß biegen!
Mir wiegt ein Gefühl der Erleuchtung die Brüste,
als ob es die Sonne blindmachen müßte!
Und wenn mir der Schneestaub die Augen zerstäche,
und wenn mir dein Sturmgott den Atem bräche,
ich lasse mich wiegen, du — wiegen — wiegen —

Sie starrt verzückt in das wilde Gewimmel.
Zwei Menschen glauben sich im Himmel.

* * *

Und sie kehren zurück auf bestaubte Bahnen,
Rad an Rad im Fluge durch graue Schlüfte,
durch Blütenmatten ohne Düfte.
Immer dunkler blaut das Meer von Enzianen;
als wolle der glühende Tag die Lüfte
tief an himmlische Nächte mahnen.
Immer finstrer schaut das Weib in die Klüfte:

Lukas, mich peinigt schon seit Stunden ein Ahnen,
als habest du verflucht dort oben,
meine Weibesohnmacht zu erproben:
tu das nie wieder, ich bitte dich!
Wie du beut dich über den Abhang bücktest
und mir das einsame Edelweiß pflücktest,
kam eine Empörung über mich:
ich hätt dich hinunterstoßen können,
bloß um dich keiner andern zu gönnen.

Sie wirft die Blume wild hinter sich.
Ein Ruck: sein Rad bäumt. Sie wankt, schreit auf:
er scheint zu stürzen im Rückwärtslauf.
Nein: er greift zu Boden in blitzendem Schwunge,
ist wieder bei ihr mit lachendem Sprunge,
in der Hand die Blume, und steht, fängt sie auf:

Ja! Ja, du: das hab ich verflucht dort oben!
und will's immer wieder, immer wieder erproben,
weil du Mein bleiben sollst, weil du stark sein kannst!
Du sollst nicht an deine alten Sünden denken,
wenn du mit mir durchs heilige Leben rollst,
dem du ein Kind von mir geben sollst!

Nein, die göttliche Unschuld woll'n wir ihm schenken;
und das Edelweiß hier wird zum Andenken
in deine schwarze Seele gepflanzt,
bis der Heiland mit den Engeln drin Ringelreih tanzt!
Sieh, mein ganzes Herz lacht: du Weib, ich Mann,
o selig, wer dein Gott sein kann!

Er steckt ihr den blühenden Stern ins Haar;
bräutlich glüht der Tag um ein Menschenpaar.

* * *

Rauch und Funken flüstern im Kamin:
Unruh ist, wo Feuergeister hausen,
Unruh, wo die kühlen Wolken ziehn —
horch, die halbentlaubten Pappeln brausen.
Horch — da legt sich das Gemurr der Flammen:
ein Weib nimmt all ihr Selbstgefühl zusammen:

Mir sagt der Geist, wir wollen Ruhe haben!
Und sperr ich dir den Weg zur Tat, nun gut:
du sollst nicht sagen, ich sei dein Wankelmut:
geh hin, sei frei! und nimm mein Hab und Gut
in deinen Dienst wie andre Freundesgaben! —
Was stehst du nun und staunst mich lächelnd an?
Lukas! — welch Rätsel bist du, Mann —

Sie will in seinen Augen lesen;
es blaut ein Glanz darin wie nie zuvor.
Die Flammen geistern hell und laut empor.
Ein Mann bekennt sein stillstes Wesen:

Ja, staun ihn an, den Mann — hier steht er, lacht,
der einst mit furchtbar heiligem Ernst gedacht:
ich bin bös gut, ich bin ein Geist,
an dem die Überlebten sterben,
verführt von ihm, sich vollends zu verderben,
damit der Weltlauf schneller kreist —
so macht sich der gebrechlichste Verbrecher
im Handumdrehn zum Richter und zum Rächer,
bis ihn die Welt in seine Schranken weist.
Das war's; drum hatt' ich Helfershelfer vonnöten.

Drum steh ich jetzt und beichte mit Erröten:
gewichtige Mittel zu nichtigen Zwecken,
das ist die Taktik der Gaukler und Gecken —
ein einzig Fünkchen neue Tugend wecken
frommt mehr, als tausend alte Sünder töten.
Und bist du jetzt noch mein mit Hab und Gut,
dann, Fünkchen, bei: hell lacht die Glut!

Die Flammen murmeln eine Wundererzählung:
zwei Geister feiern ihre Vermählung.

* * *

Und Kerzen webn noch in den hellen Tag;
entzückte Lippen glühn, verschämte Wangen.
Geburtstagsblumensträuße prangen.
Das Kind hat seinen Glückwunsch aufgesagt;
nun darf's mit Gärtnersmann und Magd
und mit dem riesigen Rosinenkuchen
wohlgemut das Weite suchen.
Und während draußen Tanz und Trubel lacht,
nimmt zart der Mann des Weibes Blick gefangen:

Komm, Seele — weißt du noch? heut jährt sich's grad,
als ich, ein Lohnmensch, vor dich trat
und deinen Blick empfing, der Ketten sprengte.
Und nun, in diesem freien Turmgemach,
an diesem lichterloh gekrönten Tag,
der dir und mir dein Leben schenkte,
der jedes Wort belebt zum Dankausruf,
daß uns die Welt zu denkenden Wesen schuf,
daß wir uns nicht mehr dumpf im Urnebel drehn,
daß wir zu weinen und zu lachen verstehn,
nicht mehr in Sümpfen uns ungetümlich plagend,
nicht mehr wie Brüllaffen mondsüchtig klagend,
auch nicht mehr wie solch Kindlein handelnd,
das sich, von jeder Laune betört,
sein eignes Himmelreich verstört —
wir, Adam und Eva, gen Eden wandelnd: —
Komm —: Siehst du dort den Schieferberg im Tann?
da ließ dein Urahn sechs Knechte henken!

Willst du mir diesen kahlen Berg heut schenken,
der hundert freie Menschen nähren kann,
wenn wir sie mitmenschlich zum Werk anlenken?!

Sie blickt den Berg, sie blickt den Himmel an:
er scheint sich in ein Zukunftsland zu senken.
Sie blickt zu Tal, wie übermannt vom Denken —

sie lacht: hab Dank, mein Herr und Lehensmann!

Und talher prangt voll Sonnengold der Fluß.
Zwei Menschen tauschen einen Festtagskuß.

* * *

Doch weit und hoch und funkelnd spannt die Nacht
ihr Grauen aus um Turm und Hain und Garten.
Im Tal bezeugt ein Lichtlein ihre Macht.
Die Stadt schläft, von den Sternen bewacht.
Und über die Wipfel deutend, die frosterstarrten,
fragt das Weib mit Vorbedacht:

Doch wenn nach unsern göttlichen Augenblicken
die menschlichen Stunden das Herz beschleichen?
Können wir uns wie diese Eichen
mit sichern Wurzeln in jedes Schicksal schicken?
Das Kind kann's noch — da sprachst du wahr;
sie denkt schon dran, hier Spielgefährten zu finden.
Sie kann ihr Herz noch frei an alles binden;
selbst ihren Büchern bringt sie's dar.
Wir aber, die wir nicht mehr einsam sind
und doch den Zwiespalt dieser Welt empfinden,
dürfen wir träumen wie ein Kind?

Das Licht im Tal erzittert; sie sehn's verschwinden.
Des Mannes Lächeln wird seltsam wild.
Es ist ein Lächeln, das allem Schicksal gilt.
Sein Blick erhebt sich in die nächtigen Fernen,
als lese er die Antwort aus den Sternen,
seltsam mild:

Es ist in uns ein Ewig-Einsames —
es ist das, was uns alle eint.

Es tut sich kund als Urgemeinsames,
je eigner es die Seele meint.
Sie wurzelt rings im grenzenlos Alleinen;
sie liebt es, sich im Weltspiel zu entzweien,
um immer wieder selig sich zu einen
durch zwei, die grenzenlos allein.
So lebt die Liebe — das ist kein Traum.
So, Kind, erlebt dein Herz im dürrsten Baum,
was ihm wohl oder wehe tut;
nur leiser, ferner, nicht so nah dem Blut.

Zwei Menschen lächeln über Zeit und Raum.

Helene Diesener.

Die trippelnden Füße.

Eilt ich durch die Räume im flüchtigen Schritt,
so trippelten sicher zwei Füßchen mit.
Wohin mich auch immer das Tagwerk gebracht,
zwei Äuglein, die haben mich angelacht,
zwei Füßchen, die waren flink wie der Wind,
die folgten dem Mütterlein geschwind.

Nun ruht, was des prickelnden Lebens voll,
und einst vor Jugendlust überquoll!
Doch ich ziehe wie damals durch das Haus
und höre im Lärm die Schritte heraus.
Sie folgen mir in der Freunde Kreis,
sie huschen hinter mir, flüchtig und leis.

So leis wie ein Hauch und doch so schwer,
wo nehmen die Füßchen die Kraft nur her?
Sie treten nieder mein Ährenfeld,
— du hast es geboten, Herr der Welt, —
die trippelnden Füße, die doch ruhn,
wie können sie weh dem Herzen tun!

Weitab.

Ich denk einer traulichen Stelle
in meinem Jugendland,
mit seiner gedämpften Helle
unlösbar ins Herz mir gebannt.

Dort ästelten Buchenranken
sich hoch zu einem Zelt,
je dunkler die Schatten sanken,
je lichter ward meine Welt.

Und wenn im Abendschweigen
der laute Tag verschied,
dann sang unter düsteren Zweigen
das Herz sein lautstes Lied. —

Weither zieht ein Nachhall der Klänge
mir lind durch den scheidenden Tag,
als unter dem Blättergehänge
dein Mund auf meinem lag.

Gottfried Doehler.

Neujahr im Hochwald.

Auf mächtigen Tannen, ernst und alt,
der weiße, der flockige Schnee sich ballt,
es lauschen des Windes Melodien
die Bäume, prangend in Hermelin;
der schimmert silbern im Mondenschein,
als wär er bestreut mit edlem Gestein,
am Boden aber verschlingt sich wild
blauschattender Stämme und Äste Gebild.

Am Felsspalt hocken die Zwerge geschart
und tauen am Feuer den zottigen Bart,
inmitten thronend der König sitzt,
im Zackenreife ein Demant blitzt.

Sie horchen: ein Fuchs bellt in ferner Schlucht,
ein Reh setzt vorüber in schlanker Flucht,
aus altem Gemäuer tönt Eulengeschrei:
da kommt es mit wuchtigen Schritten herbei.

Der alte Wotan, rabenumschwirrt,
am Eichen-Gere den Wald durchirrt,
sein Auge strahlt unterm Schlapphut vor,
er grüßt der Zwerge sich neigenden Chor;
er schreitet fürder auf Eis und Schnee,
in seinen Reifbart murmelt er: „Weh!
Wo einst ich ein Gott war, ein König gerecht,
blieb mir nur der Zwerge ärmlich Geschlecht!“

Er segnet sinnend den Wald und das Wild,
schon hält er am Saume, da ragt ein Bild:
Christus, der Heiland, am Kreuze sich streckt,
mitleidiger Schnee seine Wunden deckt.
Und Wotan rastet mit schweigendem Mund,
dann schreitet er tief in des Waldes Grund.
Und Glocken klingen vom Dorfe klar,
sie grüßen und weihen das neue Jahr!

Felix Dörmann.

Interieur.

Ein Interieur von lichter Scharlachseide,
ein wohldurchwärmtes, traulich-enges Heim.
Aus schlankgeformten Ständerlampen quillt,
von buntgefärbten A bas-jours gedämpft, —
ein rosig warmer Lichtstrom zitternd nieder.
Orangen und Narzissen hauchen träumend
die duftig-schweren Blütenseelen aus —
und tiefes, tiefes Schweigen. — Hingelagert
auf üppig weichen Eisbärfellen, ruht
ein schlankes Weib, die Lippen halberbrochen,
mit leicht umblauten, müden Schwärmeraugen, —
und träumt und träumt von seelenheißer Freude,

von zügellosem Schweigen, trunknem Rasen,
von einem hochgepeitschten Taumelreigen
der abgestumpften, wurzelwelken Nerven,
von einem letzten, nie gekannten Glück,
von einer Wonne, die der Wonnen höchste,
und doch nicht Liebe heißt — und träumt und träumt.

Interieur.

Verdunkelt war dein weites Schlafgemach,
so ganz wie damals, und ein schwerer Hauch
von welkem Lorbeer, Veilchen und Lavendel,
erstickend, süß-betäubend, koste, ganz
wie damals, um die wonnig müden Nerven.
Mit schwanken Schritten trat ich ein bei dir.
Ein schlankes Wachslicht schüttet fahlen Schein
aus bronze-geschnittenem Riesengirandol
und spielt und huscht und tänzelt launentoll
um deines breiten Lagers üppig weiße
geraffte Schillerseide — um dich selbst,
die nackt und reglos ruht wie ein Gebilde
von Künstlerhand, aus dunklem Erz getrieben.
Aus deinem Aug, dem weiterschloßnen, starrt
erstickter Haß und höhnende Verzweiflung.
Und aus zernagten, breitgewölbten Lippen
in schwarzen Perlen rieselt langsam Blut
auf deines breiten Lagers üppig-weiße
geraffte Schillerseide . . .
Eintönig hackt dein Rosenpapagei
an seines Käfigs gelbe Messingstäbe — —
er weiß ja nicht — — —

Was ich liebe.

Ich liebe die hektischen, schlanken
Narzissen mit blutrotem Mund;
ich liebe die Qualengedanken,
die Herzen, zerstochen und wund.

Ich liebe die Fahlen und Bleichen,
die Frauen mit müdem Gesicht,
aus welchen in flammenden Zeichen
verzehrende Sinnenglut spricht.

Ich liebe die schillernden Schlangen,
so schmiegsam und biegsam und kühl;
ich liebe die klagenden, bangen,
die Lieder voll Todesgefühl.

Ich liebe die herzlosen, grünen
Smaragde vor jedem Gestein;
ich liebe die gelblichen Tünen
im bläulichen Mondenschein.

Ich liebe die glutendurchtränkten,
die Düfte, berauschend und schwer;
die Wolken, die blitzedurchsiegten,
das graue, wutschäumende Meer.

Ich liebe, was niemand erlesen,
was keinem zu lieben gelang:
mein eignes, urinnerstes Wesen
und alles, was seltsam und krank.

Dolorosa.

(Maria Eichhorn.)

Le Jardin des Supplices.

Unsre Gärten sind dunkel und sehnsuchtsvoll,
wenn die roten Lichter des Tages verglühten
und trunkene Nachtfalter liebestoll
saugen an offnen, duftenden Blüten.

Unsre Gärten sind wie ein Liebestraum,
wie ein schöner, bräutlicher Traum der Natur;
aber wir achten der Rosen kaum,
mein Fürst! denn wir lieben die Schmerzen nur.

Der kantige, sonnendurchglühte Sand
des Weges zerreißt unsre nackten Sohlen;
in unseren Herzen frißt der Brand
der grausamen Wollust wie glimmende Kohlen.

— — — — — — — — — —

Ich legte mein schwarzes Gewand von mir
und löste mit bebenden Fingern mein Haar;
nackt und zitternd lag ich vor dir
und bot meinen jungen Leib dir dar.

Du entfachtest die schlummernden Brände
in mir zur ekstatischen Inbrunst der Liebe;
laß mich küssen, mein Fürst, deine grausamen Hände
für das jubelnde Glück deiner Peitschenhiebe!

Laß mich die schmalen Füße küssen,
die meinen Nacken zu Boden zwangen;
laß mich die harten Stricke küssen,
die mich quälten wie feurige Schlangen!

Laß mich, mein Fürst, deine Peitsche küssen,
die mir die Lust der Schmerzen sang;
laß mich den Sand der Erde küssen,
der mein Blut mit durstiger Sehnsucht trank!

— — — — — — — — — — —

Unsre schlummernden Gärten träumten den Traum,
den zärtlichen Frühlingstraum der Natur;
aber wir sahen die Rosen kaum,
mein Fürst! denn wir liebten die Schmerzen nur.

Wie eine Sklavin lag ich vor dir
und bot meinen Leib den Martern dar,
und die tiefste Wollust ward dir und mir
im Garten der Qualen offenbar.

Asrael.

Früh hat sich meine Seele
der Sünde zugewandt.
Die Blüten meines Lebens
traf ihr unreiner Brand.

Meine Liebe ist vergiftet
von sündiger Leidenschaft;
meine großen, traurigen Augen
glänzen lasterhaft.

Meine seidenweichen Glieder
fiebern allezeit
nach Peitschenschlägen und Küssen,
nach Liebe und Grausamkeit.

Aber meine junge,
suchende Seele weint,
und meine blassen Lippen
rufen den letzten Freund.

— — — — — — — — —

Einer kommt gegangen;
der kommt und spricht kein Wort
und nimmt mit ernstem Lächeln
mir alle Schmerzen fort.

Einer kommt gegangen;
da wird die Nacht so hell,
und alle Stimmen schweigen.
— — Der heißt Asrael.

Adolph Donath.

Der Prophet.

Niemand kannte ihn im Ghetto,
und es hieß, er sei aus weiten
Fernen in das Land gekommen,
um der Sehnsucht, die verglommen,
neue Ziele zu bereiten.

Doch es spotteten die Juden
und verhöhnten seine Lehren,
und sie wollten des Propheten,
dieses törichten Asketen,
durch Verachtung sich erwehren.

Denn die meisten von den Juden
hatten Furcht, wenn einer sagte,
daß sie nichts als Sklaven wären,
daß sie nur die Last des leeren
Selbstbetruges immer plagte,

daß sie nur dem Gott des Goldes
opfern, wenn die Knuten schwirren,
und dann wieder still beglückt sind,
wenn der Peitsche sie entrückt sind
und die Ketten fernher klirren.

* * *

Täglich wuchs der Haß im Volke.
Nur ein kleines Häuflein Armer
scharte sich um seinen Sprecher,
pries ihn als des Volkes Rächer
und als seines Leids Erbarmer.

Und des Abends, wenn die letzte
Sonne aus den Wolken strahlte
und mit ihren Feuerbränden
an des Tempels weißen Wänden
rote Flammenzeichen malte,

lauschten sie dem Lied des Weisen,
der da sang: Im tiefen Leide
liegt die Zionsburg im Osten,
ihre Zinnen, die verrosten,
und wie Knistern morscher Seide

geht es durch die Zedernwälder . . .
Weine, Tochter Zions, weine!
deine Leier ist verdorben,
deine Sehnsucht ist erstorben,
deine nimmermüde reine

Glaubensstärke ist zerronnen,
deine Mutterliebe schwindet:
denn dein Volk ist siech geworden,
und die abtrünnigen Horden
sind schon längst für dich erblindet.

Weine, Tochter Zions, weine!
Aber deine Tränen sollen
unser Vaterland verjüngen.
Neue Blüten werden dringen
aus den feuchten Ackerschollen.

An des Libanons Gehängen
wird die Zeder wieder grünen,
Kranke werden dort gesunden,
und in weihevollen Stunden
wird dein Volk die Frevel sühnen ...

Voll ertönten diese Laute,
und das Echo gab sie wieder,
und es schien, als glitten leise
aus der Sterne Silberkreise
Diamantensplitter nieder.

Und es glühten alle Rosen,
und durch Wälder und durch Haine
klang, wie eine Wunderlage,
des Prophéten Judenklage:
Weine, Tochter Zions, weine ...

Hedwig Dransfeld.

Arbeit.

Von tausendfachem Hammerschlag umklungen,
nun wächst das Riesenwerk ins Himmelsblau,
und spinnwebartig um den nackten Bau
ist ein Gerüst geschlungen.
In den zerfurchten Händen fliegt die Kelle,
es dröhnt der Stein, die Mörtelgrube dampft,
und auf den wolkenhohen Leitern stampft
hinauf, hinab die dunkle Menschenwelle.

Und in der Tiefe, wo die Linden nicken,
ein blasser Mann in tatenloser Ruh ...

Er stützt das Haupt, er schaut dem Treiben zu
mit weich umflorten Blicken.
Dem Träumer aber sehn vom schwanken Grunde
der Arbeit Jünger wie die Fürsten nach, —
ein spöttisch Wispern und ein dumpf Gelach,
und „eine Drohne!“ fliegt's von Mund zu Munde.

Die Balken knistern und die Leitern schwanken ...
Er bebt, und hinter seiner weißen Stirn
nun türmt den andern Riesenbau sein Hirn
von mächtigen Gedanken.
Es trügt sein Kleid, es trügt die weiche Rechte,
auch er der Arbeit Jünger — höhnt ihn nicht!
Seht ihr an seinen Schläfen nicht das Licht
verlittner Tage und verwachter Nächte?

Und nur für euch des Suchens herbe Qualen ...
Sein Seherauge schaut ob aller Not
auf schwarzen Wolken schon das Morgenrot
der jungen Freiheit strahlen.
Und er verblutet sich am eignen Sinnen,
da er den Weg euch bahnt ins neue Land ...
Euch grub die Arbeit Furchen in die Hand
und ihm ins Herz die dreimal tiefern Rinnen.

Ein Dichter und ein Denker und ein Streiter,
der euch den Pfad mit Blut gezeichnet hat —
und, wenn der Fuß ihm strauchelt lebensmatt,
im Lied noch stammelt: „Weiter!“
Was ihr gelitten, hat auch er getragen,
ein Märtyrer — und wenn das Weltgericht
einst jedem Stern sein letztes Urteil spricht,
darf er sich stolz auf eure Seite schlagen.

In der Fabrik.

Mit Rad und Riemen, Schaft und Schraube droht
polypengleich das schwarze Ungeheuer
und wirft die Schlacken aus wie flüssig Feuer
und taucht den Mittag in ein falbes Rot.

Ein Wutgebeul! Der Riesenkörper bebt ...
Ein hundertarmig Ineinandergreifen,
ein tückisch Vorwärtsschießen, Rückwärtsschleifen,
von einer einz'gen großen Kraft belebt!

Und um den Herrn der Knechte dunkle Schar
in Ruß und Rauch ... die Riesenhämmer klingen,
die Funken tanzen, und die Räder singen
das große Lied der Arbeit und Gefahr.

Im Schlund der Esse lobt es purpurbraun ...
Und wo die Räder hart und stählern blitzen,
seh ich ein Weib mit heißen Augen sitzen
und fest und saugend mir ins Antlitz schaun.

Der nackte Arm wie ein verdorrtes Scheit,
finster die Stirn und rauchgeschwärzt die Wange ...
Sie neigt sich mir — sie spricht mit wildem Klange:
„Ich bin die graue Not, ich bin das Leid.

Herrin des Weltalls ich — wie keine war!
Sahst du schon je so eifrig die Vasallen
durch Glut und Rauch für ihre Herrin wallen,
unsichtbar stets den Opferkranz im Haar?

Ja, ich bin stark, und mein das größte Reich!
Mein Hauch bewegt die tosenden Maschinen,
mein Blick allein heißt tausend Arme dienen
und macht die kecksten Männerstirnen bleich."

Sie springt empor, sie bebt — ihr Auge lacht ...
Die Achsen kreischen, und die Hebel krümmen
sich von der Last, die roten Essen glimmen,
durch Rad und Riemen tobt die wilde Jagd.

Die Menschen keuchen: „Arbeit nur und Brot!"
Und durch das Wutgebeul, Schleifen und Krachen
hör' ich ein leises, sieggewohntes Lachen:
„Herrin des Weltalls ich — die graue Not!"

Feierabend.

Ein wildes Roß, das in die Zügel klirrt —
so fliegt das Triebwerk seinen ew'gen Gang,

die Räder sausen und der Riemen schwirrt,
die Esse heult ... und dann — ein Glockenklang!
und wie verzaubert hemmt das Werk den Lauf
und taumelt noch, vom eignen Rasen trunken —
und hundert Nacken richten stramm sich auf,
und in den Augen spielen Sonnenfunken.

Die schweren Flügel wirft das Eisentor
grollend zurück und gibt den Ausweg frei ...
Und aus den Gängen wogt's und quillt's hervor
und atmet auf: „Wieder ein Tag vorbei!"
Ein Tag der Arbeit und ein Tag der Not ...
Die ersten Lampen flimmern in den Gassen,
und seinen Purpur wirft das Abendrot
warm und versöhnend in die dunkeln Massen.

Sie gehn so frei ... Die sehnenstarke Faust
hängt schlaff herab, das matte Auge glüht,
und aus dem Chor der mächt'gen Schritte braust
es wie Gerassel, wie ein Schlachtenlied.
Sie lachen still — sie kennen ihre Macht ...
Nun sprüht die Lust, nun keimt verbißnes Hadern,
und frei für eine lange, weiche Nacht,
und junges Blut in kraftgeschwellten Adern!

Und tiefer, tiefer in den Gassenschlund!
Und fort wie ein versprengter Vogelflug!
Zehntausend Menschen saugt der durst'ge Mund
der Großstadt auf mit einem Atemzug.
Wohin? — Vielleicht an einen Ort der Qual,
zur lauten Schenke, an des Lasters Türen ...
Vielleicht zum hohen, lichterfüllten Saal,
den Fieberbrand der neuen Zeit zu schüren.

Und mitten durch den Fieberbrand der Zeit
nur einer hier und dort im Lampenschein,
er lacht verträumt ... was kümmert ihn der Streit? —
Ein kleines Haus schließt all sein Wünschen ein.
Ein lichtes Fenster flimmert durch die Nacht,
ein stilles Weib eilt sorgend ihm entgegen,
ein Mädchen singt, ein brauner Bube lacht,
ein Gott des Friedens spricht den Abendsegen.

Kirchhofsommer.

So hoch das Gras, die Luft so golden ...
Ich träume in den Sommerwind,
warum so üppig hier die Dolden,
so honigschwer die Blüten sind.
Die Knospen bergen kaum den Segen,
die Rose schwillt im Sonnenkuß ...
Ein stürmisch Wachsen an den Wegen,
ein wilder Lebensüberfluß!

Und in der Tiefe ruhn die Stillen
so kühl und starr im dunkeln Grab,
und weiche Sommerregen quillen
als Gruß in ihr Verlies hinab.
Sie ruhn im Schoß der braunen Wände
und fragen nicht nach Lust und Schmerz,
und tausend feine Wurzelbände
umklammern jetzt ihr totes Herz.

Sie ruhn in blauer Nacht verloren,
ermattet nach dem heißen Lauf —
und in die keimgeschwellten Poren
saugt sie die durst'ge Erde auf.
Sie trinkt der Kinder rinnend Leben,
sie schlürft die letzte Faser ein,
um aus der toten Kraft zu weben
in ihrem Schoß ein neues Sein.

Das Geißblatt klettert am Gemäuer
mit webendem Geleck empor,
die roten Nelken stehn im Feuer,
der Flieder webt den blassen Flor.
Es neigen sich die goldnen Ruten,
vom braunen Safte schwillt der Zweig ...
Ein durstig Blühn und rasch Vergluten,
ein Schwelgen durch das stille Reich!

Das ist die wilde Kraft der Toten,
die Licht und Dunkel überbrückt
und ihre scheuen Blumenboten
mit tausend heißen Farben schmückt!

Die in den schwanken Stielen schauert
und lodernd aus den Kelchen bricht —
die selbst das Sterben überdauert
und in der Tiefe weint nach Licht.

Willrath Dreesen.

Der neue Polder.*)

„Hinter dem Deich der grüne Heller,**)
der gäb einen Polder! Den fetten Teller
mußt uns der blanke Hans wohl lassen,
weil wir verstehen ihn anzufassen.
Nun einen Deich! Der soll uns den Alten,
den Murrkopf völlig vom Leibe halten!"

Da fährt was grimmig übers Watt. —
„Ji willn mi narrn?! Ick fleit jo wat!"
Das brüllt und schüttelt die grauen Locken,
weit über die Äcker fliegen die Flocken.
Die Ellbogen stemmt es breit an den Deich
und spuckt in die Marsch einen ganzen Teich.
Es gilt nicht den Heller, den grünen Brocken —
See soll nun werden alles, was trocken!

Doch hundert Jahr haben schwere Geschlechter
der Bauern und der Domänenpächter
den alten Deich zu fest gestampft,
zu tief ins Mutterland verkrampft.

So hat sich der Wilde bald müde gewühlt,
und abends ist fast sein Mütchen gekühlt.
Über dem Heller, platt auf dem Bauch,
liegt er und sieht in den Vesperrauch;
bläst in den Kolk, den schilfumsäumten,
und schüchtert die Enten, die eben träumten.

*) Polder ist das dem Meere durch Eindeichung abgewonnene Land.
**) Heller ist uneingedeichtes Vorland.

Da — über die Wiesen — vom Erlenschlag
reitet, mit Augen wie sinkender Tag,
ein blondes Weib auf weißem Gaul:
der trägt einen Topf, eine Kanne im Maul.
Und hinter den beiden von Wiesen und Weiber
zieht her ein langer weißer Schleier.

Nun winkt das Mädel und lacht und lacht —
und reitet unter den Teich ganz sacht;
und plötzlich aus dem seltsamen Topf
plätschert dem Ungetüm an den Kopf
ein Strahl von marschgewachsenem Öl.
Da brummt der Blöde: „Tat is to völ!"

Und als sie ihm auf den Rücken klatscht —
und an die nassen Backen patscht
und über ihn wirft das weiße Tuch —
da ist er's satt, da hat er genug.

Und langsam — langsam gleitet er
vom Teich durch die Rillen ins offene Meer
mit einem Gefolge von grauen Schemen,
vergißt gar, den Heller mitzunehmen.

„Und kriechst du wieder aus deinem Teich,
so beiß in den neuen Polderdeich!"

Franz Eichert.

Zeitsonette.

Was braust der Sturm auf seiner heil'gen Laute,
der Eiche? — Schwergefügte Kampfgesänge!
Was rauscht der Wildbach, stürzend vom Gehänge? —
Ein Schlachtlied, das die Wildnis ihm vertraute.

Was zeigt die Au, die perlenübertaute? —
Schwertlilien seh ich wogen im Gedränge.
Was trägst du, Wald, ein kriegerisch Gepränge,
der stets so friedensvoll ins Herz mir schaute?

Seht, meine Harfe hing am Stamm der Eiche,
der Wildbach zornig sprühend, sie besprengte,
Schwertlilien flochten sich in ihre Saiten.

Da wich von ihr das Liebliche und Weiche,
ein Flammenhauch des Zornes sie versengte,
nur Kampfgesänge will sie noch begleiten.

Ich bin mein Lied —

Ich bin mein Lied — mein Lied bin ich,
du glaub an mich!
Mein Lied ist weder Spiel noch Scherz —
es ist mein Herz.

Mein Lied ist, was ich könnte sein —
o wär ich rein!
Mein Lied ist, was ich einstens war,
der Schuld noch bar.

Mein Lied ist alles oder nichts:
Ein Hauch zerbricht's —
und doch an seinem luft'gen Kleid
zerschellt die Zeit.

Ich glaube, daß in meinem Lied
der Odem zieht
des Geistes, der da nimmt und gibt
und liebt — und liebt.

Ruhe im Grünen.

Wie ruht im Moose sich's verloren!
Durch Blätter flammt ein grüner Schein.
Mir ist's, als öffnete die Poren
die Erde, die mich einst geboren,
und schlürfte still mein Leben ein.

Durch meine Träume zittert leise
der Glocke frommer Stundenklang,
es rauscht heran die alte Weise
und zieht mein Herz in ihre Kreise,
wie einst, da meine Mutter sang.

Unendlich taut ein tief Erinnern'
und zittert wie ein stilles Meer
um meine Seele. Tief im Innern
Verlorne Sterne glühn und schimmern
mir längst vergeßne Grüße her.

Karl Engelhard.

Das Meer.

Schon lecken dir am Knöchel seine Zungen,
weh, daß du dich in seinen Strand gebettet!
Nun rollt's heran: O wärst du doch gerettet!
Das Meer!! Dir hat's zu tief, zu süß geklungen!

Tämonisch, du! wie ist es aufgesprungen!
Und lag voll Sonne doch und sanft geglättet;
nicht selber hat sich's: Weib, du hast's entkettet,
fort! Eh' es deiner Lenden Lust umschlungen!

Nun streckt sich's, reckt sich's, hebt dich in die Höh',
netzt dir die weiße Brust mit tollem Scherzen
und reißt den goldnen Kamm dir aus den Haaren.

Und sucht den Mund und küßt: das Meer küßt weh:
es stockt dein Blut von seines Kusses Schmerzen ...
Ja, wolltest du des Meeres Kuß erfahren?

Unsere Stunde.

Du liebe Glocke, du erzner Mund,
o tu sie uns oft noch, oft noch kund:
unsre Zeit!
Tu sie uns kund auch, wenn wir in Truben
tief unter grasigen Hügeln ruhen,
Gruft von Gruft so weit:
unsre Zeit!

Dann werden wir wach und steigen empor,
und zum Ort, den Herz und Herz erkor,
schreiten wir leis, wie wir immer getan,
über Straßen und blumenflimmernden Plan,
leise,
wie Füße der Sterne im Himmelsfeld . . .

Wenn dann der Hammer zum zweitenmal fällt,
uns ist, ob ein Schwert durch die Seele schnitt —
und wir nehmen ins Grab unsre Sehnsucht mit;
die brennende, nimmer vernarbende Wunde:
die Sehnsucht nach unsrer seligen Stunde . . .

Alexander Engels.

Geigender Mönch.

Der blasse Mond löscht nicht mehr aus,
steht immer überm Heidehaus,
bei Tage und bei Nacht.
Die Eschen nicken traurig her,
die roten Beeren sind so schwer,
welke Blätter fallen sacht.

Die Wasser liegen stumm und kalt
und alle Lüfte schweigen;
es steht ein brauner Mönch am Wald,
mit einer Geige fern am Wald,
will mir das Herz zergeigen.

Mich schauert! ich will heimwärts gehn,
will nach dem traurigen Mönch nicht sehn,
nicht hören auf seine Geige.
Über mir der Abendstern
leuchtet meinem Pfad wohl gern,
hellschimmernd durch die Zweige.

Leis und leiser, weit und weit
geigt es durch die Einsamkeit.

Otto Ernst.

Der Erbe.

Ich hebe meine Geige
ganz heimlich unters Kinn
und zieh mit leisem Bogen
ganz heimlich drüber hin.

Da bebt mein blondes Dirnlein'
den Fuß zum Tanzschritt;
der Braunen lichtes Stimmlein
singt schon die Weise mit.

Die Jüngste wiegt ihr Püppchen:
„Marie Mariechka ka" —
Mit großen dunklen Augen
sitzt stumm mein Bube da.

Er kennt vor unserm Fenster
den alten Weidenbaum.
Wiegt auf dem höchsten Wipfel
im Winde sich sein Traum?

Mein Sohn, in meinen Tönen
hörst du der Winde Tanz?
Mein Sohn, in meinen Tönen
siehst du der Wolke Glanz?

Mein Sohn, ich bin ein König,
willst du mein Erbe sein?
Du wirst im Sonnenpurpur
ein Fürst der Ferne sein.

Ich hab ein Schloß voll Schimmer
an einem fernen Meer —
Heb ich ans Kinn die Geige,
kommt Gruß und Glück daher.

Ein Freudentag.

Ja ja, ich hab mir 'ne Pfeife gekauft,
eine Tabakspfeife von Ton!
Ja, Weibchen, ja: der „Ökonomie"
und aller Vernunft zum Hohn!

Haha, ich hab mir 'ne Pfeife gekauft,
eine stattliche Pfeife von Ton,
wie sie Mynheer van Holland raucht,
der reiche Zuckerbaron!

Ja lache nur, Weib, du hast ganz recht:
ich rauch überhaupt keine Pfeif';
doch weil ich so überglücklich war,
so mußt ich sie kaufen: begreif!

Daß unser Junge nun wieder gesund,
das machte mich wunderfroh.
Und bin ich vergnügt, so kauf ich was,
ganz einerlei was und wo.

Und bin ich vergnügt, so verschwend ich was,
leichtsinnig, wie ich nun bin.
So bin ich geboren, so sterb ich einst,
so leb ich inzwischen dahin.

Und siehst du: so hab ich die Pfeife gekauft;
ist sie nicht schön und lang?
Ich gab, bei Gott! eine Mark dafür,
ein Markstück rund und blank.

Die Pfeif' in der Hand, so schlendert ich hin
und sang und summte beglückt.
Die Spießer glotzten und stießen sich an
und grinsten: „Der ist verrückt."

Und wenn du, mein Liebchen, dasselbe meinst,
ich stell es dir gänzlich frei.
Ich hab meine Pfeife von feinstem Ton;
da, Junge, schmeiß sie entzwei!

Lütt Jan.

Jan Boje wünscht sich lange schon
ein Schiff — ach Gott, wie lange schon!
ein Schiff so groß — ein Schiff — burra:
von hier bis nach Amerika.

Die höchsten Tannen sind zu klein,
die Masten müßten Türme sein,
die stießen — bei, was ist dabei? —
flingling das Himmelsdach entzwei.

Die Wolken wären Segel gut,
die knallen wild im Wind vor Wut,
Jan Boje hängt am Kluverbaum
und strampelt nackt im Wellenschaum.

Jan baumelt an der Reeling, Jan!
und schaukelt, was er schaukeln kann.
Wenn's an die Planken plitscht und platscht,
der blanke Steert ins Wasser klatscht.

Wie greift er da die Fische flink;
ein Butt bei jedem Wellenblink!
die dörrt auf Deck der Sonnenschein
und Jantje beißt vergnügt hinein.

Jan Boje segelt immerfort,
spuckt über Back- und Steuerbord
und kommt zurück trotz Schabernack,
das ganze Schiff voll Kautabak.

Wer aber ist Jan Boje, he?
der Teufelsmaat und Held zur See?
Jan Boje ist ein Fischerjung,
ein Knirps, ein Kerl, ein frischer Jung.

Grad liegt er auf dem Bauch im Sand
und lenkt ein schwimmend Brett am Band,
und ob die Woge kommt und geht,
ob sich sein Brett im Wirbel dreht —:
sein starrer Blick ins Ferne steht.

Da schwillt's heran im Sonnengleiß
von tausend Segeln breit und weiß;
da hebt sich manch ein Riesenbug
wie düstrer Spuk und Augentrug . . .

Das wandert ewig übers Meer.
Wann kommt Jan Bojes Schiff daher?

Hymnus an die Bäume.

O meine Bäume!
Seit meiner Kindheit ahnenden Tagen
sprech' ich zu euch, ihr edlen Vertrauten,
sprech' ich in stummer, geheimer Sprache,
und ihr versteht mich
und atmet mir Antwort.

Wenn von euren dunkeln Wänden
meine Seele widerhallt —
wie wehende Andacht
verschwiegener Hallen,
wie heiliges Grauen
verlassener Tempel
faßt es mich an.

In reiner Frühe such ich euch
erquickten Auges,
und sieh: in euren Zweigwinkeln lauschen
Tage der Kindheit;
auf euren Wipfeln wiegen sich
Tage der Wandrung.

Aber am sinkenden Abend,
wenn silberne Elfenluft durch eure Zweige blickt
und Birkenschleier im Mondlicht hangen,
wenn der leuchtende Himmelswandrer
mondhingewandte Seelen bindet
mit saugendem Licht,
dann hangen an euren Stämmen
Schatten der Schwermut,
und im Gewirr eurer Zweige

leuchten und dunkeln Geheimnisse
Wie in der Brust erhabener
gottversunkener Seelen.

Wie oft, wenn drängende Mittagsglut,
mit tausend Pfeilen das Haupt umschwirrend,
zur Qual mir ward,
fand ich zu euren Füßen
hundertjährigen Schatten,
der die Sinne schmeichelnd befängt
wie hundertjähriger Wein.
Dann, ein Sebn der Verheißung,
lag ich träumend an eurem Fuß,
ihr grünen Himmelsleitern,
und an euren Ästen stiegen auf und nieder
himmlische Hoffnungen.

Euch, ihr Bäume,
acht ich des Schöpfers
göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden,
und eure Kronen bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache —
ihr werdet nach uns sein,
und euer Inneres
hegt Keime der Zukunft
in ernstem Schweigen.
Und unbekümmert
um Vergangenes und Künftiges,
spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Lust und Schönheit.
In schweigender Hoheit
wachst ihr empor
über der Menge Geschrei und Gewühl,
und überhebt euch nicht,
neigt euch milde
zu den Menschen
und blickt fromm
zu nächtlichen Sternen.

Menschen, die ihr mich liebt,
pflanzt Bäume mir auf das Grab,
daß ihre Wurzeln meinen Leib umfangen
wie sorgende Arme
und ihre Häupter, sich neigend, mir singen
von Lenzen, die ich ersehnt
und nicht mehr gesehn.

Hermann Eßwein.

Meditation.

O, Sehnsucht, hast du mich so weit getrieben,
daß mich zurück verlangt zum Engen, Kleinen?
Ist mir kein Wunsch, kein Hoffen mehr geblieben?
Soll ich so früh schon jenen mich vereinen,
die ihre Hände falten vor der Zeit
und alles abtun, eh die Haare grauen?

Mitten im Leben sind sie todbereit,
sind nicht gewillt, dem Morgen zu vertrauen,
sind ohne Lust, das Kommende zu ehren.
Vergangenes ist ihre süße Kost,
Erinnrung ist die Speise, die sie zehren,
und ihre Waffen fraß ein böser Rost.

Ich kann sie nicht mit Gruß und Trost erquicken,
ein Lächeln find ich nur, das mich entdeckt
vor ihrem wissenden, tiefernsten Blicken,
das jäh in mir mein frühstes Leid erweckt.

Ihr Mund weiß mir zum Gruß nur kargen Spruch:
„Willkommen, Bruder! Ehre unsre Stille . . .“
Aufschauernd fühlt mein sterbensmüder Wille
wie schweren Prunk, wie Glück sein Leichentuch. —

So war, o Sehnsucht, nur ein Grab dein Sinn? —
Und hast so glühend einst, so wild gerankt. —
In Träumen, die man nur dem Sterben dankt,
so willst du — schwind ich bebend nun dahin.

Das Lied des Fischers.

Schon siebenzig Jahre sah ich vergehn
und siebenzig Sonnen am Himmel stehn
und viele Monde durch die Nächte gehn.
Die Düfte der Lotosblumen kenn ich seit meinen Knabenjahren
und weiß, was sie singen.
Seit ich zum erstenmale ausgefahren,
weiß ich, was ihre süßen Glocken klingen.

Einst fuhr ich mit meiner Laute
auf diesen duftenden Fluten
und sang meiner Guten,
während der schöne Mond des Frühlings blaute,
Lieder von Silber, von Gold und von Seiden
und mußte dann scheiden
zu bitteren Leiden. —

Trotzig bin ich den Strom hinuntergefahren
bis in das rauhe Land der Barbaren
und habe gestritten.
Und habe gerungen
und habe die Lieder der Männer gesungen
und alle Leiden der Männer gelitten.

Als mein Weib gestorben
und meine drei Söhne gefallen,
da war ich verlassen von allen . . .
Und habe mir meine drei Raben erworben.
Tschumi, Dschagi und Tschan
fischen für mich und essen mein Brot
und fliehen mit mir im Kahn,
bis uns einholt und frißt — der Tod . . .

Franz Evers.

Feldweg.

Es führt durchs Feld ein schmaler Pfad,
den gehn nun ich und du.
Ein Seiler dreht sein Seilerrad
und summt und singt dazu.

Wie das doch klingt, so tief und traut,
des jungen Seilers Sang,
als ob ihm eine junge Braut
sich schmücke zum Empfang.

Wie das doch klingt und in uns bebt
und in uns Wurzel schlägt,
und was an Frieden darin lebt,
dem Glück entgegenträgt.

Der Seiler singt ... sein Lied verhallt ...
Es gilbt das Korn im Rund.
Und jener traute Sang erschallt
mir nun aus Mädchenmund.

Es führt ein schmaler Pfad durchs Feld;
den fanden ich und du.
Und unsre Saat ist gut bestellt
und reift der Ernte zu.

Heide im Herbst.

Nun bist du fern in meinem Heimatland
und siehst die Heide mit den braunen Hügeln,
und über dir an grauer Nebelwand
steht wohl ein Weih mit unbewegten Flügeln.

Und dich umschwebt des Herbstes kühler Dampf,
denn der September macht die Erde rauchen,
du siehst vielleicht die Geister schon im Kampf,
die in den Nächten aus dem Nebel tauchen.

Und du verstehst den Boden, der mich schuf,
die graue Weite, die sich endlos dehnte;
nur selten stört die Luft ein Eulenruf
hier, wo kein Berg sich in den Himmel sehnte.

Nur selten findet hier die Brust ein Wort,
als ob sie sich der Erde ganz befehle,
und du verstehst mein tiefes Schweigen dort
in jenem Land, das grau wie meine Seele.

Der Priester.

Zehn Jahre Einsamkeit. Felsen und Gletscher
und Ungewitter prüften meine Brust;
und mancher Adler stieg mit harten Schwingen
mir himmelwärts — ich sehnte mich ihm nach;
und manche Wolke hüllte mich in Zweifel,
und mancher Sonnenschein versuchte mich.
Dort in den Schluchten lebt noch meine Stimme
und ruft und wird euch merkbar, wenn ihr lauscht,
so voller Sehnsucht hat mein Mund geschrien,
so voller Sehnsucht hab ich mich entblößt
und meine Seele nackt emporgehalten
in flehendem Gebet.

Die Jahre gingen . . .
Es sind der heißen Mühen viel gewesen:
Blutkampf und Hunger und der Durst ums Licht.
Ich habe mich mit Martern überhäuft,
mit Selbstverrat und Kreuzigung. Das Zeichen
drückte sich brennend meiner Seele auf.
Die Menschen von den Tälern sah ich nicht,
ich sah nicht ihrer Werke dunkles Führen,
ich sah kein Sterben.

Und in mir erwachte
ein Bild der Menschheit, schön in Stolz und Stärke,
ein Bild der Menschheit, wie ich heiß ersehnte,
daß es lebendig sei.

So kam der Tag . . .

Es war der Tag nach einer tiefen Nacht;
die war erfüllt von einem schweren Winde
und war sehr dunkel. Sterne sah man nicht.
Und in der Mitternacht wurde zum Brausen
der schwere Wind. Mit offnen Augen lag ich
und wachte ... und mein Atem ging ... und stand.
Da kam durchs Dunkel eine lichte Hand —
ich fühlte alles, aber sah sie nicht —
und kam mir nahe ... und mein Herz stand still ...
und legte sich auf mein erstauntes Blut ...
und war wie milder Tau, und tränkte mich.
Dann fiel ich sanft in einen tiefen Schlaf.
Ich fühlte einen Schmerz, der lieblich war,
und ahnte, daß mein Herz hinweggenommen,
und wußte nur ein grenzenloses Licht
in allen Adern, in den warmen Augen —
und schlug sie auf ... und ging.

So kam der Tag ...

In meinem Blut war's still; da war kein Schmerz mehr;
da war nur Licht und Kraft, ein flammend Tun.
Und meine Augen sprachen leuchtend mit
vom Licht in meiner Brust, von Offenbarung,
von euch, ihr Menschen!

Draußen war kein Wind.
Ewige Ruhe nahm mich bei der Hand
und sah mich an — und hin zu euch, ihr Menschen,
trieb mich der blaue Tag, trieb mich der Geist.
Denn wer sein Herz und alle Qual verwunden,
bringt dieser Erde neue Feierstunden,
der muß nach Stadt und Welt die Schritte lenken
aus aller Einsamkeit und sich verschenken.

Nun bin ich hier in diesen goldnen Talen.
Die Wege dürsteten nach meinem Schritt
und liegen klar, seit sie mein Fuß betrat.
Die Lüfte schweigen, wenn ich sprechen will.
Mein weißes Kleid trägt eurer Küsse Schmuck
und ist mit Dank besäumt. Denn ich bin reich.

Des Vaters Kraft hat mir die Macht verliehn.
Mein priesterlicher Schritt geht euch voran
zum Allerheiligsten, ins neue Reich.
Ich bin euch Gott: Vertreter und Erfüller.
Kniet hin! Das Wunder schläft in meiner Hand.
Das ist die Kraft! Das Wunder wird lebendig.
Die Stille jubelt ... Eure Herzen schimmern ...
Ich segne euch ... Menschen, ich bin der Sohn! ...
Ich bin die Kraft.

Die Dichter.

(Ein Epilog.)

Uralt ist unsre Sippschaft wie die Erde.
Tief wühlt in uns die alte Weltmeerflut
voll Salz und Fruchtbarkeit und voll Beschwerde.

Wir tragen dran, Gefesselte der Glut,
Spiegel der Tage, dumpfer Nächte Beute,
mit schwangerm Herzen und voll Übermut.

So irren wir rubellosen Wandersleute
durchs Leben hin, kaum daß ein Heim uns hält,
und uns zerrinnt das Gestern wie das Heute.

Allein im Morgen waltet unsre Welt.
Wir trinken heiligen Rausch an ewigem Bronnen,
wo uns Begeisterung den Becher hält.

Verheißung allem Tun, das wir begonnen,
Erfüllung aller Sehnsucht, die uns trieb,
begnadet uns in bangsten Schöpferwonnen.

Wir haben ja dies bunte Leben lieb,
wir sind Erzieher ihm und Fortgestalter,
weil unser Wort seine Geschichte schrieb.

Wir dauern über Zeit und Menschenalter,
ohne den Dichter bleibt kein Volk bestehn,
wir sind des Ewigen irdische Verwalter.

Ob Heldentrotz und Weltreich untergehn,
wir deuten ihr Geschick, das klein und große,
der Mensch lernt es mit unserm Auge sehn.

Wir stürzen Throne, küren Erdenlose,
wir geben allem Leben Spruch und Sinn,
wir wecken Taten auf aus dunklem Schoße.

Bettlern und Irrenden sind wir Gewinn,
der Dürftigste labt sich an Himmelsschätzen,
wir werfen uns an Unverdiente hin.

Mit scharfen Worten, die wie Säuren ätzen,
zerstören wir Gewalt und Eitelkeit,
und bauen auf nach inneren Gesetzen.

Verbrennt die Himmelsglut uns vor der Zeit,
wirkt weiter unser Wort mit Feuerwerben,
und seine Kraft macht tausend Herzen weit.

O selig, als ein Siegender zu sterben,
trunken von Leben, und im Tod zu wissen,
ein ganzes Volk sind deines Gutes Erben.

Osterabend.

Der glänzende Himmel! die tiefen Wolken!
und immer goldner wird die Luft.
Ein schimmerndes Lichtmeer ist der Himmel,
und Schwalben schießen durch die Luft.

In blasser Ferne die dunklen Berge,
von Abendschleiern glühend schwer!
Welttiefes Feiern beim Glanz der Sterne ...
Schon naht die Nacht, von Liebe schwer.

Das stille Singen von tausend Düften
und über den Grüften Lied und Chor!
und Menschenherzen summen und klingen
in leisem Auferstehungschor.

Blasser Tag.

Blasser Tag du gehst dahin,
aber deine Reize bleiben.
Lockt nicht durch verklärte Scheiben
mich dein Abglanz himmelhin?

O dein zart gedämpftes Licht
ließ mich manches Spiel vergessen;
manches Treiben, das vermessen,
scheint mir einfach nun und schlicht.

Auch wenn ich im Überschwang
allzu Inniges verwirrte;
allem, was ich tat und irrte,
gabst du einen reinen Klang.

Reifende Sinne.

O wie hast du, Natur, mir alle die Sinne gesegnet,
hast das Ohr mir erweckt, innig mein Auge entzückt.
Was dem Knaben verschlossen noch blieb, was der Jüngling nur ahnte,
endlosen Reichtum der Welt, sicher genießt ihn der Mann.
Wassergesang und das Weben der Wälder und Rufe der Lüfte
wird ihm wie Kindergespräch, traulich wie Grillengezirp.
Kiesel und Knospe, die Fülle der Frucht, und das Schimmern des Taues
öffnen dem prüfenden Blick Wunder wie Sonne und Stern.
Magst du die Wärme des Tages, das Atmen der Nächte durchleben,
wenn du dich liebend versenkst, wird dir das Kleinste vertraut.
Denn im kleinsten Gebilde verschließt sich das Rätsel des Großen;
endlos strahlt dir die Welt, endloser Regungen voll.

Emil Faktor.

Schmerz.

Was ich in dieser bangen Zeit
geduldet unerschrocken:
Es drängt zusammen sich das Leid
und macht die Seele stocken.

Und eine Woge schwillt empor
aus Tropfen, die sich fanden:
Nun schießt ihr dumpfer Klang ins Ohr,
nun sprengt die Brust ihr Branden.

Wo eben noch der Lebensmut
ließ seine Kraft erbrausen:
Ins Herz dringt mir die kalte Flut
und mit ihr dunkles Grausen.

Und wollt ich nie den warmen Schein
erträumten Glückes missen:
Jetzt fühl ich nur das stumpfe Sein,
durchwühlt und tief zerrissen.

Ich litt zu lang, ich litt zu viel,
nun lähmt mich das Entsetzen;
in ferne Nacht zerfließt mein Ziel —
mein Wahn in tausend Fetzen.

Und der ich tief im Dunkel steh,
mein ganzes Leid erfasse:
Ich bin zu schwach für so viel Weh,
ich bin zu weich zum Hasse.

Und was ich von des Lebens Drang
noch fühlend unterscheide,
ist nur ein Schrei mit wildem Klang:
Ich leide und ich leide.

Akazien.

Wie sie vor dem Auge schwanken,
die mir in das Fenster ranken,
blühende Akazienbäume!

Weiße Dolden, Duft und Helle,
also strömt des Sommers Welle
in die stille Träumerstube.

Wenn sie auf und nieder schweben,
kann ich meinen Blick nicht heben
von dem Silbergrün der Zweige.

Wie die Dolden seltsam spielen,
auf das Laub begehrlich zielen,
wie beseelte weiße Flammen!

Fürchten sie, die selber funkeln,
daß die Brüder sie verdunkeln?
Nein, jetzt strahlen sie in Frieden.

Regungslos wie Träumerinnen
stehn die Bäume da und sinnen,
und der Wind schläft in den Ästen.

Und am hellsten Grün gesunden
meine heimwehkranken Stunden
herrlich blühn Akazienbäume.

Otto Falckenberg.

Erlösung.

Nacht um uns her.
Du schläfst an meiner Seite,
und zwischen uns ein uferloses Meer
von ungesprochenem Schmerz.

Ich horche durch die grauenvolle Weite,
ob nicht mit einem vollen Schlag dein Herz
in meine Einsamkeit herüberklingt,
ob nicht die goldene Saite schwingt,
von der ich oft den einen Ton vernommen,
der leis verzitternd mich in Schlummer sang.
Ich lausche bang.

In meiner Seele ist das letzte Licht verglommen.

Nun ragt um mich die starre Einsamkeit
wie schwarze Felsen riesenhaft empor,
nun führt kein flügelweites Tor
aus diesem engen, tränenlosen Leid.

So war ich nie allein.

So ohne Wunsch und ohne Wille,
lebendig eingesargt in schwarzem Schrein
voll Grabesstille.

Und doch, aus Tiefen, unergründlich weit,
gleich einer fremden, rätselvollen Kunde,
hör ich, wie heiß in mir das Leben schreit
durch diese ungeheure Todesstunde — —
— — — — — — — —

Da neben mir, ein leises, leises Weinen,
und deine Lippen brennen auf den meinen
so übervoll von wildem Leidverlangen — —

und deine Tränen netzen meine Wangen.

Gustav Falke.

Der Dichter.

Links, vom Herd, ein Knistern. Leise, leis.
Asche wird ein letztes dürres Reis.

Rechts der Wanduhr harter, fester Schlag,
rastlos kreist der Zeiger durch den Tag.

Zwischen beiden Wahnern sitzt und sinnt
einer, der an goldnen Fäden spinnt,

eine feine, hohe Brücke schlägt,
die ihn über Tag und Stunden trägt.

Lautlos flammt ein Feuer und erhellt
eine zeitentrückte heitre Welt.

Auf einem andern Stern.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
millionenmal Millionen Meilen weit
entrückt der Erde. Als ich von dir ging,
stand über mir der blasse Erdenmond,
und eines Wächters harte Stimme wies
von deines stillen Gartens Gitter mich,
vermutend den gesuchten Apfeldieb.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
und eine Nacht, der selbst der Wettgesang
von vielen hundert Nachtigallen nichts
vom Zauber ihres tiefen Schweigens nahm,
brachte uns Vergessen. Mißverständnis, Stolz
und jede Kluft, die Menschennarrheit schuf,
blieb hinter uns, und die Erinnerung starb.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.
Wie bist du schön im vollen Morgenglanz
der sieben Sonnen, die, ein reicher Ring,
hier unseres Glückes Wiegenbett umstehn.
Schneeweiße Seide, lose aufgerafft
von goldnen Spangen, hüllt den schlanken Leib
und nicht der kleinste Zierat weiter stört
der zarten Formen keuschen Linienfluß.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
und niemals ist ein schönerer Morgen wohl
auf eine schönere Nacht, wo auch, gefolgt..
Den sieben Sonnen wich die Siebenzahl
der sanften Silbermonde, die das Amt
der Wächter vor dem Liebeszelt versahn
und blaß und bläßer wurden, stündlich mehr,
vor Neid und Neugier. Doch das dichte Tuch
des Purpurdaches wehrte jedem Blick,
selbst jeder Laut verfing im schweren Stoff
des Vorhanges sich, und wie ein Traumakkord
traf leis von draußen das Geschluchze nur
der lauten Liebessänger unser Ohr.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.
Ein wenig neigst die weiße Stirne du
und senkst den Blick, geblendet von dem Licht,
und hold verwirrt von dem Gedanken noch
der Nacht und ihrer süßen Heimlichkeit.
Doch stürmisch reißt mein Arm dich zu mir her,
und stürmisch küßt mein Mund auf deinem Mund
den ersten Morgengruß des Weibes wach.
Dann schreiten wir umschlungen in den Tag,
glücktrunken in das goldne Paradies,
das niemals eines Menschen Fuß betrat.

Denn unser ist der Stern, der uns jetzt trägt,
von Anbeginn, und unserer Liebe ward
er vorbestimmt in Gottes Weltenplan.

Himmelfahrt.

Vier Kindlein trugen einen Sarg.
Wen wohl die schlanke Kiste barg?
Auf dem geschlossenen Deckel lag
ein zitternder, schwankender Rosenhag.
Sie gingen auf einer hölzernen Treppen
und hatten gewiß nicht schwer zu schleppen.
Gingen, als hätte Flügel ein jeder,
aber ich sah nicht die kleinste Feder,
hatt keiner etwas von einem Engel,
war jeder ein strammer Erdenbengel,
mit Hemd und Hoschen, bauerngemäß,
und der kleinste hatt ein geflickt Gesäß.

Feine, lichte Wölkchen umgaben
mit bläulichem Schleier die vordern Knaben,
so schwanden allmählich alle vier
in einem himmlischen Nebel mir,
zuletzt war's nur ein Hemdzipfel noch,
hing lustig her aus seinem Loch,
schrumpft mehr und mehr in sich hinein,
schien endlich nur ein Stern zu sein.
Ein Blink, und der letzte Erdenrest
ging ein zum ewigen Freudenfest.
Gedankenvoll blieb ich zurück.
Was soll denn nur dies Wunderstück?
Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen,
als ein Gedicht daraus zu machen.

Aus dem Takt.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn von ferne ich
die großen Ströme rauschen höre,
wenn sich der vollern Lebenschöre
ein Ton in meine Stille schlich,
schrei laut ich auf und hebe Klag:
Mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag!

Und blutend leg ich, abgewandt,
mein Herz in eure Liebeshand,
bis es von aller Angst entbunden,
und wieder seinen Takt gefunden,
den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht.

Die feinen Ohren.

(Meiner Mutter.)

Du warst allein,
ich sah durchs Schlüsselloch
den matten Schein
der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
und war mir doch, es müßte sein,
daß ich noch einmal deine Stirne strich
und zärtlich flüsterte: Wie lieb ich dich.

Die alte böse Scheu,
dir ganz mein Herz zu zeigen,
sie quält mich immer neu.
Nun lieg ich durch die lange Nacht
und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht?

Und einmal hab ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
sie weiß es doch,
sie hat gar feine Ohren,
ihr geht von deines Herzens Schlag,
obwohl die Lippe schweigen mag,
auch nicht ein leiser Ton verloren.

Ein Unterschied.

Das war einmal: ich liebe dich!
Wie Jugend wohl zu Jugend sagt,
die sich in ihrem Überschwang
an alle großen Worte wagt.

Jetzt fragst auch du nicht: liebst du mich?
du fragst nur schlicht: hast du mich lieb?'
und lächelst, daß nach Lust und Wust
die reife Frucht am Stengel blieb.

Ich hab dich lieb. Das klingt so süß
und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
wenn rings der Blick im Vollbesitz
auf segenschöne Felder schaut.

Gib deine Hand, und keinen Kuß,
mein Weib. Nur Blick in Blick. So. Gib.
Und hör das Sommersegenswort,
das reife Wort: ich hab dich lieb.

Unheimliche Stunde.

Da sitzt die Nacht am Wegesaum,
und neben ihr stehn Tod und Traum.
Das ist ein Geraune, ein Heimlichtun.
Ein Wind springt hinterm Wald hervor,
erhascht ein Wort mit halbem Ohr,
und ängstet feldein auf erschrocknen Schuhn.

Im Sumpfrohr hockt eine graue Gestalt,
hundert graue Jahre alt,
eine Frau, eine Hex, eine böse Seel.
Sie hat einen Kessel am Feuer und braut,
ein Kind, eine Kröte, ein Schattenkraut,
Gestank und Geschwel.

Ein grüner Stern steht grad überm Haus,
sieht wie ein böses Auge aus,

und da hinten der Himmel brennt so rot.
Und horch, was war das? Die Uhr blieb stehn.
Wollen wir nicht lieber beten gehn?
Wir haben alle das Beten not.

Ein Harfenklang.

Der Wind, im dunklen Laube wühlend, bringt
zu mir den Ruf der wachen Nachtigallen;
dazwischen: welch ein Ton? Ein Fremdes singt.
Woher die Stimmen, die bald sacht,
bald schwer aufklingen aus der Nacht
und jetzt wie in sich selbst verhallen?

Der weiße Apfelzweig,
der sich vor meinem offnen Fenster wiegt,
ans Glas die feuchten Blüten schmiegt,
glänzt märchenhaft im Vollmondlicht
und heilig schimmern Büsche, Beet und Steig,
mein Blick ist fassungslos geweitet:

O welches hohe Fest ist hier bereitet
den feinen Seelen, die in Träumen leben
und unter jedem leisen Ton erbeben,
der von der Harfe der Gottheit klingt und kündet,
daß sie noch immer
zum alten Spiel die fleißigen Finger ründet
und noch zu Ende nicht ihr Lied gebracht.
Sie endet's nimmer,
horch, welch ein Klang der Liebe durch die Nacht!

Mein Herz.

Heute bin ich wieder fröhlich, fröhlich,
alle meine bangen Nächte sind vergessen,
und als hätten Ängste nie besessen
dieses Herz mit seinem Jubelschlag,
pocht's und läutet ein den schönen Tag.

Herbsttag mit der klaren Morgensonne,
mit dem letzten goldverbrämten Laube,
noch ein Veilchen, eh es stirbt im Staube,

läßt es seine bunten Fahnen wehn,
sich in allen seinen Farben sehn.

Herz, mein altes Herz, ich muß dich lieben,
immer findest du dein Lachen wieder,
singst die lieben Kindheitsmorgenlieder
mit dem alten, hellen, tapfern Ton,
wie vor Jahren schon.
Und so preis ich dich und deine Tugend:
deine immer unverdroßne Jugend.

Nachtwandler.

Trommler, laß dein Kalbfell klingen,
und, Trompeter, blas darein,
daß sie aus den Betten springen,
Merkt die Michel, Merkt! schrein,
tutt und trumm, tutt und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Und so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
Links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

Aber sind wir bei dem Hause,
das ich euch bezeichnet hab,
macht gefälligst eine Pause,
und seid schweigsam wie das Grab!
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette
wohnt in diesem kleinen Haus,
lärmen die wir aus dem Bette,
kratzt sie uns die Augen aus.
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten!
Die Gefahr droht nun nicht mehr;
trommelt alle alten Tanten
wieder an die Fenster her!
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Ja, so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
Links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

Nach Jahren.

Die ruhenden, stillen Felder,
darüber der Vollmond steht,
die weiten, schweigenden Wälder,
daher ein Schauer weht.

Wie hab ich selig genossen
die schöne Nachteinsamkeit,
und habe den Schatz verschlossen
für kommende dürstende Zeit.

Nun träum ich die alten Träume
und rühre leise den Schatz,
sacht rauschen die alten Bäume,
und alles am alten Platz.

Mir ist, als könnt ich gehen
nur grad ins Feld hinein,
mit geschlossenen Augen sehen
den klaren Vollmondschein.

Und leise Schauer wehen
kühl mich wieder an,
und die alten Sterne stehen
über dem träumenden Mann.

*

Erwacht.

Wie selig hat mich's gemacht,
daß unsere Wege sich trafen.
Nun lieg ich in der Nacht
und kann nicht schlafen.

O, welche Liebe war
in meinem Herzen verborgen
und wartete Jahr für Jahr
auf ihren Morgen.

Da kam ihr Tag und Licht,
und sie erwachte.
Du, dein süßes Gesicht —
wie selig mich's machte!

Märchen.

In deiner lieben Nähe
bin ich so glücklich. Ich mein,
ich müßte wieder der wilde,
selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
sonniger Frühlingshauch.
Ich hab dich so lieb. Und draußen
blühen die Rosen ja auch.

O Traum der goldenen Tage!
Herz, es war einmal.
Abendwolken wandern
über mein Jugendtal.

Fromm.

Der Mond scheint auf mein Lager,
ich schlafe nicht,
meine gefalteten Hände ruhen
in seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
von Gott zurück,
und mein Herz hat nur einen Gedanken:
dich und dein Glück.

*

Vor Schlafengehen.

Die Kinder schlummern in den Kissen
weich, weichen Atems, nebenan,
ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlen jede Stunde,
die uns mit leisem Flügel streift,
und wissen, daß im Dämmergrunde
der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal, im Schlaf, lacht eins der Kleinen
ganz leis. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knabbert wo am Schragen,
knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
die alte Uhr hebt an zu schlagen —
da sprichst du leis: Komm, es ist Zeit.

Der Alte.

Nun steh ich über Grat und Kluft
in abendlichen Rosen,
und höre durch die klare Luft
das Leben tief vertosen.

Ein Adler rauscht ins Tal hinab,
wo meine Toten schlafen,
was ich geliebt dort unten hab,
weiß ich in sicherm Hafen.

Und bin nun über Leid und Zeit
und meinen Sternen näher,
und schaue in die Ewigkeit,
ein stillgemuter Späher.

Durch eine selige Bläue schwimmt
ein Nachen da herüber,
naht, neigt den schwanken Bord, und nimmt
sanft schaukelnd mich hinüber.

Ludwig Finckh.

Aus „Frau, du Süße".

Ich hab es nicht gewußt, was Liebe ist.
Es ist so, daß man Tod und Welt vergißt,
und Glück und Leid, und alles was es gibt,
und daß man liebt.

Und ist so, daß die leichte Siegerkraft
im Arm sich reckt, die Königreiche schafft, —
daß man im Kissen liegt die ganze Nacht
und weint und lacht.

Was ist die Welt? Ein Stäubchen auf der Hand.
Der höchste Berg ein kleines Körnchen Sand.
Kein Hauch. Kein Laut. Nur ein Gedanke da —
Du bist mir nah . . .

Liselore.

Der Lenz webt mir ein Lied ins Ohr,
das Lied von der schönen Liselor.

Der Wind ging weich, die Drossel schlug,
Liselore hebt sich stolz im Bug,
und träumerisch vor Sonne längst
läßt sie die Zügel ihrem Hengst.
Er grast das erste Spitzengrün.
Ein Apfelbaum wird morgen blühn.
Schon sind die Bäume goldenbraun.
Liselore hört ein Windgeraun . . .
Sie reitet leise durch die Nacht,
und neben ihr im Sattel lacht
das Glück: Ei, Liselor, Liselott —
Grüß Gott!

*

Der Schnee knirscht mir ein Lied ins Ohr,
das Lied von der süßen Liselor.

Sie fuhr durch weißen Winterwald,
die starren Zügel fest umkrallt.
Das Glöcklein klirrt, der Rotfuchs saust,
und folgt dem Wink der zarten Faust.
Rasch geht's der Abendsonne zu.
Die glänzt den Winterwald zur Ruh
und überfärbt noch Liselor
und blinkt und schminkt ihr Wang und Ohr . . .
Aufbäumt der Fuchs, das Glöcklein blitzt
und neben ihr im Schlitten sitzt
der Tod: Ei, Liselor, Liselott —
Grüß Gott!

Bettler.

Da ich stumm in Vollmondnächten
durch die Dörfer fiedelnd ging,
fand ich wohl ein Kind zur Rechten,
das mir warm am Halse hing.
Nur ein rascher Kuß im Heue,
der sich vor der Welt vergrub — —
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Durch den Sommer, durch den Winter
zog ein fremder Geiger mit,
und er sah bald heimlich hinter
meinen Wimpern, was ich litt.
Was ich wund zutage bub,
stahl er, Reien, Lieder, scheue.
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Brach die Sonne durch die Grüfte,
daß ich alle Schönheit pries —
und ein Sturm sang durch die Lüfte,
der mir Wunder laut verhieß:
Liebe —
die ich stumm begrub,
ohne Klagen, ohne Reue . . .
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Arthur Fitger.

Johann Sebastian Bach.

Der Kurfürst rückt den Stuhl, zu Ende geht das Mahl,
und Serenissimus verläßt den Gartensaal,
im kühlen Park sich zu ergehen.
Orangen lauschen rings an Taxuswänden vor,
und das Parterre prangt in seltnem Zwiebelflor,
von Statuen schimmern die Alleen;
um die Sirene buhlt im Mondenlicht der Born,
den ein Triton verspritzt aus krummem Muschelhorn.

Der Hof lustwandelt rings im laub'gen Schattenzelt
und harrt auf das Turnier, das heut der Kurfürst hält;
denn heut: „O ciel! impertinence!
Ein deutscher Musikus stellt sich zum Waffengang

dem Meister aus Paris, dem Jean Louis Marchand;
Apoll und Satyr! Welche Chance!
Ein Wettspiel, wie's in Rom man weiland sehen mocht,
da Scherzes halb ein Zwerg mit einem Riesen focht."

„Pardonnez, Saint Thomas, du zweifeltest am Christ,
und unsern Zweifel regt doch nur dein Organist,
dein Tropf, dein Bach, dein Meister Bakel!
Arion, en chantant ses airs, marcha sur l'eau,
et Marchand marchera sur ce petit Ruisseau;
charmant Marchand! Charmant miracle!"
So scherzt Graf Schöppenstedt. Man preist sein Silbenspiel,
man applaudiert, man lacht sogar im Schnörkelstil.

Dicht an den Garten tritt die Schloßkapelle vor,
und sanfter Orgelton entströmt dem offnen Tor
wie Lerchenlied im Morgengrauen:
Noch grüßt ihr Sang allein die schlafende Natur;
doch mählich regt es sich auf taubenetzter Flur,
und Antwort tönen rings die Auen.
Nun stimmt das volle Werk in Jubelmelodein
wie der erwachte Wald mit tausend Liedern ein.

Das wächst und schwillt und blüht wie freud'ge Frühlings macht,
das flutet und das wogt in lichter Zauberpracht,
als stürmten Geister an im Fluge,
als jagt auf wolk'gem Roß daher die Windesbraut,
als schlüg ein Meer empor, und nun mit Donnerlaut
beginnt der Riesenschritt der Fuge;
Akkord drängt an Akkord in stolzen Harmonien,
wie Heere, die hinaus ins Schlachtgetümmel ziehn.

Schon fassen sie sich an im ungestümen Zorn,
die helle Pfeife gellt, dazwischen schreit das Horn,
dann fliehn sich die verschlungnen Massen;
doch reißt es sie zurück voll zum Zusammenklang,
und horch! Allmählich löst in flutendem Gesang
sich zum Choral ihr wildes Hassen:
Nun danket alle Gott mit Herz und Hand und Mund,
ihn loben Tag und Nacht, die Himmel tun ihn kund!

Und atemlos, gebeugt vor niegeahnter Macht,
steht lauschend rings der Hof: man hört den Hauch der Nacht
hinwandeln durch die alten Nüstern.
Da spricht der Fürst: „Marchand, begehrt des Kampfs Er noch?
Marchand, Monsieur Marchand; wo blieb er? Sucht ihn doch!“
Und durch die Reihen läuft ein Flüstern:
„Durchlaucht verzeih, daß längst Marchand davon sich stahl
und auf französisch sich per Extrapost empfahl.“ —

Die Uhr schlug Mitternacht, verlassen liegt der Park,
doch deutsches Wetter peitscht die Bäume bis aufs Mark,
das Zwiebelbeet im Hagel zittert;
da rasselt's, kracht und stürzt, weh! der Orangentopf,
dem zierlichen Triton zerschmettert er den Kopf,
die Rokoko-Sirene splittert,
und jauchzend fegt der Sturm um den geborstnen Rumpf
und preist in mächt'gem Lied des deutschen Geists Triumpf.

Abendsegen.

„Mädchen, hör die Pforte gehen
leise klirrend durch die Nacht.“ —
Base, nur die Winde wehen,
gebt des späten Lärms nicht acht;
an die Fenster streicht der Regen;
schlafet ein,
ich allein
leie noch den Abendsegen.

„Ihr Töchter Jerusalems horcht und lauscht:
Mein Freund ist nahe, sein Fußtritt rauscht;
sein Fußtritt rauscht durch die dämmernde Au,
die Locke trieft ihm vom nächtlichen Tau.

„Mädchen, hör's zur Treppe schleifen,
sorglich tasten Schritt vor Schritt.“ —
Base, nur die Mäuschen pfeifen,
Heimchen pfeift am Herde mit;

an die Fenster streicht der Regen;
schlafet ein;
ich allein
lese noch den Abendsegen.

Ihr Töchter Jerusalems! hört meinen Freund,
vom Garten, wo purpurn die Feige sich bräunt,
wo die Traube sich rankt über blumige Zier,
er kommt, er suchet, er sehnt sich nach mir.

„Mädchen, hör, nun spukt es droben
tappend in dein Kämmerlein.“ —
Base, wenn Gespenster toben,
wird ein Engel bei mir sein.
An die Fenster streicht der Regen,
schlafet ein,
ich allein
lese noch den Abendsegen.

Mein Freund, mein Geliebter, du Schöner, du Trauter,
laut schlägt mir das Herze und lauter und lauter,
allum liegt's im Schlaf und es wachet kein Licht;
ihr Wächter von Zion, verratet uns nicht.

Die eiserne Maske.

Was lugt aus höchster Kerkerzelle
ein schwarz verlarvtes Angesicht?
vergeblich fragen Wind und Welle,
und selbst die Sonne weiß es nicht,
welch Antlitz diese Maske berge,
die Eisenmaske spät und früh.
Blind ist der Kerker, stumm der Scherge,
und dieses Rätsel löst sich nie.

Wohl trug der Wind beschriebene Blätter,
und Pergament schwamm auf dem Meer;
verweht! verspült! Ihn hört kein Retter,
und keinen Helfer ruft er her.

Auf einer Schüssel Silberrande
einritzt er das Erlösungswort
und schleudert es zum Fischerstrande
von seiner Kerkerzinne fort.

Das dunkle Blutgeheimnis flammte,
ein Blitz, hinab mit hellem Laut:
doch ach — der Pöbel, der verdammte,
hat nur nach dem Metall geschaut:
Den Sinn hat keiner ausgedeutet,
vergeblich schriebst du deine Pein:
ein Silberteller ward erbeutet.
Verlarvte Seele, gib dich drein!

Werwolf.

Mein Liebster, wo bist du gewesen die Nacht?
Du hast dich so heimlich von dannen gemacht.

Und aus dem Walde rief es so grell.
Halb deine Stimme, halb Wolfsgebell.

Nun ist dir verloschen des Auges Glut,
um Lippen und Bart eine Spur von Blut:

wo bist gewesen? was hast du getan?
was gingen die bellenden Wölfe dich an?

O frage nicht, Liebste, o frage mich nicht,
die Nacht ist ja schwarz, und der Wald ist da dicht.

Leicht spült sich die Lippe, leicht spült sich der Bart,
daß niemand die Spuren des Blutes gewahrt.

Erloschen die Augen in Scham und Reu,
bald glänzen in eherner Härte sie neu.

Und lächelnde Lüge verschleiert so klug
die Hölle des Herzens, den Furienfluch.

Glück und Glas.

Ich hatt ein köstliches Kristallgeschirr,
wie Diamanten strahlt es, goldumrändert,
und eingeschliffen war der ganze Himmel
mit aller Herrlichkeit auf seiner Wölbung,
und Nektar trank ich draus, Kronion trinkt
nicht edleren aus Hebes goldner Schale.

Ein schadenfroher Teufel aber stieß
mir mitten durch des Himmels Herrlichkeit
ach, eine Borste, daß von meinem Nektar
die Hälfte mir vielleicht zu Boden tropft
und, Gott weiß welch Gewürm da drunten tränkt.

Die Raserei des Schmerzes ist vertobt.
Sollt ich mit Jünglingsleidenschaft den Kelch
zerschmettern, weil er brüchig und den Trank,
den Gottbeneideten, mir leis veruntreut?
Wir Alten sind gescheit; die leidige Borste,
sie preßt uns stille, blutige Tränen aus;
doch halten wir das himmlische Gebild
trotz alledem als höchsten Schatz in Ehren,
als Tempelkleinod, als den heiligen Gral.
Was gilt auch vor dem letzten Splitter nur
all das massive grobe Töpfergut,
das man an jedem Traualtar sich kauft!

Elegie.

O, wie war ich so nah dem Hafen des ruhigen Alters!
Sänftlich führte nach viel bestandnen Gefahren das Fahrzeug
heim den Dulder; ich glaubte beinah die Zypressen zu sehen,
die einst über mein Grab die friedlichen Schatten zu breiten
mir vom Schicksal bestimmt; ich atmete weise Entsagung
und, ein Verklärter, blickt ich zurück auf die Stürme der Jugend;
denn ich wähnte sie sicher verwahrt und gefesselt im Busen

Doch welch andres Geschick ward mir von den Göttern gewoben?
Half mir, Herrscher im Donnergewölk, half Göttin der Weisheit!
Weh, sie reißen sich los, die gebundnen Dämonen, sie brechen
wütend und jegliche Schranke zerschmetternd, nach Maß und nach Ziel nicht
fragend — Triumph ihr Gebeul — hervor aus dem Kerker des Herzens
Freiheitstrunken. — Der Mast zersplittert, das krachende Steuer
spottet der lenkenden Hand und ins Reich unermeßlicher Wunder
treib ich dahin, wahnsinnig; vom Salzschaum trieft mir die Locke,
und dem geblendeten Aug' erlöschen die ewigen Sterne.

Saitenspiel und Gesang! Welch herzbezaubernder Wohllaut!
Singen Sirenen? begrüßt Nausikaa lächelnd den Gastfreund?
Kirke wiegt mir das Haupt in zärtlichen Armen, die Wonne
aller Himmel umblüht Kalypsos schattige Grotte.
Doch nicht Skyllas Gebell, Charybdis Schlund, Polyphemos
mörderisches Maul — ach nichts erspart mir das graute Verhängnis,
nicht die Hölle, die Schar der entsetzlichsten Grauengestalten.
Über mir schlägt das Chaos zusammen. Auf stille Zypressen,
über der friedlichen Gruft verzichtet ich längst; mein gebleichtes,
meerumspültes Gebein rub aus an vereinsamter Klippe,
und wenn mit Möwengekreisch der Skandal es umlästert,
dann brandet zerrunger auf in Empörung, ihr Wogen, und singt mir das alte,
ewige Lied von dem Herzen, das viel zu trotzig zur Knechtschaft,
viel zu stolz für die Lüge zugrunde ging an sich selber.

Cäsar Flaischlen.

Sonnenkraft.

Und immer wieder sinkt der Winter
und immer wieder wird es Frühling
und immer immer wieder stehst du
und freust dich an dem ersten Grün
und wenn die kleinen Veilchen blühn,
und immer wieder ist es schön
und macht es jung und macht es froh,
und ob du's tausendmal gesehn:
wenn hoch in lauen blauen Lüften
die ersten Schwalben lustig zwitschern . .
immer wieder . . jedes Jahr . .
sag, ist das nicht wunderbar?!

Diese stille Kraft der Seele:
immer neu sich aufzuringen
aus dem Banne trüber Winter,
aus dem Schatten grauer Nächte,
aus der Tiefe in die Höhe . .
sag, ist das nicht wunderbar?!
diese stille Kraft der Seele,
immer wieder
sich zur Sonne zu befrein,
immer wieder stolz zu werden,
immer wieder froh zu sein.

Tagebuchblätter.

1.

Auf den Höhen des Lebens . . .
du dachtest:
in Ewigkeiten zu senken
das trunkene Auge . . .
und erkennst
noch tiefer nur

des ganzen Getriebs
fernlose Schalheit . . .
auf den Höhen des Lebens!

Auch diese Erkenntnis aber
ist . . . Sieg!

2.

Mitunter freilich kommen Stunden
und was du nie bewußt empfunden:
gleich einem grauen Regen regnet's dir' ins Herz,
und wie ein scheuer Bettler bleibst du stehn,
verstohlen durch die Hecken zu spähn,
hinter denen sie sitzen und plaudern und lachen,
fröhliche Menschen in fröhlichen Kleidern . . .
plaudern, lachen, singen und küssen
so leichten Bluts,
so frohen Muts:

als ob es all das Schwere gar nicht gäbe,
an das du so viel Kraft verschwist!
als ob der Kampf, von dem du sprichst,
und all die Müh und Sorge . . nichts!
als ob es eitel Hirngespinste,
worüber du dich härmst und quälst!
und als ob allen, die da sitzen
so kinderfroh
und singen und spielen, tanzen und küssen,
erfüllt schon längst,
was du als letzten Dank dir denkst,
als Endlohn für Jahre voll Kampf und Schmerz . . .

Und wie ein grauer Regen regnet's dir ins Herz
und wie ein Bettler drückst du dich von dannen
einsam
deinen einsamen Weg.

3.

Und dennoch:
nein, ich beneid euch nicht! . . .
hell ist mein Herz und hell mein Blick
und hell in goldener Sonne liegt

die Welt, so sommerklar und schön,
leuchtende Wolken über den Höhn . . .
und immer tiefer sinkt das Tal
und sein Gewühl
und alle Angst und alles Enge,
alle Schwere, alles Gedränge . . .
und immer höher, immer breiter,
immer lichter, immer weiter
wird der Himmel,
wird mein Ziel!

Christoph Flaskamp.

Nachhall.

(Meiner Mutter.)

Einsame Nacht.
Nun dämmert's wieder . . .
Erinnerung schauert
auf mich nieder.

Ich kann euch nicht bannen,
dunkle Gewalten,
die mein Leben so lange
umhüllt gehalten.

Umtürmt von grauen Schloten
liegt eine große Stadt,
die all meine Wünsche, die toten,
begraben hat.

Von allen verlassen
und fremd Gott,
irr ich durch Straßen und Gassen
mir selbst zum Spott.

In Gedankenbrüten
mitleidig zu schauen;
ein letzter Wunsch steigt auf —
süß — doch voll Grauen.

Bin ich gerettet?
Wer riß mich los?
Mein Haupt liegt müde gebettet
in deinem Schoß.

Abends.

Oft wünsch ich mir,
ich könnte Geige spielen.
Wenn ich des Abends, müde
des Tages, heimkomm in mein Traumgemach,
macht ich, was mich bewegt,
die ganze entfesselte Fülle
meiner einsamen Seele
in ihre Saiten singen.

Hei, wie der Bogen die Saiten bög!
Meine Seele schwöll
wie ein Meer empor und flutete;
Wolkenwälder deckten sich dunkel
drüber blitzzuckend, donnerrollend,
sturmpfeifend,
Möwen und Hungergevögel,
das meine stille Meerfläche belästigt,
im Wirbel umjagend,
zu Boden schleudernd
ans Felsengestade.

Dann wurds still —
Der Bogen glitt
über die Saiten westwindweich,
blütenpflückend, glöcklenläutend,
inbrünstig wie ein Nachtigallenlied
lockte die Geige flehendflötend.

Und auf der Straße
drunten, wo jetzt
der blaue, blaue Flieder blüht,
ständen die lieben
glückgläubigen Mädchen

und sähen mit sehnenden
Augen verwundert empor
zu meinem Fenster,
das dann im glühenden
Golde des Sonnenuntergangs
leuchten müßte —

— — — — — — — —

Wie eben jetzt.

Irene Forbes-Mosse.

Ohne Ruhe.

Ich legte mich auf weißgebleichtes Linnen,
und über meinem Bett am düstern Balken
da woben alte, böse Zauberspinnen.

Ich lag und träumte in der blauen Heide,
wo honigschwer die Bienen mich umsummten,
und ward doch keine Ruhe meinem Leide.

Ich lag auf hochgetürmten Erntegarben
aus Mohn, der bald verweht, wand ich euch Kränze,
ach, rot und gelb sind heiße Liebesfarben.

Ich legte mich in braune Buchenblätter,
und sah die Blitze durch die Kronen fahren,
mein einsam Herz bangt nicht vor wildem Wetter.

Ich leg mich an den Weg auf Moos und Steine,
bald kommst du ja, dann nennst du meinen Namen
und sagst: Steh auf, du bist nicht mehr alleine!

Gitarren in der Nacht.

Auf der Straße hör ich reden
wo noch späte Menschen gehen,
Lärm und Lachen durch die Läden
mir ins dunkle Zimmer wehen . . .

Lust'ge Narren,
auf Gitarren
fröhlich klimpernd geben sie . . .
Wie gesungen
so verklungen,
und ich seufze: Bleibe, bleibe, goldner Mund der Melodie!

Hinter hohen Gitterstäben
liegt die Seele traumgefangen,
draußen atmet fremdes Leben,
fremde Sterne niederprangen.
Lust und Reigen,
Harf' und Geigen,
heimwärts klimpernd bummeln sie . . .
Und die Hände
ohne Ende
suchen auf verstimmten Saiten halbvergeßne Melodie.

Der verschlossene Garten.

Als ich jung und bang und einsam war
hast du mich an dein Herz genommen,
an deines Herzens mildes Feuer,
hast meine Füße in den Schoß genommen
und sie gestreichelt bis ich schlief.
Nun bist du still und krank und ganz allein,
nun will ich deine Hände streicheln,
und vor dem roten Feuer sitzen
und an die roten, roten Rosen denken:
Sie hingen tief herab
über die Mauer
wo der heimliche Garten war.

War das Türchen ganz verrostet
oder waren unsre Hände zu schwach?
Durchs kraus Gitterwerk starrten wir,
und sahen blühende Bäume, große,
tönende Schmetterlinge,
und grüne, verschlafne Brunnenbecken.

Vom Moosbart des Flußgotts
flossen Tropfen hinab auf seine breite Brust . . .
. . . Und haben uns zugenickt, und gedacht,
da drinnen ist's sehr lieblich und sehr gut!

Wir mußten weitergehn, die heiße Straße
wo geduldig die weißen Stiere zogen,
— ihr Atem duftete gleich Wiesen der Kindheit —
und die Grillen im Graben
baten um Almosen,
die schwarzen Zigeunerkinder des Sommers.

Aber die Straße zog weiter
und ich verlor dich aus meinem Dasein.
Dann aber, als ich dich wiederfand,
o du mein Herz,
lächelten wir und atmeten tief,
und in unsern Gedanken
erstand der heimliche Garten:
endloses Rosengeflüster! . . .

Marianna.

(He cometh not, she said . . .)

Zwinkernd ging mein Lämpchen aus
und kein Schritt mehr hallt im Haus,
Käuzchen schreit nun seine Klage.
Armes graues Käuzchen, sage,
wen beklagst du also treu
wenn der lange Tag vorbei?
Käuzchen ruft: Towü — Towü —
Ferenand — Ferenand ungetrü . . .

Wie die alten Tannen wehn,
grämlich grimmiges Gestöhn,
in den Mauern hör ich's knistern,
Mäuschen huschen aus dem Düstern
in den roten Feuerschein,
laufen zierlich aus und ein.

Mondlicht schreibt mit weißer Hand
an die rauchgeschwärzte Wand,
Kräuter hängen von der Decke
und aus jener dunklen Ecke
wo der Herd verglimmend steht
blitzt das saubere Gerät.

Und ich blas die Kohlen an . . .
weil ich etwas zaubern kann
will ich mir ein Tränklein kochen:
Schlangenhaut und Alraunknochen
und das Kräutlein Herzbeschwer,
und das Sprüchlein Lang ist's her!

Und ich trink es sinnend aus . . .
seltsam kracht das ganze Haus,
meine Jugend steht im Zimmer,
Augenlust und Liebesschimmer,
öffnet mir die Arme weit?
Ach noch weiter ist die Zeit!

In dem weichen Rembrandtlicht
starrt mich an dein Angesicht . . .
Setz dich näher, mir zur Seiten,
sollst den süßen Traum begleiten
auf dem alten Klimperding,
das so lang am Nagel hing.

An den Wänden manches Bild,
wo des Mondlichts Silber quillt,
kleine blasse Puderdamen
blicken lächelnd aus dem Rahmen,
sehen dich, den fremden Mann,
etwas scheu und fragend an . . .

Alle gaben mir ihr Blut,
war wohl leicht doch herzensgut.
Leichtsinn hat dich nicht verdrossen
wie du seinen Schaum genossen . . .
Schaum und Freude . . . aus und tot,
Wänglein weiß, die einst so rot.

Kling und Klang, mein leichter Sinn
sage mir's, wo bist du hin?
Käuzchen schreit die alte Klage
die auch ich im Herzen trage,
Käuzchen schreit: Towü — towü
Ferenand, Ferenand ungetrü!

Käuzchen laß dein Rufen sein,
birg den Kopf im Flügelein,
laß uns nicht aus dunklen Ecken
die da schlafen — auferwecken . . .
Will nur leise, auf den Zehn
durch die stillen Kammern gehn!

Die Flucht.

Der König flieht und hinter ihm
sein Narr so bleich und häßlich,
die Äuglein funkeln bös und schlau,
die Glöckchen klingeln so gräßlich . . .

Er schaut zur Seite und zurück . . .
Scheu schnauben die mageren Rosse . . .
Er bringt dem König letzte Kund
von seinem guten Schlosse.

„Auf deinem Schloß, Herr König, sind
viel wunderschöne Frauen,
wie Schwäne tragen sie den Hals
und den Schweif wie stolze Pfauen.

Dein Kellermeister holt den Wein
aus fröhlicher Ahnen Zeiten,
und wenn dein Feind ein Spottlied singt
muß ihn dein Harfner begleiten.

Dein Säckelmeister holt herbei
aus alten düstern Truhen
das letzte Gold, die Perlen auch
die dort schon lange ruhen.

Die Perlen aus deiner Frau Mutter Zeit . . .
wie stolz ist sie gegangen!

Und ihr starres, silbernes Hochzeitskleid,
O traurig welkes Prangen!

Auch deine Frau Liebste sitzt dabei,
die schönste aller Frauen,
und spiegelt in dem Goldpokal
die Augen, die großen, grauen.

Und immer wieder fließt dazu
des Rheinweins Bernsteinquelle,
und wenn dein Feind getrunken hat,
trinkt sie an derselben Stelle.

Nur einer, o König, blieb dir treu,
willst du den einen wissen?
Das war dein alter Hund Gawan,
der hat deinen Feind gebissen

in seine falsche, weiße Hand
bis die Zähne sich wieder trafen.
Nun liegt Gawan im Graben tot,
wo die schwarzen Schwäne schlafen . . .

Der König reitet stumm und schnell,
kann er den Narr verstehen?
O Tannenwald, o Nebelwald!
Sie wurden nie mehr gesehen.

Otto Frommel.

Sommervögel.

Meine schönsten Lieder
kommen wie die Sommervögel,
scharenweise
durch die Lüfte flatternd,
spreitend ihre bunten Flügel
in den heißen Sonnenwellen.
Lächelnd laß ich sie vorüberschwirren.

Doch die feinsten,
violett befiederten,
mit den rosenroten Brüsten,
faß ich leicht mit zagem Finger,
berge sie am warmen Busen
trage sie in meine Gärten,
und im stillen Abendschein,
wenn die Wolken goldig gehen,
füllen sie die Wipfel meiner Linden
mit unsäglich seligen Gesängen.

Die Regenfrau.

Leise, leise rieselt's; feinstes Sprühen
trüber, undurchsichtiger Wasserstäubchen,
die in junge Knospenaugen tauen.
Droben wogen graue, nasse Massen,
die ein schlaffer Föhn kaum weiterwälzt.
Auf der Erde sammelt sich in Lachen
braune Flut; die übertrunkne Scholle
weigert sich, den Himmelswein zu kosten,
dessen duftlos schaler Trank zum Ekel
ihr die schlammbeschmutzte Schale füllt.

Leise rieselt's. An die Fenster pocht es
wie mit feinen krallenspitzen Nägeln.
Vor den Fenstern weht es wie Gesträhne
eines flutentstiegnen Weiberhauptes.
Und ich seh ein blasses, volles Antlitz.
Wässrig blaue, gläsern starre Augen
dämmern durch die angelaufnen Scheiben.
Wird die Regenfrau auf ihrem Gang
auch in meinem Hause Einkehr halten?
Wird sie ihren tränenschweren Schleier
meinem blütenjungen, blütenzarten
Glück auf seinen lockigen Scheitel senken?
Wird sie . . .? Nein. Sie schüttelt leicht ihr Haupt
Diesmal nicht. Sie wandelt hoch vorüber.
Aber draußen rieselt's leise, leise.

Ludwig Fulda.

Stromab.

Stromab! Stromab! Ich steh am Rand
des Ufers mit verhaltnem Weinen,
und eine liebe, liebe Hand
ruht abschiednehmend in der meinen.

Stromab! Stromab! Nun ist's geschehn
die Welle rauscht, die Segel wallen.
Ein weißes Tüchlein seh ich wehn,
hör einer Stimme Ruf verhallen.

Stromab! Stromab! Zwei Furchen nur
verraten wo das Schiff gezogen:
schon überspülen ihre Spur
die fremden teilnahmlosen Wogen.

O letzter Blick! O letztes Wort!
die heiße Träne rinnt hernieder;
so zehet Glück und Jugend fort
stromab, stromab und kehrt nicht wieder.

Nachtbild.

Sänftt wiegte schon die Nacht gelinde
in sanften Schlummer Wald und Flur;
das leise Atmen nur der Winde
verrät entschlafnen Lebens Spur.

Die Blumen blinzeln in die Ferne
in zarter Träume Zauberbann
und schaun die funkelnd hellen Sterne
als holde Himmelsschwestern an.

Alice Freiin von Gaudy.

Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball.

(1792.)

Ein Spiegelsaal. Gelächter. Mummenschanz.
Ein Maskenspiel, bestrahlt von Kerzenglanz.
Gestalten bunt und keck und lebensfroh
im lustigen Geschmack des Rokoko.

Dort tritt ein Spanier stolzen Ganges ein.
Am Samtbarett flammt kostbares Gestein.
Er taucht ins Festgewoge, scherzt und neckt:
Der König ist's, den dichte Larve deckt.

„Was willst du, Narr, der mich von hinnen zieht?"
Der Schellenträger flüstert: „König — flieht!
Man sinnt Verrat!" Schnell hüpft er klingelnd fort.
Der König, achselzuckend, lacht dem Wort.

„Schon wieder, Narr?" — „O, traut mir, Majestät.
Verlaßt den Saal. Jetzt. Gleich. Bald ist's zu spät." —
„Hör, Freund, wer Narren glaubte —"
„Keinen Spott.
Noch einmal: flieht! Den Warner sendet Gott."

Der König mischt sich sorglos in den Schwarm.
Ein Sarazene greift nach seinem Arm.
Dort hängt ein Mohr sich an ihn dreist und bunt.
Unheimlich Flüstern geht von Mund zu Mund.

Er merkt es nicht. Doch enger wird der Kreis.
Der Masken Augen funkeln wild und heiß.
Sie drängen näher. Wie das stößt und zerrt . . .
Der Spanier weicht zur Tür. Sie ist versperrt.

Jetzt Johlen. Pfeifen. Wie ein Höllenheer
umtanzt es ihn. Er atmet tief und schwer.
„Bon soir, beau masque!" Ein frecher Blick. Ein Knall.
Ein Aufschrei — übertönt von dumpfem Fall — —

Verlaßner Spiegelsaal. Erlöschend Licht.
Zertretne Blumen. Kalt und nüchtern bricht
durch seidnen Vorhang erstes Morgenrot.
Geisterhaft ragt auf leerem Thron — der Tod.

Die Glocke von Dunbar.

Auf dem Markte von Dunbar ein dumpf Gewühl,
bis tief hinein in die Gassen:
viel Hunderte lauschen empor zum Turm,
wo die Sonnenstrahlen verblassen.

Sie wissen, wenn droben die Glut erlischt,
und die Zinnen rings sich entfärben:
dann bebt die Glocke zu läuten an,
dann muß Lord Castleroad — sterben . . .

Lord Castleroad mit dem starken Arm
und den blitzenden Augen, den blauen,
er kämpfte für seinen König Karl
in schottischem Selbstvertrauen.

Voll Jugendmut flog er den Seinen voran —
da sangen ihn Cromwells Reiter:
Verantworte dich, Lord Castleroad,
du kämpfst wider Gottes Streiter!

„Für den Stuart! Für ihn, den uns Gott gesalbt!
Für ihn, dem ich Treue geschworen!"
Sie führten ihn hin vor Cromwells Gezelt:
Lord Castleroad — du bist verloren . . .

Der Feldherr schaute ihn drohend an,
seine finstre Stirn sprach Verderben:
„Nur Eisen kühlt hitziges Schottenblut.
Lord Castleroad — du mußt sterben!

Am Abend, beim ersten Glockenklang,
ich schwöre es laut vor allen,
soll auf dem Markte von Dunbar noch heut
das Haupt des Empörers fallen!"

Lord Castleroad warf die Locken zurück:
„Ich bettle nicht um mein Leben!
Mein Gewissen ist rein — wie mein junges Glück —
frei darf ich die Stirn erheben!

Doch fleh ich um eins, wenn ein Herz du trägst —
sieh mich, den Lord, dir zu Füßen —
noch einmal gewähr mir, zum letztenmal,
mein junges Weib zu begrüßen!

Sie weilte in Dunbar, mir nahe zu sein,
als draußen die Schwerter klangen —"
Streng winkte Cromwell: „Verschwörer. Nein!
Ich ward zu oft hintergangen."

Nun harrt die Menge in dumpfem Graun
und sieht die Sonne erblassen,
und sieht den Glöckner zur Kirche gehn,
und sieht ihn den Strang erfassen —

Und sieht ihn ziehen mit aller Kraft —
schon reckt sich der Henker zum Schlage:
doch die Glocke, die mächtige Glocke bleibt stumm,
als ob sie dem Mord sich versage . . .

Die Menge murmelt . . . Es braust wie Orkan
durch die bunten, wogenden Reihen:
Schuldlos! Die Glocke von Dunbar bleibt stumm!
Held Cromwell möge verzeihen!

Des Sheriffs Stimme bändigt den Sturm:
„Volk! Ruhe! Es muß gelingen!
Zwei starke Söldner hinein in den Turm —
sie werden die Glocke schon zwingen!"

Zwei starke Söldner ziehen am Strang,
daß bläulich die Adern schwellen:
doch die Glocke versagt auch ihnen den Klang,
den markigen Kriegsgesellen.

Das Volk tobt entfesselt: „Ein Wunder von Gott!“
Der Sheriff gebietet Schweigen.
„Drei Mannen hinauf in den Glockenstuhl,
so wird sich das ‚Wunder‘ zeigen!“

Drei Mannen stürmen ins Glockenhaus
empor über steile Stiegen.
Sie sehen die Glocke hinein, hinaus,
wie sonst im Takte sich wiegen —

Doch mit ihr schwebt eine Engelsgestalt:
Fest hält sie den Klöppel umschlungen.
Ihr weißes Gewand, es wogt und wallt,
ihr Haar webt wie Feuerzungen . . .

Geblendet stehen die drei und schaun,
und wagen sich nicht zu regen:
da sehn sie es blutig herniedertaun
bei des Klöppels wuchtigen Schlägen.

Und einer stammelt, bleich wie der Tod,
— all seine Glieder beben —
„Hilf Gott! Es ist Lady Castleroad!
Sie rettet dem Gatten das Leben!“

Zum Marktplatz hasten, mit wankenden Knien,
die Boten, das Wunder zu melden:
„Herr Sheriff! Erbarmen! Das Läuten stellt ein!
Ihr tötet das Weib des Helden!“

Dem Feldherrn trug man die Kunde zu.
Er lauschte in tiefem Bewegen:
„Nie brach ich mein Wort. Fest bleibt es bestehn —
doch die Liebe kehrt es zum Segen!

Ich schwur dem Empörer, beim ersten Geläut
zu sterben, von Henkershänden:
die Glocke blieb stumm . . . Gott hat es gefügt.
Der Lord — mag sich heimwärts wenden.“

Albert Geiger.

Lied der Knospen.

Ach, daß die dunkeln Nächte,
die feuchten Nächte kämen,
die süßen, dunkeln, feuchten Nächte
von uns die Hüllen nähmen!

Allabendlich kommt eine Jungfrau,
uns sorglich zu begießen,
aus ihrem Kännlein des Wassers Perlen
zitternd über uns fließen.

Ihr schönes, weißes Antlitz
steht über uns mit Verlangen,
ob von den vielen, vielen Knospen
noch keine aufgegangen?

Ach, daß die dunkeln Nächte,
die feuchten Nächte kämen,
die süßen, dunkeln, feuchten Nächte
von uns die Hüllen nähmen! . . .

Zwei Marienbilder.

1.

Maria, Rosenblüte rot,
sitzt in der Lauben still.
Ihr Herz ist schwer von süßer Not,
die ihr was sagen will.
Und durch den blühenden Flieder
gehn sanfte Gotteslieder —
Da wird der Himmelsbraut
gar liebe Ahnung laut.

Gar leise Ahnung wird ihr laut,
eindringlich spricht die Welt.
Sie bebt und in das Weite schaut:
Ein Engel kommt durchs Feld.

Er kommt durchs Felde gangen
in silberweißem Prangen
und zu Maria spricht:
Ein' Wonne dir geschicht.

Ein' große Wonne soll geschehn
vor allen Werken dir!
denn du, Maria, bist ersehn
zum Heil der Menschen hier.
Du sollt in hohen Ehren
den Herrn der Welt gebären!
Maria seufzt und schweigt
und sanft ihr Köpflein neigt.

2.

Maria sitzt im Blütengarten,
den kleinen Jesus tut sie warten.

Er liegt im semmerlichen Duft,
die großen Augen in die Luft.

Die Fliegen ihn umsummen leise,
sie schaukelt ihn und summt die Weise:

„Schlaf, Kindlein, schlaf!
auf der Wiese gehn die Schaf'.

„Weiße und schwarze durch den Klee,
das tut den schönen Blumen weh.

„Schneeweiß ist eines, das ist für dich,
der Vater schenkt es dir sicherlich.

„Doch mußt du erst wachsen und größer sein,
dann darfst du es führen ganz allein.

„Darfst es führen an einem Seidenband,
es frißt dir gar niedlich aus der Hand.

„Schlaf, Kindlein, schlaf!
auf der Wiese gehn die Schaf'."

Meister Joseph gönnt eben sich Rub,
sieht vom Vespern behaglich zu —

Die Kranke.

Mutter, liebe Mutter, jeden Tag
weicht die Sonne mehr von meinem Kissen.
Bald, so ahnt mein Herz mit bangem Schlag,
werd ich die geliebte völlig missen.
Blatt um Blatt verliert der wilde Wein;
so entblättert leise sich mein Hoffen.
Von dem Garten flieht der bunte Schein,
den der Frost wie mich ins Herz getroffen.
Eh die letzten Lichter löschen aus,
alles gleich mir selbst wird fahl und kalt sein,
einmal noch in Feld und Wald hinaus!
aber es muß bald sein, es muß bald sein ...

Tage gibt es jetzt, so schmerzlich hold,
Farben, o so wundersame, reine!
Und der Sonne melancholisch Gold
fließt gelinde über Flur und Haine.
In der letzten Blumenzier des Felds
möcht ich meinen müden Körper betten,
und des Herbsteshimmels blassen Schmelz
in das dunkelnde Gemach mir retten ...
Eh die letzten Lichter löschen aus,
alles gleich mir selbst wird fahl und kalt sein,
einmal noch in Feld und Wald hinaus!
aber, Mutter, es muß bald sein ... es muß bald sein ...

Franz Karl Ginzkey.

Das Grab.

Ich schritt als Kind an des Vaters Hand
durch den Friedhof, den schweigenden Garten.
Der Friedhof lag am Meeresstrand,
die Wogen stampften und scharrten.
Wir suchten hin, wir suchten her —
wir fanden der Mutter Grab nicht mehr.

Wir wußten, es trug ein Kreuzchen klein,
gezimmert aus brauner Rinden.
Das mochte wohl fortgekommen sein,
wir konnten das Kreuz nicht finden.
Bekümmert schauten wir ringsumher
und endlich traurig aufs weite Meer.

Dann nahm der Vater aus meiner Hand
die mitgebrachten Rosen
und streute sie aufs Hügelland
wahllos den Namenlosen . . .

Stille Kirche.

Wandrer, suchst du Gott? — Du findest Gott allhie.
Ohne Gott zu suchen, findest du ihn nie.
Hier in dieser Stille, webend um dich her,
wird sein Hauch dich segnen, und was willst du mehr?

Suchst du aber, Wandrer, nur dich selbst allein,
sollst nicht minder du willkommen sein.
Wer in eigne Tiefen lauscht, wie ihm geschah,
ist ein frommer Beter und der Gottheit nah.

Suchst du aber Gott und auch dich selbst nicht mehr,
bist des Suchens müd und aller Hoffnung leer —
Wandrer, tritt herein, hier hältst du gute Rast,
bist für Gott ein Gast wie jeder andre Gast!

Seliges Ende.

Und lieg ich einst im Grabe,
noch weiß ich nicht wann und nicht wo,
es wird eine Stunde kommen,
von der ich im Traume vernommen,
die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölklein ziehen
schneeweiß durch die sonnige Luft.
Sie kommen mit webendem Winde,
sie werden mir senden gelinde
ein Leuchten hinab in die Gruft.

Es werden drei Mägdlein kommen,
sich kaum ihrer Schöne bewußt.
Sie pflücken sich Blumen vom Grabe
und heften die duftende Gabe
sich still an die knospende Brust.

Drei Wanderer werden dann kommen.
Von ferne schon dröhnet ihr Schritt.
Es singen die bärtigen Jungen
ein Lied, das ich selber gesungen
einst, als ich noch liebte und litt.

Die Mägdlein werden das Singen
vernehmen mit bräutlicher Scheu.
Das bleibt nicht den Knaben verschwiegen,
drei Pärchen werden sich wiegen
im Tanze und immer aufs neu.

— — Mein Herz wird hören im Grabe,
bevor 's zu Staub zerfällt,
das Pochen der tanzenden Füße
wie letzte, verzitternde Grüße
der schönen, versinkenden Welt.

Maria Eugenie delle Grazie.

Aus einem Zyklus „Zigeunermusik".

Was zucken die braunen Geigen
so seltsam in eurer Hand?
„Wir haben darüber als Saite
ein Menschenherz gespannt!

Ein armes närrisches Herze
zergeigen wir Stück für Stück —
das lacht in seinem Schmerze
und weint in seinem Glück!"

*

Irgendwo, irgendwo
hab ich mein Glück begraben —
Helft suchen mir, helft suchen mir,
ich muß es wieder haben!

Ich kenn das Grab, ich kenn das Grab:
ein Rosenstrauch welkt inmitten,
mein Liebster geht darüber hin
mit langen, harten Schritten!

*

Nun laß die Liebe! In der Luft
liegt es wie Hyazinthenduft,
klingt es wie Raserei —
Das Leben ist ein frecher Tanz,
nur wer verachtet, hat es ganz
und klagt nicht, wenn's vorbei!

Tokaier füll mir den Pokal —
Daß ich das Gift nicht seh im Mahl,
betaube mich der Wein!
Gott sei's geklagt, nach diesem Tanz
wird ja mein armes Herz auch ganz,
ja ganz zertreten sein!

Capella Sistina.

Durchs Herz des Lebens geht ein Sehnsuchtsschauer
und über sich hinaus schafft es den Geist,
den Reinen, Ewigen, den es in Trauer
und Wonne bang zu sich herniederreißt.
Es träumt Vollendung ... und in heißem Ringen
strebt's aufwärts, aufwärts — seinem Traume nach,
und die Begeistrung leiht ihm Riesenschwingen —
Abstreifen will der Mensch des Tieres Schmach,
zerreißen, was an die Natur ihn kettet,
entgegenstemmen sich dem irren Lauf —
wie auch die Blinde rast — er ist gerettet,
denn in ihm schlug sie groß die Augen auf!

So wähnt er — und schon hat der Streit begonnen —
ein wilder, banger, fürchterlicher Streit —
Sie schuf derweilen lächelnd neue Sonnen,
er ward zum Narren der Gottähnlichkeit!
Und du, o Meister, hast es festgehalten,
dies Ringen, grauenhaft, dämonisch-groß,
aufbäumt es sich in deinen Machtgestalten —
dann sinkt's zurück: zerschmettert, hoffnungslos!
Nicht jeder wird aus deinem Bilde lesen,
was ich drin las — nur wer sich selbst erkannt,
nur wem das Leben mehr als — Zeit gewesen,
dem reichst du, wie Gott-Vater, hier die Hand!

Mondnacht.

Der Mondnacht Schimmer und des Meeres Blau,
sie flossen märchenhaft in eins zusammen,
hinausgedehnt zu wundersamer Schau;
die Wellen hoben sich wie magische Flammen
und tanzten weithin leuchtend um den Strand -
und zogen um die Klippen Phosphorkreise
und warfen Silberperlen in den Sand
und flüsterten und raunten süß und leise ...
In weichen Zügen atmete die Luft,
es war, als wollte sie die Nacht belauschen;
verlorne Klänge nur, verlornen Duft
trug sie mir zu, und das verstohlne Rauschen
der blühenden Orangen unter mir,
die in die Fluten ihre Wurzeln tauchten
und ins Gekos des Nachtwinds süß und irr
den Atem kaum erbrochner Knospen hauchten.
Kein Laut ... kein Ruderschlag ... und wie die Welt
um mich, so voll mein Herz von Glück und Hoffen,
so reich an Wünschen, wie das Himmelszelt
an Sternen; holdem Trug die Seele offen,
wie dort, dem Vollmondlicht der Meeresschoß;
ein heimliches Aufleuchten und Empfangen,
ein irres Glühn, ein Sehnen namenlos
und stummer Qual gepaart ein heiß Verlangen ...

O Wundernacht! Es blühte knospenschwer
die Seele mir von ungesungnen Liedern,
und strich der Südwind seufzend übers Meer,
dann rieselte es nach in meinen Gliedern.
Im Takt der Flut ging meines Herzens Schlag —
ein Märchen lebte ich und gäb euch Kunde
davon — doch grausam nahm der junge Tag
mit goldnen Fingern mir das Wort vom Munde!

Kindheit.

Ob der Reigen noch um die Linde geht
in meiner Heimat fern?
des Zimbals tieftonig Gebrumm,
der Geigen schluchzendes — „Warum?"
Ich hört es gar so gern . . .
Ob der Reigen noch um die Linde geht?

In weißen Blüten stand der Baum
gekleidet wie in Schnee,
und unten wandelte im Schritt
der Reigen, und der Mond ging mit,
so hell, daß ich's noch seh . . .
In weißen Blüten stand der Baum!

Nun hat das Leben mich gepackt,
die heißersehnte Welt —
im Kampf, der tobend mich umsaust,
erwehr ich mich der ehernen Faust,
die mordend niederfällt —
Nun hat das Leben mich gepackt!

Doch schleichen in das Dunkel sich
Gestalten, wie im Traum.
Von Stimmen klingt es, süß und leis,
und Kleider flattern, blütenweiß,
und keusch bis an den Saum —
Sie schleichen in das Dunkel sich . . .

Ob der Reigen noch ... um die ... Linde geht?
Dann leg ich wohl die Hand
vors Aug und sinn das Herz mir wund —
Mein Leben, ach! für eine Stund
in jenem Zauberland!
Ob der Reigen noch ... um die Linde geht ...?

Martin Greif.

Morgengang.

Ich geh' auf stillen Wegen
frühtags ins grüne Feld,
wie lacht mir da entgegen
die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
von Wald und Wiesen her,
die alle tropfend tauen
von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
von nassen Rosen ab:
wärst du an meiner Seite,
von der geträumt ich hab'!

Ich hing dir's in die Locken
als deinen Hochzeitskranz —
Da gehn die Morgenglocken,
ich steh in Tränen ganz.

Der Wanderer und der Bach.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal."
Verhalte deine Welle!
„Ein andermal."

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?“
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja, dort im See.“

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu.“
Du wirst schon stille werden!
„Nicht minder du.“

Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Sunnwendnacht.

In der Sunnwendnacht
beide Hand in Hand
sind wir durchs Feuer gangen.

Durch die Flammennacht
brachten wir's Gewand —
das Herz tät Feuer fangen.

In der Sunnwendnacht
hat ein Regenguß
verlöschet alle Flammen.

Heiße Flammennacht
schmolz uns Kuß in Kuß —
da brach die Glut zusammen.

Liebesnacht.

O weile, süßer Geliebter!
Es trügt dich nur,
noch hellt, nur wolkengetrübter,
der Mond die Flur.

„Doch nimmer weilen und halten
die Wolken dort,
es führen sie wilde Gewalten
von Ort zu Ort."

Ein Traum ist alle das Treiben
in dunkler Höh,
doch uns muß ewig verbleiben
der Sehnsucht Weh.

„Ich seh' nur Kommen und Scheiden
am Himmelszelt,
es zieht die Seele der Leiden
durch alle Welt."

Die Wolken wandern so nächtig
ohn Schmerz und Lust,
ich aber ziehe dich mächtig
an meine Brust.

Die wilden Frauen vom Untersberg.

Die wilden Frauen vom Untersberg
verachten alles verschrumpfte Gezwerg,
sie wollen gewachsene Knaben
zu ihrer Kurzweil haben.

Naht so ein Schnitter, schmuck und jung,
gleich sind sie da im luftigen Schwung,
das Haar, goldgelb wie Seiden,
und helfen ihm Ähren schneiden.

Sie wirbeln verlockend um ihn her:
„Komm gern, es reut dich nimmermehr,
komm gern zu Tanz und Spiele
in Bergesschoß und Kühle!"

Was will der arme Knabe tun?
Bald läßt er Kampf und Sträuben ruhn,
daß er die goldgelben Haare
nur länger noch gewahre.

Er zieht dergein an ihrer Hand,
kein Mensch erfährt, wohin er schwand,
bis er auf wolkigen Höhen
wird schlafend einmal gesehen.

Der Geworbene.

Sie gruben einen Soldaten ein,
sie trommelten, präsentierten,
sie schossen ihm ins Grab hinein,
die Degen salutierten:
„Lebwohl, Kamrad, lebwohl!“

Und wie ihm nach die Trommel schlug
dem Kriegsmann in der Erden,
da schwur der Knab, der's Kreuz ihm trug,
auch ein Soldat zu werden:
„Wohlan, o Knab, wohlan!“

Erhellte Ferne.

Nach entladnem Wetterregen
hat die Ferne sich erhellt,
und der Alpen Zug entgegen
siehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
tief erblauend stehn sie da,
und so eng geschart zusammen,
wie sie nie dein Auge sah.

Vor den wildgetürmten Massen
hebt ein Dorf sich friedlich ab: —
deinem Sehnen überlassen,
lehnst du still am Wanderstab.

Novemberstimmung.

Die Flur umher
es kalt durchweht,
wo nirgend mehr
ein Blümlein steht.

Im Wald zerstiebt
das welke Laub —
Die ich geliebt,
sind alle Staub.

*

Sich frühe neigt
der Sonne Lauf,
am Himmel steigt
der Mond herauf.

Es füllt sich sacht
das Sternenzelt.
Sie sind erwacht
in jener Welt.

Leo Greiner.

Einsame Nacht.

Meines Hauses dunkle Giebel
steigen hoch ins Wolkenwehn.
Zauberbrunnen sind die Wände,
drin durch kühle Schattenhände
Eimer auf und niedergehn.

In dem Wechsel alles Schwebens
was bereitet doch die Zeit?
Alle Wandrer jetzt auf Erden
müssen schauernd Zeuge werden
ihrer tiefen Einsamkeit.

Haupt hinauf, wo im Gewölbten
wirkend eins ums andre kreist:
um die Wolken tanzen Sterne,
um die Sterne rollt die Ferne,
um die Ferne fährt der Geist.

In die Wanderschaft der Kreise
bläbst du auf aus engem Schmerz:
Du auch wirst ein Ring im Ringe,
alle goldene Saat der Dinge
schließt sich reifend um dein Herz.

Der Wald.

Ob ich, du Finstrer, einzutreten wage?
Wirst du nicht zürnen der Vermessenheit,
daß ich den unruhvollen Funken Zeit
unter das Dach des ewigen Schattens trage?

Wird nicht das Rauschen in verdorrtem Laub
dich aus versteinerter Erhebung schrecken,
wenn meine Füße deinen eigenen Staub,
uralte Herbste, aus dem Schlafe wecken?

Du starrst gedächtnislos aus hohlen Kronen
hinab auf deinen hundertfachen Tod
und schauderst nicht, und deine Wipfel wohnen
der Erde fern im kalten Abendrot.

Ich aber bin der Mensch, des Todes Raub,
bin Zeit und Glut, bin Schmerz und wilde Blüten!
In dunkler Brust den Funken will ich hüten,
sonst brächst du brennend hinter mir in Staub.

Eduard Grisebach.

Aus „Der neue Tanhäuser".

Der Würfel fiel; o heiße Jugend,
o Schönheit, Wein und Sommernacht!
Der Würfel fiel, es fiel die Tugend —
doch ich verlor sie gern, die Schlacht.

Und schlaflos lieg ich in den Kissen,
seit ich von ihrem Bette fern:
ihr Bild taucht aus den Finsterniſſen
empor mir, gleich dem Venusstern.

Des Auges halbgeschloßne Blicke
wollüstig blinzeln sie mich an,
die Wimper feucht von jenem Glücke,
das gestern uns zu schnell entrann.

Die Brüste starren gleich den schweren
Weintrauben Ungarns, süß und heiß,
ihr Haar ist blond wie Weizenähren
und ihre Haut so zart und weiß.

Die üppige Lippe, voll erschlossen,
blutrot und brennend, wie zum Kuß,
erzählt von dem, was ich genossen,
und ach, von künftigem Genuß . . .

Ihr sagt: es ist nur eine Dirne,
schön, doch gemein trotz alledem —
Ich aber seh auf ihrer Stirne
der Venus heiliges Diadem.

Ja, sie ward Fleisch in diesem Weibe,
Frau Venus lacht aus diesem Mund,
umschmeichelt mich mit diesem Leibe,
mit dieser Hüften seligem Rund.

Was will die Tugend, kalt und düster?
Wir sind ja Sünder — sündigen wir!
Ich bin der Venus Hoherpriester
und heute opfer ich bei dir!

*

Daß andre dich vor mir besessen,
hab ich an deiner Brust vergessen,
du sahst mich an so kindlich rein — . . .
der erste glaubt ich stets zu sein.

Und immer, wenn ich wieder kam,
umhüllte dich so süße Scham,
daß ich nicht wußte, keusches Weib,
war wirklich mein schon dieser Leib.

So wie der Mai stets wieder mailich,
warst du von neuem stets jungfräulich;
und eine bange Brautnachtsfreude
entzückte täglich so uns beide.

*

Die Glocken dröhnen so dumpf vom Dome,
es leuchten die Lichter durch Weihrauchaxome
tieftraurig, es summen die Trauergebete —
dicht nebenan klingt Geig und Trompete.

Sie spielen auf zu üppigen Tänzen,
lustbunte Lampen locken und glänzen —
Neben das heilige Haus des Herrn
baut Häuser die Teufelin Venus sich gern.

Unsterbliche Lust ihr im Auge glänzt,
ihr Mund den Becher des Lebens kredenzt —
Im Gotteshaus hängt Gottes Sohn,
der Tod mit blutiger Dornenkron.

Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet diese Welt der Sünden,
verneint euch selbst, und alles Leid
wird Ruh in Gott und Seligkeit.

Ihr fragt verzweifelnd: was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott!
Das selige Nichts, die Todesruh —
O schließt das Auge der Dinge zu!

Wir aber haben Wachs in den Ohren,
wir sind des Teufels schwachköpfige Toren,
er will und immer sagen wir: ja!
Und die leidende Welt steht immer noch da.

Ja, unser Wille, ohne Zweifel,
das ist die Welt, das ist der Teufel:
Zögst du den alten Adam aus,
so ginge die Weltgeschichte nach Haus;

so stünde still das Rad der Natur,
so wäre die Flamme der Kreatur
gedämpft und ausgelöscht ihr Wehe —
Indessen, der Wille der Menschheit geschehe!

Sie träumt ja gern den großen Traum
noch immer fort in Zeit und Raum,
und ewig hängt am Kreuz vergebens
der tote Gott des ewigen Lebens.

*

(Nach einem italienischen Madrigal.)

Auf einer Wiese sah ich holde Frauen,
die, Lilien pflückend, Liebeslieder sangen,
indessen andre sich im Tanze schwangen.

Dann saßen sie an einer Quelle nieder,
die Blumen flechtend zu anmutigen Kränzen,
als Schmuck auf ihrem goldnen Haar zu glänzen.

Ich ging und schaute nach vom Wiesenraine
den Süßen — und verliebte mich in eine.

Paul Grotowsky.

Gebet der Ähre.

Herr, ich harre deiner Sonne Glut,
sieh mein Leben, das im Schatten ruht.
Nieder warf mich deiner Stürme Heer,
tief am Boden lieg ich regenschwer.
Herr, so gern trüg ich den Armen Korn,
gieße nieder deines Lichtes Born,
eh mich tiefer noch die Windsbraut tritt:
Herr, jetzt bangt mir vor der Sichel Schnitt,
vor dem Sinken in die finstre Nacht
als ein Halm, der keine Frucht gebracht! —
Herr, gebiete deiner Stürme Wehn,
laß mich wieder deine Sonne sehn,
laß mich wachsen ohne Rub und Rast,
bis mich beugt der eignen Fülle Last ...
Träum ich golden dann im Julilicht,
reif und schwer, fürcht ich den Schnitter nicht,
klingt die Sense durch die Sommerrub,
fall ich still der großen Ernte zu!

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Gottsuchers Frühlingslied.

Es spielt der Lenz die alte Weise,
die alle Erdenwunden heilt;
er hat auch mich auf meiner Reise,
den müden Wanderer, ereilt.

Er stößt mit übermächtigem: „Werde!“
des Blitzes Speer am Wolkenschaft
tief in die Brust der harten Erde
und löst sie aus des Winters Haft.

Sie schlägt in weicher Lüfte Rosen
die blauen Veilchenaugen auf,
es spritzt ihr Blut in roten Rosen
aufs grüne Kleid in tollem Lauf.

Befreiend stürzen ihre Tränen
in tausend Flüssen in das Tal —
o wollustvolles Frühlingssehnen!
o schöne, wilde Frühlingsqual!

Hier kann ich erst mein Ich begreifen,
den Widerspruch, aus dem ich bin,
den Drang zu unbegrenztem Schweifen
und meiner Qualen tiefen Sinn.

Mir ist, als hört ich's fragen leise,
als ob Natur, die Göttin, spricht:
„Entfremdet Kind, wohin die Reise?
Erkennst du deine Mutter nicht?"

Abendlied des Türmers.

Schon taucht die Sonne ihr Gefieder,
das strahlende, in Meeresflut,
und Schatten sinken sanft hernieder
auf Waldesgrün und Felsenglut.
Am dunkeln Horizont erglimmen
die Sternlein ruhig, mild und kühl;
bald schweigen auch die lauten Stimmen,
und müde löst sich das Gewühl.

Was sich am Tage streng geschieden,
in scharfe Formen abgegrenzt,
es eint sich sanft im Abendfrieden,
vom milden Mondenstrahl beglänzt.
Die starren Formen werden milder,
es stirbt die laute Welt des Scheins,
die vielen wirren Einzelbilder
verfließen allgemach in eins.

Mein Auge schmerzt vom scharfen Spähen —
wer darf dem leicht betrognen traun? —
Ach, allzuviel hab ich gesehen,
nun laßt mich feiern, laßt mich schaun.
Versinkt, ihr Bilder der Verneinung!
Mir strahlt in Erdenlust und -leid
durch flücht'ge Wolken der Erscheinung
der stille Mond der Ewigkeit.

Es reift der Wein am Bergesbange,
sanft beugt der Wind das schwere Korn —
so stimm ich denn zu tiefem Klange
mein abendkühles Türmerhorn:
in süßen Weisen zu genießen
was Bleibendes der Tag gebracht,
und Morgensehnsucht auszugießen
hin durch das stille Tal der Nacht . . .

Hanns von Gumppenberg.

Die Armen.

Spätherbstfrühe blickt so kalt
auf die weite Großstadt nieder;
graue Nebel, schwer geballt,
ziehn am Himmel hin und wieder.

Alles ruht noch tief, und fliebt
Erdendaseins dumpfe Räume:
über jedes Augenlid
taut der Schlaf die letzten Träume.

Nur am Giebel dort, fürwahr!
daß der Bau sich schnell vollende,
regt geschäftig eine Schar
schon zum Tagewerk die Hände.

Männer trotzigen Genicks
steben auf den steilen Treppen;
bleiche Weiber düstern Blicks
Steine nach der Höhe schleppen.

Und im Takte führt den Bau
Zimmerbeil und Mauerkelle,
und im Takte tönt es rauh
in die Morgendämmerhelle:

„Übt es nur, das alte Spiel —
Füget immer Stein zu Steinen!
Unsre Arbeit steht am Ziel,
und der Morgen muß erscheinen!

Flammt die Freiheit übers Land,
wird der große Zahltag grauen,
wird der Bau von unsrer Hand
alle Dächer überschauen:

Wird auf eure stolze Macht
Feuergarben niederregnen —
Und des Reichtums Zauberpracht
wird der Armut Kinder segnen!

Baut, Genossen, ohne Rast!
Unsre Arbeit geht zu Ende:
allen Trägen, die ihr haßt,
naht die große Zeitenwende!"

Horch! nun lärmt es durch das Tor —
und die wilden Sänge schweigen:
stumme Sklaven wie zuvor
langsam auf und nieder steigen.

Diogenes.

Ergattert mit Sorgen
viel äffende Pein!
Ich hab mich geborgen
zerlumpt und allein.

Sang selbst im Tenore —
Nun sing ich den Baß
weitab von dem Chore
im gastlichen Faß.
Wieg dich, meine Tonne!
Gebt mir aus der Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Die Menschen, sie meinen,
schon Menschen zu sein —
ich suchte nur einen:
doch fand ich ihn? Nein!
Ich strich in die Ferne
bis auf den Parnaß —
Da hängt die Laterne!
Nun rast ich im Faß.
Wieg dich, meine Tonne!
Gebt mir aus der Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Die Jungen, die Blöden,
durchtollen die Nacht:
sie müssen verröden,
noch eh sie's gedacht!
Sie preisen Rythere
beim schäumenden Naß —
Ich lob mir das leere,
das trockene Faß.
Wieg dich, meine Tonne!
Gebt mir aus der Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Die Alten, die Guten,
die matt sich gezecht,
sie müssen verbluten —
Geschieht ihnen recht!
Sie kamen zur Liebe:
doch ich kam zum Haß!
Der blieb mir im Siebe —
Drum bleib ich im Faß.

Wieg dich, meine Tonne!
Geht mir aus der Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Erlischt dann ins Dunkel
der sonnige Schein,
dann schaut das Gefunkel
der Sterne herein:
die Sterne sind ferne,
sie schimmern so blaß —
Ich steck die Laterne
mir an in dem Faß.
Wieg dich, meine Tonne!
Laßt mir meine Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Und wenn in den Nachen
der Fährmann mich ruft,
zerrinn ich mit Lachen
in Licht nur und Luft!
Mich freut es unsäglich,
daß ich nichts hinterlaß,
nichts fest, nichts beweglich —
Gar nichts, als dies Faß.
Wieg dich, meine Tonne!
Geht mir aus der Sonne —
Wünsch mir nichts als das.

Hans Haebe.

Sardanapalus.

In schwülen Nächten lauscht der König hoch
vom weichen Lager: stumm die Sterne glühn
und matter Schein des Mondes liegt umher.

Die Stille tönt und blüht zur Melodie
weinrankend sich um eines Lauschers Ohr.
Die Stille haucht und summt — — —

Siehst du die purpurgoldenen Kreise sanft
sich senken und sich heben unaufhörlich
in anmutvoller Biegung — — und verschwingen,

und andere, die wie leise Harfen tönen,
aus dunklen Wellen wundersam sich neuen — — —?
Der König lauscht und trinkt den Laut der Nacht . . .

Da trübt ein Hauch den Mond, und eine Hand,
grauwoll geweitet, greift aus Nacht und Himmel — —
am Horizonte quillt ein Schrei empor — —
und fliehend jagen Dünste übern Mond — —

Der König lauscht: die Stille tönt nicht mehr,
und über ihm wird dunkles Rufen wach,
dem keine Antwort ist, und horch! —: ein Schritt
tritt mahnend auf — — und wandert — — und verhallt.

Hermann Hango.

Nachtschwalbe.

Dich lieb ich, geisterhafter Schatten,
der mich begleitet ohne Scheu
durch Wald und abendliche Matten,
so wie Erinnerung, so treu;

so lind, wie ohne ein Verlangen
das Denken ist an einst'ge Lust —
so dunkel wie das dunkle Hangen
an einem ewigen Verlust.

In Abendglut.

Einst auf den Reben hat mein Blick geruht,
und ihres Zaubers war ich trunken,
für jede Torheit fand ich einen Mut —
bis mir das Wunderreich versunken.

Dann dies und das und immer noch ein Traum ...
Nun ist's schon Abend ... Wie wir lehnen
im Garten, häng' ich an der Wölkchen Saum,
an ihrer Glut mit meinem Sehnen.

Als gäb' es noch vor jener ew'gen Nacht,
nach jenen Rosen und den Lenzen
ein letztes Glück voll ungeheurer Macht
und eine Torheit ohne Grenzen!

Adalbert von Hanstein.

Der Musikant.

Rumdaradei! Rumdaradei! —
Tanzt! Ich schlage auf die Tasten!
klappern soll der alte Kasten!
Walzer — Polka — Hopser — Springer!
dreht euch, dreht euch, bunte Dinger!
Während meine Finger scherzen,
brennt die Hölle mir im Herzen!
Rumdaradei! Rumdaradei!
Tod und Leben einerlei!

Einst, in meines Vaters Hause,
bei dem frohen Tanzgebrause
schwang ich mich beim Kerzenscheine,
und ein Mädchen war die Meine.
Zwanzig Musikanten bliesen
einen Tanz wie diesen, diesen —
Rumdaradei, rumdaradei!
Tanz und Teufel einerlei!

Und mich riß die Kunst von hinnen,
nach der Sonne stand mein Sinnen.
Ewiges Wort aus Dichters Munde,
Bühnenglanz und selige Stunde,

göttlich Sehnen, heilig Ringen —
Nie Erfolg und nie Gelingen! —
Rumdaradei, rumdaradei,
und die Sonne zog vorbei!

Und ich hab von fernen Höhen
meines Vaters Schloß gesehen,
bin ins grüne Gras gesunken,
hab die traute Luft getrunken.
Fort mein Glück und tot mein Sehnen —
All mein Gut im Aug die Tränen!
Rumdaradei! Rumdaradei!
Trebt euch! Trebt euch! Eins, zwei, drei!

Trebt euch, daß die Funken stieben! —
Und wo ist mein Lieb geblieben? —
Wo ich lag, vom Gram zerschlagen,
fuhr vorbei ein Fürstenwagen,
hielten zwei sich drin umwunden,
bis mir Sinn und Geist entschwunden —
Rumdaradei, rumdaradei!
Weib und Weib ist einerlei!

Als ich in die Stadt gekommen,
hat der Wirt mich aufgenommen.
Spiele nun bei jedem Feste
für die Kinder, für die Gäste,
bis erlahmt die alten Tatzen,
bis die Saiten schrill zerplatzen —
Rumdaradei, rumdaradei —
Tod und Leben einerlei!

Heinrich Hart.

Gott.

Der du nicht Stein bist, doch des Steines Kraft,
die Kern und Schale hält in enger Haft.

Der du nicht Rose bist, doch ihre Pracht,
ihr Duft, ihr Auge, das zur Sonne lacht.

Der du nicht Eiche bist, doch wohl ihr Mark,
der Stolz, der aus ihr atmet, lebensstark.

Die Welt ist nichts als Form, in der du prägst,
ist nichts als die Gewandung, die du trägst.

Ist nichts als Spiegelbild von deinem Sein;
nur du bist Wahrheit, doch das Bild ist Schein.

Ich bin ein Mensch, mein Geist umspannt das All,
durch meine Seele rauscht der Sphären Hall.

Ich höre was der Lerche Jubel sagt,
ich höre was des Meeres Brandung klagt.

Ich sehe was des Feuers Auge glüht,
ich sehe was im Schoß der Lilie blüht.

Ich fühle was im Blut der Erde ringt,
den Hauch, der von den Sternen niederdringt.

Nein, nein, nicht ich; was gilt dem Fleische Duft,
was gilt dem Leibe reine Himmelsluft!

Was gilt dem Staubkorn unermeßner Raum,
was gilt der Fäulnis ewigen Lebens Traum!

Nicht ich, nicht ich; mein Ich, dem Tod geweiht,
ist lauter Elend, lauter Niedrigkeit.

Mein Ich hört nur den Schrei der eignen Not,
Du hörst in mir der Liebe Allgebot.

Mein Ich sieht nur den Glimmer, nur den Schein,
Du siehst in mir ins Herz der Welt hinein.

Mein Ich fühlt nur, was schmeichelnd ihm behagt,
Du fühlst in mir, was sich zu opfern wagt.

Du zehrst an mir, wie Glut an Eisen zehrt,
Du ruhst nicht, bis ich schlackenlos verklärt.

Läßt Du von mir, bin ich ein Spiel, ein Spott;
Mein Ich, erfüllt mit Dir, ist selber Gott.

Abendgang zur Geliebten.

Nun ist der Abend kommen,
die Sterne sind entglommen,
die Straßen schlummern mählich ein.
Abwerf ich all mein Mühen
und laß in mir erblühen
der Liebe Sehnsucht ganz allein.

Rings grüßen von den Zweigen
die Vögel und es neigen
sich flüsternd Busch und Blume mir;
so festlich ist mein Wesen,
sie mögen leicht es lesen,
wie meine Seele fliegt zu dir.

Die Kinder, die am Wege
sich tummeln durchs Gehege,
sie reichen lächelnd mir die Hand.
Die Winde, die da weben,
die Wolken, die da geben,
sie knüpfen mir ein rosig Band.

Wie weit seid ihr entschwunden,
ihr sorgenschweren Stunden,
wie fern, wie fern liegt Kampf und Streit;
die Welt ist so voll Frieden,
als läg sie abgeschieden —
ein See in grüner Einsamkeit.

Nun steh ich an dem Hause,
vor meines Glückes Klause,
und meiner Freuden Inbrunst wird Gebet;
laß jedes Herz hienieden
durch Liebe finden Frieden,
du göttlich Feuer, das die Welt durchweht.

Julius Hart.

Berlin.

Endlos ausbreitest du, dem grauen Ozean gleich,
den Riesenleib; in dunkler Ferne stoßen
die Zinnen deiner Mauern ins Gewölk, und bleich
und schattenhaft verschwimmen in der großen
und letzten Weite deine steinigen Matten:
Weltstadt, zu Füßen mir, dich grüßt mein Geist
zehntausendmal; und wie ein Sperber kreist
mein Lied wirr über dich hin, berauscht vom Rauch
und Atem deines Mundes: Sei gegrüßt du, sei gegrüßt!

's ist Sommermittagszeit, und leuchtende Sonnenflut
strömt aus den Himmeln über dich; rings blitzen
und flammen deine Mauern, und in weißer Glut
erglühen deine Dächer und der Türme Spitzen,
und helle Wolken Staubs, die aus den Tiefen steigen.
Gleich einem glühenden Riesenkessel liegst du, — Brand
dein Atem, Feuer dein weitfließendes Gewand,
starr, unbewegt, gleich wie ein Felsenmeer,
das nackt mit weißen Rippen aus der Wüste steigt.

Erstorben scheinst du, doch du bist es nicht.
Erzittert nicht die Luft vom dumpfen Toben
des Meeres, das in deinen Schlünden bricht
und wühlt und brandet, wie vom Sturm durchstoben,
und donnernd tausend Schiffe zusammenschleudert?

Wild gellt der Schrei der Schiffer Tag und Nacht
durch Licht und Nebeldunst, und ewig tost die Schlacht
in deinen Tiefen: trümmerübersät
von bleichen Knochen starrt dein dunkler Grund.

Schäum auf, du wilde Flut, und tose an!
Die du zerreißend hinfegst und mit gierigem Maule
zehntausende verschlungst: ein Schrei und dann
in dunkeln Wirbeln schwemmst du alles Faule
und Schwache tief hinab in deinen Abgrund ...
Dich rührt kein Weinen und kein heiß Gebet,
der Klagenden Geschrei lautlos und stumm verwebt
in deiner Brandung Donnern, aber sanft
und weich umschmeichelst du des Starken Fuß.

Du ström in meinen Busen deinen Geist,
gieß deine rauhe Kraft in meine Glieder ...
Gewaltig faßt's in meine Seele, reißt
in deiner Schlachten wirr Gedräng mich nieder,
wo Schwert und Lanze auf die Brust mir fahren.
Erstick die Träne und den Klagelaut,
der feig von meinen Lippen sonst getaut.
Den Becher trüben Weins, der nur zu lang
die Zeit berauscht, werf ich in deine Flut.

Grämliche Weisheit, die in unsre Brust
den Gift-Keil stößt und uns als Schuldgeborne,
ewig Verdammte zeichnet, unsere Lust
und Schaffen mordet, und gleichwie Verlorne
verachtet macht: hier will ich ihrer lachen.
Aus deinen finstern Mauern, Weltstadt, reckt
ein Geist sich mächtig auf und streckt
die Hand gewaltig aus, und deiner Flut
Gesang stürmt mir ins Ohr ein besser Lied.

Dich fühl ich, Menschengeist, dein Schatten steht
gewaltig über der Stadt lichtglühenden Mauern,
ich fühl es, wie dein Odem mich umweht
und mich durchrinnt gleich heiligen Liebesschauern.
Gewitter rollen auf, die Sinne dunkeln:

Schlachtruf durchgellt die Luft, der Himmel bricht,
durch schwarze Wolken fährt ein feurig Licht,
und bleiche Schatten fliehn, ein Antlitz blutbeströmt
und dort ein anderes versinkt in Nacht.

Dich, Kraft, besing ich, die Natur du zwingst
in deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,
des Fleisches totem Kerker uns entringst —
du Kraft, laß alle meine Adern schäumen
von deinem warmen Blut ... Euch alle sing ich,
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baum
mit ihrem Schweiß und mit dem heilgen Schaum
des Blutes düngen ... Singen will ich den Kampf
mit dir, Natur, Fleisch, Staub und Tod.

Trommelklang.

Hört ihr es nicht? In meinen Ohren bang
ewig tönt herber dumpfer Trommelklang.

In heller Lenznacht, in der Nachtigall
verträumtes Lied rauscht schwerer Waffenschall.

Der Sommer glüht in dunkler Rosen Duft —
Wie Rossestampfen dröhnt es durch die Luft.

Und wenn der Wein im grünen Glase quillt —
Hörst du das Schlachthorn nicht, das blutig schrillt?

O Winternacht! Der Sturmwind heulend fährt,
sein Odem leer die starrenden Wege kehrt.

Vergebens glüht am Feuerherd der Rost, —
stärker als Feuer brennt der kalte Frost.

An Haus und Wand und an des Wegs Geleis
fliegt Schnee und knarrt das demantharte Eis.

O Winternacht! durch Eis und fliegenden Schnee
lauter als Sturmgeist schreit ein wildes Weh.

Geschrei und Schlachtruf durch die Nacht hinschallt,
gleichwie am Strand die Sturmflut dumpf hinhallt.

In dunklen Scharen drängt es finster an,
mit Beil und Hammer wogt es schwarz heran.

Zerlumpte Haufen, wie im Sturm verwirrt,
das Eisen dröhnt, das blanke Messer klirrt.

Das Angesicht, blaß wie ein Wintertag,
sagt, wie das Elend gar so fressen mag.

Das Auge tief, die Wange hohl und schmal,
auf Stirn und Wang der Krankheit brandig Mal.

Gelöst das Haar auf schmutzigem Nacken hängt,
den harten schweren Fuß kein Schuh umzwängt.

Das Banner glüht wie Herzblut dunkelrot, —
die Fahne droht schwarz wie der Würger Tod.

Es drängt heran, — es wogt die dunkle Flut, —
den Himmel überschwemmt's wie trübes Blut . . .

Hört ihr es nicht? In meinem Ohre bang
ewig tönt herber dumpfer Trommelklang.

Aus „Walpurgisnacht".

Schwül webt herauf die heiße Sommernacht
mit schwerem Blumenduft, die Blütenhänge
hinunter gebt der müde Wind, stumm, still und sacht.

Verstummt der Lärm, nur fern verhuhlte Klänge
und süßer Flötenton, — wie taumelnd streicht
ein Vogel kreischend durch des Gartens Gänge.

Die Fenster offen, am Balkon verzweigt
hängt wilder Wein und schattenhafte Bäume
stehn schwarzverworren, Blatt und Haupt geneigt.

Auf eines Löwenfells gelbhaarigen Säumen
lieg ich zu Füßen dir, mein Haar verwirrt,
und bloß die Brust, im Kopfe wirr von Träumen.

Blutfarbnes Licht sprüht durch den Saal verirrt,
leis wiegt die Ampel sich an goldnen Ketten,
daß Wand und Decke rings von rotem Golde flirrt.

Doch du ruhst müd auf purpurdunklen Betten,
den braunen Arm entblößt, die Stirn geschmückt,
mit blauen Orchideen und Perlenketten.

Vom Busen ist der Schleier leicht verrückt,
der blasse Nacken frei, das Aug geschlossen,
die schmale Hand ans laute Herz gedrückt.

Vom Haupte kommt das schwarze Haar geflossen
in engen Fluten, und um Stirn und Haupt
liegt's gleichwie dunkle Blüten hingegossen.

Still ist's und stumm, die Hand hab ich geraubt,
und fiebernd sie geküßt mit heißem Munde
und deinem starren Lächeln fast geglaubt.

Müd zog herauf die mitternächtige Stunde,
der Himmel sah's durch Fenster hoch herein,
und letzter Blütenduft stieg auf vom Grunde . . .
und müd erlosch der Ampel letzter Schein . . .

Aus „Totentanz".

In den frostverglasten Scheiben
hebt es leise an zu flimmern,
silbrig, Nebel halb — halb Licht,
mattes Leuchten, bläulich Schimmern.

Steigst du wieder zu mir nieder,
Bote du, aus Licht gewoben,
in mein kaltes leeres Zimmer,
du aus kaltem leeren Droben?

Fenster auf! von drüben zieht es
über der schwarzen Fichtenwand
glänzend aufwärts, weithin leuchtend
durch das schneevergrabne Land.

Wie ein Greisenhaupt hinschwebst du
auf dem dünnen Wolkenrauch,
strahlenvolle Mondesscheibe,
und ein kalter Todeshauch

weht um deine fahle Stirn,
weht aus deinem eisigen Licht,
und wie von gestorbnen Lippen
streift ein Atem mein Gesicht.

*

Eisschiff du in Winterwolken!
Fahles — fahles Totenhaupt,
über meines Lebens Fichten
bängst du, kahl und ganz entlaubt.

Deine bleichen Scheine fallen
auf mein schweres Haupt hernieder,
und mir ist's, als fiel ein Leichen-
tuch auf die erstarrten Glieder.

An den Boden drückt's mich nieder,
und mein Mark rinnt im Gebein,
mit gebrochnem Auge stier ich
in dein Totenaug hinein.

Nur des Geistes letzte Flamme
glüht mit krankem und mit mattem
Flackern einmal in das rätsel-
dunkle Land der Todesschatten —

in die ungestaltet wüste
ungeheure schwarze Leere,
drin versunken und ertrunken
ungezählte Sternenheere.

Als ein Toter ausgerichtet
lieg ich kahl im Mondesscheine,
fern durch Winternacht herüber
rauschen düstre Fichtenhaine.

*

Fichtenrauschen — Mondscheinleuchten
heben an ein seltsam Singen,
und im lichten Glaste flimmert's
wie von weißen Geisterschwingen . . .

„Wirfst du endlich ab die Hülle,
kehrst du wieder heim, Verlorner?
wachst du auf aus deinen Träumen,
nie Gestorben — nie Geborner?!

Sahst du dich im goldnen Kahne
durch des Lebens Fluten gleiten,
nur gewichen sind die Ufer,
und erweitert sind die Weiten . . .

Deine Flügel sind entfaltet
über Raum und alle Zeiten,
Tod und Leben sind nur Formen,
Träume dumpfer Sinnlichkeiten.

*

Leuchtend schweb ich in des Mondes
nächtigruhevollem Glanze,
als ein lichter Schimmer fließ ich
aus der Sterne Blütenkranze.

Alle Räume, alle Tiefen
sind von meinem Blut durchflossen,
über allen Welten lieg ich
zeugend, keimend ausgegossen.

Und ich trinke und ich trinke
alles Sein und alles Scheinen
aus der Welten grünen Schalen,
duftend von gewürzten Weinen.

Alles Sein fließt in mich nieder,
und ich selber bin nur Fließen,
bin Erzeuger und Gezeugtes,
ewig Schaffen und Genießen.

Still im Mondeslichte schwebend
trink ich und entström ich Gluten,
überall spürst du den Atem
meiner Silberregenfluten.

Otto Erich Hartleben.

Ich sah dich, Freund.

„Ich sah dich, Freund, durchs hohe Saatfeld schreiten.
Du gingst allein, dein Haupt nur überragte
die Ähren, die das Abendrot vergoldet.
Doch beugtest du von Zeit zu Zeit dich nieder,
und immer wieder warst du ganz verschwunden.
Nun sage mir: was suchtest du im Felde?"
— Mein Freund, die hohe Saat hat dich betrogen.
Ich war allein — mit einem kleinen Mädchen.
Zu ihrem Munde beugt ich mich hernieder
und suchte dort und fand gar süße Früchte,
indes die goldnen Ähren uns verhüllten.

Die jubelnd nie . . .

Die jubelnd nie den überschäumten Becher
gehoben in der heiligen Mitternacht,
und denen nie ein dunkles Mädchenauge,
zur Sünde lockend, trübend zugelacht —

Die nie den ernsten Tand der Welt vergaßen
und freudig nie dem Strudel sich vertraut —
O sie sind klug, sie bringen's weit im Leben . . .
Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut!

Das welke Blatt.

In ihren Locken haftete ein welkes Blatt,
als ich mit ihr den alten Berg hernieder stieg
zum letztenmal. Verstohlne Freude war es mir,
das braune Blatt im wirren braunen Haar zu sehn,
den stillen Zeugen stillgenoßner, heiliger Lust,
und heimlich, glücklich lächelnd schritt ich neben ihr,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen ging.

Und eh wir noch das erste Haus der Stadt erreicht,
stahl ich ihr sacht das braune Blatt vom stolzen Haupt.

Und da ich nun nach ihren lieben Augen sah,
die ehrsam schon und sittig wieder schauten drein,
Hob fragend sie den Blick empor: was nahmst du da?

Ich zeigt es schweigend. — Eine dunkle Welle Bluts
floß über ihr schamhaftes Antlitz. Aber dann
schien plötzlich sie der heißen Wünsche eingedenk —
ein jäher Blitz hingebungsschwüler, starker Glut
traf mich, es zitterten die offenen Lippen ihr,
und überwältigt bebte mir das bange Herz!
Ich faßte zuckend ihre Hand und preßte sie
an meinen Mund und küßte sie zum letztenmal,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen ging.

Auf Reisen.

Die Sonne lag noch auf den Straßen,
es war am hohen, reifen Tag —
ein stummer Jubel ohne Maßen
erhöhte meines Herzens Schlag.
Es klang in mir ein Spiel der Sinne
aus Kinderlust und Manneskraft,
und stolz und wonnig ward ich inne
des Glücks der freien Wanderschaft.

Kein banger Führer, der mich leiten,
kein Freund, der mich begleiten darf —
mein sind die Höhen, mein die Weiten,
rauh weht die Luft, so frisch und scharf.
Und dennoch süß mit sanften Mächten
dringt Sonnenwärme tief ins Herz,
und wie ein Traum aus fernen Nächten
verschwindet jeder alte Schmerz.

Im Lande der Torheit.

Im Lande der Torheit küßt ich die Hände der schönen Fraun,
sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden, lockenden Wort,
und eitel genoß ich des eigenen spielenden Übermuts.

Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab:
ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
herlehnen aus der Ferne — deine Hände, die
allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

Epistel.

Des Meeres Gang ist höher heut und lauter auch!
Wohl dem, der hinter Wallen seines Lebens Arbeit fand
und sicher steht, gefestet auf ererbtem Grund.
Durch reichen Boden, den das Meer vordem genährt,
auf jenem Boden schreitet er und lenkt den Pflug
in grader Bahn und wendet ihn getreu am Ziel.

Dann rastet er — und läßt die Blicke schweifen rings,
und sieht um sich in Ruhe wachsen seiner Hände Werk.

Nur manchmal horcht er wohl hinüber nach dem weiten Meer,
wann's einmal ungestümer donnert an den festen Damm,
und denkt des Freundes — der auf wilder Fluten Spiel
sein Los erlor und seines Willens Güter fand . . .

Des Meeres Gang ist höher heut, doch stolzer auch!

San Giovanni.

Die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht
hab ich erlebt und früher nicht geruht,
bis ich für mich den Sinn erdeuten konnte.

Ich habe neue Menschen liebgewonnen —
und silbern zum Gedenken steht nun da
die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht.

Mein Leben denk ich auch. — Es ruht der Blick
auf den Gesimsen schweigender Paläste.

Da färbt sich die Colonna morgenrot,
die Schwalben werden wach — und schon verblaßt
die letzte Sichel des verfallnen Mondes.

Ein Abschied.

„Du willst nun gehn?" — Weißt du denn nicht, daß ich schon lang
von dir gegangen bin? Daß nur ein Schatten noch,
ein Schein vor deinen Augen steht, den du nur siehst?

Fest glaubt ich mich gewappnet mit dem Panzerhemd
heiter klirrenden Hasses wider eine Welt,
nur wenige Eisenmaschen standen offen noch
von ungefähr — die fandest du und trafst mich gut!

Wie einsam war ich schon — und war's noch nicht genug!
Jetzt kann ich erst leicht mit vielen spöttisch und freundlich sein,
in Stunden, wo der Ekel überlistet ist —
jetzt tanzen die Götter mir auf der flachen Hand!
Und das dank ich dir und meinem geflickten Eisenwams.

Du aber wußtest nicht, was du getan — du stehst
und fragst: „Du willst nun gehn?" — Und bin doch schon so weit! —
O sichre dir in der Brust dein unfühlend Herz —:
wertvolleres Erbteil spendet uns die Erde nicht.

Karl Hauptmann.

Ein Gefangner bin ich.

Ein Gefangner bin ich —
das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt ging ich
aus dem Mutterschoß.

Und mein flüchtig Leben
ward nur dargebracht,
ganz es einzusenken
in die Erdennacht.

Trägt aus tiefem Dunkel,
drin sein Armutsthron,
kleinen Schem zutage.
Das ist seine Fron.

Möchte ganz erglühen
ahnungsvoll und weit,
hebt sich auf in Flammen —
sinkt in Dunkelheit.

Ein Gefangner bin ich: —
das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt sink ich
in den Mutterschoß.

An meines Vaters Sterbebett.

Ich saß an meines Vaters Sterbebett
und sah ein stilles, bleiches Angesicht.
Im Zimmer dunkelte die Mitternacht.
Ein schwacher Schimmer kam vom kleinen Licht.

Den Blick nach oben und die Lider zu,
so röchelte, der da im Bette lag,
und bleich und groß und hehr schien das Gesicht,
und einsam totenstumm war das Gemach.

Und ich — ich grub und grub im Rätselgrund:
„Wer ist es, der hier stöhnt? — Was schwindet hin?
Wer ist, der um den letzten Atem ringt?" —
Und rang erschauernd um den Lebenssinn.

Und Tausend — Ungezählte sahn mich an
aus fremden Zügen, die ich Vater nannte,
ein ew'ger Zug war's, der gestorben war,
ewig der Eine doch, der Herzverwandte.

Der Vater und des Vaters Vater war's,
der noch im Bilde blickte von der Wand.
Und jeder hatte einmal so gestanden
und griff nach seines Vaters Sterbehand;

und einmal auch im Leben hatte jeder
die Hand nach seines Sohnes Liebe ausgestreckt;
und alle stummen Trauertränen hatten
den finstren Gast, den Tod, nicht fortgeschreckt. —

Du warst es ewig, du, der Ich sich nannte,
und der doch immer nur der Eine ist,
der ewig ruhlos in die Endlichkeit Verbannte,
und den der Todmann sanft zur Ruhe küßt,

damit er fort und fort im Staube schreite,
am Rätsel löse und am Schauen webe.
Damit er aller Erdentiefen Sinn,
damit er tiefsten Gottesgrund erlebe — —

Ich bin es, der hier stöhnt und der hier sinnt,
ich reiche selbst im Leid mir Liebe zu,
ich schloß die Augen längst — und immer weiter
führt mich mein Rätselweg aus ew'ger Ruh.

Erdgeboren.

Über mir in wolkigen Lüften
wogen Lerchen traumverloren.
Tief im Heidekraute lieg ich,
fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
wildentwachsen wär, wie Bäume,
leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb — und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
aufgeflogen wär mit Schwingen,
hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

Nacht.

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einem Mal.
O gib acht! gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan,
silbern ragen Berge traumhaft groß,
stille Pfade silberlicht talan
aus verborgnem Schoß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht
schattenschwarz — ein Hauch vom fernen Hain
einsam leise geht.

Und aus tiefen Grundes Düsterheit
blinken Lichter auf in stummer Nacht.
Trinke Seele! trinke Einsamkeit!
O gib acht! gib acht!

Franz Held.

Der Faden der heiligen Jungfrau.

Wißt ihr, warum der schnellen Schwalben
Reiter Glück in die Hütten bringen?
Hört: auf dem Plattdach saß Maria
schlummernd, es ruht ihres Spinnrads Schwingen.
Denn nachdem sie im Abendwallen
schaut auf Bethlehems träumenden Plan,
ließ sie das Haupt auf die Linke fallen,
sah im Traume die Zukunft nahn.

Sah ihr herrliches Kind mit neuen
Kräften die alternde Welt beleben,
sah ihn den Hüttenfirst benedeien,
Ackersklaven zu Menschen erheben —

O wie hat sie gelächelt im Traume,
daß sie den Sohn des Herren trug!
Doch hinab zu des Lichtkleids Saume
fließt ein Schleier, düster genug.

Pfeifende Schwalben pfeilen und schlüpfen
kühn vorbei, weil das Rad nicht saust;
von der Schläferin Rocken zupfen
sie den Flachs — und wo Einfalt haust,
baun sie getrost mit der Jungfrau Faden
über den kleinen Türen ihr Nest;
dort ist Friede zu Gast geladen,
Weizen und Herzen gedeihen aufs best!

*

Als nun die Sommerfäden schifften
(nachmals Marienfäden genannt),
fühlte die Jungfrau in volleren Hüften
einer himmlischen Liebe Pfand.
Aber wie sonst mit feinem Tritte
schritt sie im Schühlein hurtig dahin
an den Bronn, in der Mägde Mitte,
die sie neckten mit spöttlichem Sinn:

„Sage, Maria, wir wüßten's gerne,
wie du nur eilends schreiten magst,
wo man doch munkelt nah und ferne,
daß du vom Zimmrer ein Kindlein tragst?" —
„Seht ihr die Sommerfäden eilen?
Schaut ihr die reisenden Schwalben dort?
Mich auch drängt's, wie durch tausend Meilen,
denn ich trage das Flügelwort!"

Wo nur?

Am kleinen Tag Sonnenaufgangschein
wie ein Bronzegeschmeid auf dem Kuppeldach lag,
über der Öde von Zink und Stein
schwebte schmetternder Finkenschlag,

während doch alles von Schlöten umragt,
rings kein Baum zu erblicken.
Habe mich drum erstaunt gefragt:
wo singt nur der Vogel voller Entzücken?

Das hohe Eckhaus meiner Rue Monge
mit seiner gewölbten Giebelmauer,
mit seinen gestabten Reifenbalkons
sieht aus, wie ein riesiges Vogelbauer.
Ach, und der Vogel flötet so feucht,
ob auch aus Dachkammerlücken
kaum ein kümmerlich Grünwerk schleicht —
Wo steckst du nur, Buschkind voller Entzücken?

Fröstelnd trat ich zurück ans Bett,
drin meine heiße Braune träumte —
bald im Takt mit dem Atem-Duett
draußen der schwebende Triller sich bäumte.
Zitternd küßt ich die wallende Brust,
schwamm in den halben Blicken —
und da hab ich's auf einmal gewußt:
aus den stummen Häusern jauchzt das Entzücken!

Tant pis!

Kai-Fenster blitzen im Abendgold
glühend, wie Carmenküsse
O bleib dieser prächtigen Erde hold
und mach keine grämlichen Schlüsse!
Auf Brüstungen Abornblätter verstreut;
der Winter kommt, der Mai ist so weit ...

Da drüben der Dom, ein harmonisch Juwel!
Das Stadthaus in Wehr und Waffen!
Aber auf Erden ist alles scheel —
Schönheit gibt's nur bei Schlaraffen.
Dicht hinter dem Dom das gekauerte Haus,
das ist die Morgue, ein grämlicher Graus —
die dort so stumm zusammengeklappt,
haben auch einst ihren Mai gehabt.

Violette Wölkchen in träumenden Lüften.
Vorbei mir tänzeln mit runden Kinnen,
speckigen Hälsen, wiegsamen Hüften
zwei kleine, kokette Arbeiterinnen.
Um so schlimmer für ihn, den die Morgue hält —
Welch patente Erfindung ist doch die Welt!

Karl Henckell.

Trutznachtigall.

Mein Lied das rollt wie Sonnengold,
dem Purpurstrom des Daseins hold.
Wenn violett erblüht die Nacht,
flöt ich zur weiten Sternenwacht.
Gedämpften Echos meld ich Streit
und Menschenleid.

Wo scharfes Elend Lust zerstört,
schmettr ich und schluchz ich qualempört!
Weh, wenn mein Auge Not erblickt!
Ich schlage, daß der Busch erschrickt.
Der Schönheit schwillt mein Klang zu Schutz,
zu Schutz und Trutz.

Wo einer wund von Kampf und Pein,
Trostnachtigall, da tröste fein!
Frisch wie der Tau gen Morgen quillt,
gib Kraft und Wohllaut stark und mild!
Wirf Wonnen in der Lauscher Schoß,
schlag schmelzend los!

Das Lied des Steinklopfers.

Ich bin kein Minister,
ich bin kein König,
ich bin kein Priester,
ich bin kein Held;

mir ist kein Orden,
mir ist kein Titel
verliehen worden
und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
du harter Brocken,
die Splitter fliegen,
der Sand stäubt auf —
„Du armer Flegel,"
mein Vater brummte,
„nimm meinen Schlegel!"
und starb darauf.

Heut hab ich Armer
noch nichts gegessen,
der Allerbarmer
hat nichts gesandt;
von goldnem Weine
hab ich geträumet
und klopfe Steine
fürs Vaterland.

Goethe.

Goethe, wenn je mir der Schmerz das Herz zerstach und verschnürte,
trank ich aus deinem Pokal, bebt ich in Wonne empor.
Wir sind ein siedend Geschlecht. Nur selten zittert ein Lied in uns
leis wie gebändigte Flut. Wogen schreien im Sturm.

Aus einem Notizbüchlein der Liebe.

1.

Ich habe gesät
das Korn der Liebe,
tiefsinnig Lächeln,
maiwarmen Blick;
nun frag ich immer
bei Nacht und Tage,

ruhlos zu wissen,
was mein Geschick:
Hat deine Seele
das Korn empfangen,
ist es im Herzen
dir aufgegangen?

2.

Die Rechte hebt den Maienwein,
Narzisse in der Linken!
Ich will ein frommer Zecher sein
und gottesfürchtig trinken.

Wie schön leucht't mir der Morgenstern
der lieblichen Narzisse!
Ich flehe opferfroh zum Herrn
um Liebchens Erstlingsküsse.

Für solchen Trank ich solchen Lohn
zu fordern mich erdreiste —
Lob sei dem Vater und dem Sohn
sowie dem heiligen Geiste;

3.

Es dampft die Burg, der Schwaden steigt,
die Sonne siegt, der Nebel weicht —
Ereignis voll Entzücken!
Befreit der Berg, erlöst das Tal,
den Äther füllt der heilige Strahl,
nun, liebe Seele, laß einmal,
ach laß dich ganz beglücken!

Im feuchten Grase blitzt der Tau,
die Rosen flammen durch die Au,
die weißen Lilien blinken:
so lang noch Ros und Lilien blühn,
wirst du, mein Herz, in Freuden glühn,
wirst liebesselig, siegeskühn
den Kelch des Lebens trinken.

Sommerabend.

Schall des Tagwerks ist gestillt,
müd am Neubau träumt die Winde,
Abendhauch der Höhe quillt
mir ins Fenster frischgelinde.

Nachbarin pflückt noch so spat
Lattich in dem grünen Garten,
ihrem Manne mit Salat
zum Pfannkuchen aufzuwarten.

Windeln schlürfen Lindenduft —
Gott gesegne es den Kleinen! —
Wolken pilgern durch die Luft,
noch ein Stündchen und sie weinen.

Weinen durch die Sommernacht,
daß die Blumen neu erblühen,
daß die Sonne lustiger lacht,
Morgenfrische Tropfen sprühen.

Hoch vom Walde ruhig rauscht
mir des Berges Psalm herunter,
mein schattige Seele lauscht
segenschwer und liedesmunter.

Komm in den Wald, Marie!

Komm in den Wald, Marie!
Wir wandern durch die dunklen Föhren,
du läßt dein helles Lachen hören.
Mir ist so traurig heut zumut,
dein Lachen tut der Seele gut,
wenn's munter schallt, Marie.

Setz dich ins Moos, Marie!
Des Lebens sonnigste Gestalt
hält heut mich nebelfeucht umkrallt.
Gespenster streichen aus den Ecken,
ich muß mich vor dem Spuk verstecken
in deinen Schoß, Marie!

Mach mir ein Nest, Marie!
mußt wie ein Kind mich an dich schmiegen
und meine Geisterfurcht besiegen.
Wenn zwei sich halten treu umfaßt,
hat Schwermut den Moment verpaßt.
O halt mich fest, Marie!

Lied der Armen.

„Wir sind die Armen, wir sind die Elenden.
Arme und Elende sind wir nicht,
weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden,
zu uns die Stimme der Zukunft spricht.
Wir sind die drunten in Tiefen Wohnenden,
um unsre Stirnen noch streicht die Nacht,
doch wir beneiden die droben Thronenden
nicht um die prunkenden Sessel der Macht.

Denn in die Tiefe sollen versinken
gleißende Herrlichkeiten der Herrn,
stürzen zur Rechten, stürzen zur Linken,
ob ihren Häuptern erbleicht ihr Stern.
Aber zu unsern Häupten entflammen
Sterne der Freiheit ihr funkelnd Licht,
goldene Säulen brechen zusammen,
nimmer, was wir erbauen, zerbricht.

Uns ist gefallen ein Los vor allen
unvergleichlich und wahrhaft schön:
Wir steigen aufwärts und vorwärts wallen
wir zu des Lebens leuchtenden Höhn.
Wir sind die Armen, wir sind die Elenden,
Arme und Elende sind wir nicht,
weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden
zu uns die Stimme der Zukunft spricht."

Mein Ça ira.

Volksführer? Nein! die Toga paßt mir nicht.
Ich bin zu still, um Politik zu treiben.
Ich bilde mich und bilde mein Gedicht,
was meinem Innern fern liegt, laß ich bleiben.

Aus Mitgefühl sing ich mein Lied der Not,
mein Menschheitslied aus Höhentrieb der Seele,
doch dem Parteigetriebe bin ich tot —
nun hängt mich auf — empfehle mich, empfehle!

Die heißen Geister der Gerechtigkeit
verlockten mich, mit Knütteln dreinzuschlagen,
doch tut es fast mir um das Pathos leid,
wehmütig lernt ich solchem Strauß entsagen.
Ich mag nicht mehr, aus innerster Natur,
und eins mit mir darf ich's getrost gestehen:
ich werde fortan nur auf einer Spur,
auf eigner Spur des reinern Daseins gehen.

Kein Ehrgeiz jagt mich auf das Podium,
kein Agitator geht an mir verloren,
der Eifersucht des Siegers bin ich stumm,
und für das Brave hab ich schlechte Ohren;
das heute dem und morgen jenem schallt,
ja augenblicklich treulos sich verwandelt,
das eben noch Empörungsfäuste ballt
und gleich darauf mit Schwätzern schon verhandelt.

Hinweg, ihr Stelzen der Vergänglichkeit,
der Überredung aufgeblasne Rede!
Man wird so klein, wenn man sich täglich weiht
dem Wahrheitskult der menschlichen Mikrobe.
Zu eitel dünkt mich dieses Priesterkleid,
weshalb ich mir den Rock des Weltmanns lobe
und dem Augurendienst der Menschheit fremd
ein Lächeln spare, das mein Herz bellemmt.

* * *

Versteht mich wohl! Der Menschheit großen Zug
werd ich mit Sinnen nachzuziehen suchen,
denn ihren sonnenkühnen Adlerflug
verleugnen nur ästhetische Eunuchen.
Es steigt empor das menschliche Geschlecht
bedächtigen Schritts die wunderbaren Stufen,
und auch der rohe Bruch von Herr und Knecht
wird einem feineren Verhältnis rufen.

Wo sich des Denkers reiner Eifer müht,
wo Forscherlust lebendige Schlüsse gattet,
wo der verborgne Baum der Weisheit blüht,
dort birg dein Lied, von Einsamkeit beschattet!
Was du nur lebst, abseits dem grellen Licht
der augenbeizenden Gewöhnlichkeiten,
was ganz dein eigen, tränke dein Gedicht,
du leite dich, laß sich die andern leiten!

Nur frei sein, frei, auch von der „Freiheit" frei,
die vollen Mundes Herrscherlaunen pachtet,
und sich mit bettelarmem Marktgeschrei
den größten Kundenkreis zu sichern trachtet.
Zeit meiner Ausrufkunst, du bist vorbei,
nach Lauschereinsamkeit die Seele schmachtet . . .
Zurückgezogen in den Kreis der Kraft
genüg ich zarter Dichterleidenschaft.

Franz Herold.

Theater.

Der Römerzirkus — bleich und geisterhaft,
der Zeit Skelett, der Fleisch und Adern schrumpften,
der starken Zeit, wo sich die Schwerter stumpften
an Todesmut und Lebensüberkraft.

Der Mond darüber, kalten, fahlen Scheins,
der ausgestürmte, leergebrannte Krater;
ein Welttheater überm Welttheater —
sie grüßen sich und lächeln: Alles eins!

Mutter.

Weißt du, Mutter, fortgegangen
war ich einmal weit,
ach es tat mich so verlangen,
in der Sommerzeit;

Hügel auf und Hügel nieder,
Wald um Wald entlang,
und erst müde kehrt' ich wieder,
als die Sonne sank.

Und da standst du, mein begehrend,
an der Gartenwand,
von dem Aug die Strahlen wehrend
mit der flachen Hand.

Und da standest du in Zähren;
fragte dich: warum?
Meinte früh doch heimzukehren!
Doch du bliebest stumm.

Jetzt versteh' ich dein Verlangen
und dein Herzeleid,
wo du selbst mir fortgegangen
übern Hügel weit;

wo es still wird auf den Wegen
und der Schimmer flieht:
Mutter, kommst du mir entgegen,
wenn die Sonne schied?

Träume.

Es ging ein Traum von mir zu dir,
es ging ein Traum von dir zu mir.

Da trafen sich unterwegs die zwei
auf eines Kirchhofs Gräberreih'.

Sie haben das Herz sich leicht gesprochen,
der Morgen ist drüber angebrochen.

Sie kamen zu uns wie Mondschein bleich,
wie Nachttau kalt, den Toten gleich.

Nun summen Glocken in der Luft,
die schwer von Kirchhofblumenduft.

Aus den Bergen.

Her über die Alm vom Firne
gleitet die Stille leis,
um ihre träumende Stirne
Almrosen und Edelweiß.
Schläfrigen Gruß herüber
rauschen die Wälder sacht,
und in Sternen über und über
erglüht die Nacht.

Und die Wasser rauschen und ziehen,
und es zieht des Windes Hauch,
und die Stunden, die Träume fliehen,
und die Sterne, die Sterne auch;
sind über die Berge hinüber,
erloschen, kaum gedacht —
was zieht nicht alles vorüber
so über Nacht!

Abendstimmen.

Stille; fern ist, was mich quäle,
träumend naht die Schlafesruh,
und ich horch' der müden Seele
leisen Abendstimmen zu.

Und mir ist, es trägt ein Sehnen
schwebend sie aus mir hinaus,
und es fallen ihre Tränen
abschiedsagend auf ihr Haus —

Wie der müden Kerze Tropfen,
die der Leuchter hart umringt,
niederfallen, niederklopfen,
daß der Glasrand klingt und klingt.

Staub.

Es ist nicht das fallende gelbe Laub,
vor dem meine Seele trauert,
es ist der Staub, der graue Staub,
der auf sie niederschauert.

Er rieselt so still, er rieselt so sacht
aus der Wegwur rollender Zeiten,
ich fühle bei Tag, ich höre bei Nacht
sein schauriges Niedergleiten.

Und er fällt auf die blühende Frühlingsau
wie Asche aus Vulkanen,
und er hüllt das Ziel mir in trauriges Grau
und bin zu ihm die Bahnen.

Er drückt das Feuer zu qualmendem Rauch
im ermattenden Herzen nieder,
er fällt, ein trübender Nebelhauch,
auf meine Augenlider.

Dich sendet, du fallendes, gelbes Laub,
der scheidende Sommer als Boten,
doch ihn, den Staub, den grauen Staub,
das finstre Reich der Toten.

Theodor Herold.

Gewitternacht.

Das letzte Glas ... Auf Wiedersehn!
Dumpf klangen die grünen Pokale.
„Sag, Lieb, sollen wir zusammengehn?
Ich erwarte dich im Portale!"

Und schweigend schritten wir Arm in Arm,
stumm fanden sich unsere Hände;
da stiegen auf, gewitterwarm,
schwefelnde Wolkenwände.

Und zweimal schlug es hell vom Turm;
der Schlaf lag in den Gassen,
schon jagte keuchend der erste Sturm
um Giebel und Terrassen.

Und ein Blitz durchlohte das Firmament,
das Erdgebälke erkrachte . . .
„Weißt du, wie heimliche Liebe brennt?“
Da sah sie mich an und lachte.

Du lachtest und drücktest mir heißer die Hand;
vom Himmel klatschte der Regen,
doch meine Lippen im Fieberbrand
lechzten dem Kuß entgegen.

Und wo am Wege die Ulme rauscht,
dort saßen wir glühend beisammen;
kein Menschenohr hat uns belauscht,
kein Auge sah die Flammen.

Der Himmel wollte in Feuer vergehn,
es war, als wüchsen uns Schwingen:
Wir hörten beide im Donnergetön
die Hochzeitsglocken klingen.

Der Falter.

Nur eine Kerze brannte im Gemach;
durchs offne Fenster duftete der Flieder —
ich schlang die Arme heiß um deinen Hals
und küßte dich auf beide Augenlider.

Ein großer Falter irrte scheu herein
und ließ sich nieder auf des Diwans Seide;
und immer näher kroch das schwarze Tier:
es kroch empor an deinem weißen Kleide.

Du wurdest still . . . In deinem losen Haar
des Lichtes müde Strahlen sich verwebten;
schwer ging dein Atem, Leichenbläße sank
auf deine Stirn; und deine Hände bebten.

„Siehst du den Falter, wie er näher kriecht —
wie seine großen schwarzen Augen gleißen,
wie er den langen Rüssel gierig reckt?
O, du mein Lieb, man will mich von dir reißen!“

Und schluchzend warfst du dich an meine Brust,
recht wie ein Kind, das nach der Mutter jammert.
Das Licht erstarb; rings dumpfe, bange Nacht —
mit beiden Armen hieltst du mich umklammert . . .

Rudolf Herzog.

Rosen.

Hundert schlanke, schwere Rosenblüten,
vollen Früchten gleich auf schwankem Stengel,
sanft und sehnsuchtsweich und ohne Mängel,
meine Hände und mein Schoß behüten.

Und ich streichle ihre Blütenblätter,
bade meine Augen in der Kühle,
preß an Mund und Brust sie; und ich fühle
einen Hauch, wie selig Frühlingswetter.

Frühlingswetter, wie's mich fühlen lehrte
— zeitenlos, im Lenz, im Winterlosen —
oft der Liebste, wenn von allen Rosen
eine Menschenrose er begehrte.

Seines Mundes Kuß auf meinen Gliedern
zauberte auf weißer Haut im Spiele
Rosenblätter, ungezählte, viele —
Du, o du! Könnt ich sie jetzt erwidern!

Die ich halt im Schoße und in Händen,
Maréchal- und Zentifolienprangen:
wie die Düfte meinen Sinn umfangen,
welch ein siegbaft üppiges Verschwenden!

Von den Kelchen streif in süßem Hasten
ich die Blätter, tausend, abertausend;
eine Flut umgibt mich, die nicht brausend,
die nur schmeichelnd ladet mich zum Rasten.

Eine Woge! Welch ein wonnig Lager!
Von Gewändern frei, im Rosenmeere
tief versteckt, ruf ich, den ich begehre:
deine Rose such, mein wilder Wager!

Und du stehst verwirrt und weißt nicht, welche —
Meine Lippen Blumen gleichen sollen,
und die Brüste, die du liebst, die vollen,
sollen ragen wie zwei Rosenkelche . . .

Draußen lockt des Lebens buntes Treiben.
Schließ die Läden vor dem lauten Tosen.
Uns die Welt! wenn unter unsern Rosen
du und ich auf Erden einsam bleiben.

Die Bismarcknacht.

Der Nachtwind jagt durch meinen Wettermantel.
In kurzen, scharfen, eiseskalten Stößen
fährt er ins Land, das mit dem Sommer buhlt.
Zieht ein Gewitter auf am Horizont?
Trägt er der Elemente Schlachtenruf
Schweigen gebietend auf die Menschenerde?
Daß sich der Häusler duckt in seinem Bett,
der Bauer forschend durch die Ställe schreitet,
den Viehstand sichernd und die Luken schließend —
der mit dem Waldwuchs alt gewordne Förster
fluchend an Windbruch denkt im stolzen Forst
und grämelnd murrt: was will der Sturm die Nacht?

Nun wird es still. Ein einzig-tiefes Schweigen —
als ob der Weltgeist zum Entscheidungsringen
die Winde in der Hand zusammenraffte.
Starr horcht der Baum, und jeder Halm im Gras
steht unbeweglich wie in Todesahnung.
Man hört im Wald ein dürres Blatt sich lösen,
vorjährig war's, es macht dem jüngern Platz.
Angstvoll noch einmal schreit ein Kauz im Turm,
ein Hirsch gibt Antwort, schaurig langgezogen,
und fern im Echo stirbt der letzte Laut.

Mit schweren Schritten schreit ich durch die Nacht;
fast widerwillig setz ich Fuß vor Fuß,
der wurzeln möchte an der Ackerscholle.
Es preßt die Brust ein wunderlich Gefühl,
halb Angst, halb Staunen ...

Dort blitzt es auf! Ein Schloß im dunklen Forst!
Weltabgeschieden unter stummen Eichen.
Wie eine Stätte, die ein Klausner schuf,
ein Mann, der Lieb und Haß und Ehre kannte,
der alles, was des Lebens Brandung birgt,
mit scharfem Auge durch und durch gemustert,
hier Menschengröße, dort die Menschenkleinheit,
und der die Summe seines Lebens zog.

Verüber an der Fenster langer Flucht
seh ich ein Windlicht hasten — ist's ein Zeichen
für nächtlichen Besuch, daß er nicht irr,
daß er die rechte Pforte find zur Einkehr? ...
Lebendig wird's im alten Mauerbau,
geheimnisvoll sieht man Dienerschatten huschen,
in teller Eile hin und her gewerfen.
Trotz Nacht und Graun gilt's einen Willkommgruß?

Und wahrlich, ein Gewaltiger muß es sein.
Ein mächtiger Herrscher, stärker noch als der,
der hier das Amen sprach zu seinen Werken,
ein Herrscher, der selbst diesen Erzkoloß
zwingt, ihm das Tor zu öffnen bei der Nacht.

An einem Feldstein vor dem Parkportal
steht, seltsam lächelnd, unerschütterlich,
einsam ein Mann und dengelt seine Sense ...
Ein schwarzer Mantel wallt ihm um den Leib,
doch die Kapuze ist zurückgefallen
vom nackten Schädel, der im Nachtschein glänzt ...
Und wie er spöttisch seine Sense schärft,
lacht er geheimnisvoll und summt ein Lied:

Ich fahr durch die Welt wie die stolzesten Herrn,
Jagt mach ich auf Menschenleiber,

kein Palast mir zu hoch, keine Höhle zu fern,
ich finde euch, Männer und Weiber.
Wenn die Sense erklingt, ist es Zeit in der Welt,
daß Kaiser und Bauer sein Haus bestellt!

O du Jugendblut, wie bist du so rot,
wie so schneeig, du Mädchenwange!
Du harrst auf den Liebsten? Komm, tanz mit dem Tod,
dann wird dir im Leben nicht bange.
Die Blumen herun'er vom lockigen Haupt,
ich habe schon andere Blumen geraubt.

Was frag ich nach Liebe, was frag ich nach Ehr,
Wahn ist es von Menschengebirnen.
Ich blas in die Lüfte, da stürzen umher
die Kronen von Fürstenstirnen.
Jedes Lächeln erstirbt, jeder Haß, jede Reu,
die Sense schwirrt, dann ist es vorbei. —

Nur dieser, nur dieser, er machte mir Not,
der der Stärkste ist unter den Starken.
Doch heut wird er mein, und das Morgenrot
begrüßt er in anderen Marken.
Geht trauern, ihr Menschen, die Flagge halbmast!
Der Tod hat sich edle Beute gefaßt. —

So sang der Mann, der einsam stand am Stein
und hurtig dengelnd seine Sense schärfte;
griff mit dem Daumen prüfend längs der Schneide,
schultert die Waffe und schritt schwer zum Tor,
das wie von Geisterhänden selbst sich öffnet,
schritt schwer hindurch, und auf dem blanken Kies
knarrt fern sein Gang ...

Und wieder hasten Lichter durch die Räume,
treppauf, treppab, in schreckhaft toller Wirrnis,
als suchten sie umsonst die Nacht zu scheuchen,
die dunkler, unaufhaltsam bricht herein;
jetzt treffen sie zusammen — schwanken — bleiben —
und feierlich gießt sich ein Lichtmeer aus.

Und durch den Park des Friedrichsruher Schlosses
läuft es von Baum zu Baum: Der Fürst ist tot!
Die Blätter raunen und die Zweige weinen
um ihren Herrn ... Da preß ich meine Hände
fest zum Gebet und schreite schweigend heimwärts,
im Ohre des allmächtigen Todes Sang.

Hermann Hesse.

Frühling.

In dämmrigen Grüften
träumte ich lang
von deinen Bäumen und blauen Lüften,
von deinem Duft und Vogelgesang.

Nun liegst du erschlossen
in Fleiß und Zier,
von Licht übergossen
wie ein Wunder vor mir.

Du kennst mich wieder,
du lockst mich zart,
es zittert durch all meine Glieder
deine selige Gegenwart.

Die frühe Stunde.

Silbern überflogen
ruhet das Feld und schweigt,
ein Jäger hebt seinen Bogen,
der Wald rauscht und eine Lerche steigt.

Der Wald rauscht und eine zweite
steigt auf, und fällt.
Ein Jäger hebt seine Beute
und der Tag tritt in die Welt.

Landstreicherherberge.

Wie fremd und wunderlich das ist,
daß immerfort in jeder Nacht
der leise Brunnen weiterfließt
vom Ahornschatten kühl bewacht,

Und immer wieder wie ein Duft
der Mondschein auf den Giebeln liegt
und durch die kühle, dunkle Luft
die leichte Schar der Wolken fliegt!

Das alles steht und hat Bestand,
wir aber ruhen eine Nacht
und gehen weiter über Land,
wird uns von niemand nachgedacht.

Und dann, vielleicht nach manchem Jahr,
fällt uns im Traum der Brunnen ein
und Tor und Giebel, wie es war
und jetzt noch und noch lang wird sein.

Wie Heimatahnung glänzt es her
und war doch nur zu kurzer Rast
ein fremdes Dach dem fremden Gast,
er weiß nicht Stadt nicht Namen mehr.

Wie fremd und wunderlich das ist,
daß immerfort in jeder Nacht
der leise Brunnen weiterfließt,
vom Ahornschatten kühl bewacht!

In der Nacht.

An dem Gedanken bin ich oft erwacht,
daß jetzt ein Schiff geht durch die kühle Nacht
und Meere sucht und nach Gestaden fährt,
nach denen heiße Sehnsucht mich verzehrt.
Daß jetzt an Orten, die kein Seemann kennt,
ein rotes Nordlicht ungesehen brennt.
Daß jetzt ein schöner fremder Frauenarm
sich liebesuchend preßt in Kissen weiß und warm.

Daß einer, der zum Freund mir war bestimmt,
jetzt fern im Meer ein dunkles Ende nimmt.
Daß meine Mutter, die mich nimmer kennt,
vielleicht im Schlaf jetzt meinen Namen nennt.

Nicht heut.

Ich weiß, was du mir sagen
möchtest in dieser Stund —
Sag's nicht! Sieh dort den dämmernden Grund
des Weihers und wie sich jagen
die Spiegelwolken in schwarzer Pracht —
Sag's nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Ich weiß, in dieser Stunde
stürmt dir die tiefste Brust
von allem, was du mich fragen mußt.
Frag nicht! An deinem Munde
säumt noch das Wort, das elend macht —
Sag's nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Du sollst mir's morgen sagen —
Wir wissen nicht, vielleicht
ist morgen alles wunderleicht,
was heut kein Herz kann tragen
und was mich jetzt so elend macht —
Frag nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Geständnis.

Wer meine Freunde sind? —
Zugvögel überm Ozean verirrt,
Schiffbrüchige Schiffer, Herden ohne Hirt,
die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind.

Am Wege liegen hinter mir
zerstörte Tempel, Liebesgärten
verwildernd, schwül und semmerzier,
und Frauen mit welken Liebesgebärden,
und Meere, die ich überfuhr.

Sie liegen stumm und ohne Spur;
kennt keiner, was versunken liegt,
die Königskronen, die Herrscherstunden,
die Freundesstirnen efeuumwunden.

Sie liegen von meinen Liedern gewiegt
und dämmern blaß in meine Nächte,
wenn hastig meine heiße Rechte
mit raschem Stift in meinem Leben wühlt.

Ich habe nie ein Ziel errungen,
meine Faust hat nie einen Feind gezwungen,
mein Herz hat nie ein volles Glück gefühlt.

Con sordino.

Mir zittern die Saiten
und stimmen die Weise an,
die ich für dich vorzeiten,
die ich für dich in einem Mai
aus lauter Glück ersann.

Ich führe den Bogen
so scheu und leis gespannt,
wie ich ihn da gezogen,
da ich in einer fernen Nacht
vor deinem Fenster stand.

Mein Herz ist beklommen
von Liedern andrer Zeit —
Weiß Gott, wie das gekommen,
daß mir aus deiner Liebe ward
so eitel Weh und Leid.

Hafen von Livorno.

Nach einem Bild, daß ich vor Jahren sah,
verläßt mich eine milde Sehnsucht nie.
Es ist mir oft in Träumen fern und nah
wie eines Jugendwanderliedes
vergeßne, traumbekannte Melodie.

Die Sonne sank und war voll müder Glut,
der fernen Inselberge Linie schwand
in Duft und Himmel. Und die schwere Flut
des Meeres schlug in wunderlichen Takten
an meines dunklen Fischerbootes Rand.

Ein gelbes Dreiecksegel flammte schwer
am Mole auf. Ein fattes Leuchten glitt
mit jäher Schönheit übers goldne Meer
und nahm die letzten roten Strahlen
ins violette Reich des Abends mit.

Gondelgespräch.

Was ich träume, fragst du? Daß wir beide
gestern starben und im weißen Kleide,
weiße Blumen in den losen Haaren,
in der schwarzen Gondel meerwärts fahren.
Glocken läuten fern vom Kampanile,
werden leiser, werden bald vom Kiele
übergurgelt, den die Wellen schlagen.
Weiter meerwärts werden wir getragen
dorthin, wo mit himmelhohen Masten
Schiffe schwarz am Horizonte rasten,
wo die Fischerbarken mit den feuchten
rot und gelben Segeln tiefer leuchten,
wo die blauen großen Wogen brausen,
wo die wilden Schiffermähren hausen.
Dort durch eines Wassertores blauen Rachen
segelt abwärts unser leichter Nachen
in die Tiefen, deren weite Räume
fremd erfüllen die Korallenbäume,
wo in Muscheln, die verborgen glimmern,
bleiche Riesenperlen köstlich schimmern.
Scheue Silberfische glänzen leise
uns vorbei und lassen Farbengleise,
deren Furche andre überglänzen
mit den goldenroten, schlanken Schwänzen.
Träumend dort in meilentiefer Tiefe
wird uns sein, als ob zuweilen riefe

einer Glocke Ton, ein Windeswehen,
deren fernes Lied wir nicht verstehen,
deren fernes Lied von engen Gassen
redet, die wir langeher verlassen,
und von Dingen, die wir ehmals kannten,
und von Wegen, die wir ehmals fanden.
Einer Straße, eines Kircheninnern
werden wir verwundert uns erinnern,
eines Gondelrufs und vieler Namen,
die wir manches Mal vorzeit vernahmen.
Lächelnd, wie im Schlaf die Kinder pflegen,
werden wir die stummen Lippen regen
und das Wort wird, eh wir's können lallen,
in Vergessenheit und Traumtod fallen.
Über uns die großen Schiffe gleiten,
dunkle Barken bunte Segel breiten,
weiße Vögel in der Sonne fliegen,
blanke Netze auf dem Wasser liegen,
und darüber hoch und rein gezogen
eines Sonnenhimmels blauer Bogen.

Franz Hessel.

Stimme einer Toten.

Wie Erde ist mein Schlummer und wie Nacht.
War eine Zeit einst, die mich hingelegt
in diesen Schlaf? Bin ich schon aufgewacht?
Denn manchmal ist etwas, das sich bewegt.

Wie Sand erst, Sand, der niederrinnt in meinen Mund.
Ein weites Kreisen dann um einen tiefsten Grund.

Nun zuckt das Weh — und leibt und ringt sich los
vom Leib. — Ich schlafe, meine Stirn ist Erde, Nacht
sind meine Arme —

Noch im Schoß

ist mir das Weh erwacht! — —

Kaum fühl ich's noch und fühl es immer minder,
wie eine Last, die ich im Traume trage,
als taumelten im grünen Gras am Tage
auf meinem Grabe Kinder, meine Kinder. —

Viel weher ist mein Weh . . .

Viel weher ist mein Weh als Liebeswunde,
mein Herz war stumm: da flüsterte die Stunde.

Kaum fing es an und mußte gleich vergeben.
War das die Liebe, was mit mir geschehen?

Es war zu Ende eh es angefangen,
am Pfosten hat mein roter Kranz gehangen —

Mein Kranz, den ich vom Fest im Haar getragen
— was mit mir war, ich weiß es nicht zu sagen.

Was das das Glück, darauf die andern hoffen?
Mir blieben meine Lippen arm und offen.

Leer sind geblieben meine Arme beide:
Ich sehne mich zurück nach meinem Leide.

Nichts blieb als Bitternis an meinem Munde:
Viel bittrer ist mein Weh als Liebeswunde.

Die Blumen haben welk und süß gerochen,
war das die Lust, was meinen Leib zerbrochen?

Mein Auge hat die Qual nicht ausgegossen,
ist alles innen in das Herz geflossen.

Es ist ein Mäuslein in die Wand geschlichen:
weh, meine Seele ist von mir gewichen!

Ich habe einen holden Freund empfangen,
es ist von mir ein fremder Mann gegangen,

Ich kann es nicht verlachen, nicht verweinen,
war das die Liebe, die die Menschen meinen? —

Karfreitag.

Es ist nicht wahr, das von den guten Frauen
mit Leinentüchern und mit Spezereien,
das von dem milden Manne, der bestattet.
Nie werden vor geborstner Mauer schreien
die Wächter noch den Glanz des Aufstiegs schauen.
Denn deine Mutter hat der Geist beschattet,
die benedeite unter den Jungfrauen.

Und ohne Leben immer wirst du hangen,
und immer in die immer offne Wunde
der Speer im Arme deines Henkers dringen,
und Blut mit Wasser wird aus Leibes Munde,
ein Abendtau, auf trockne Erde fließen.
Doch keine Blume wird daraus entsprießen.
Es ist nicht wahr, was deine Jünger singen:
der Tag ist ewig. Ewig wirst du hangen.

Und unabläßig schaut zum Himmelsrande,
der wie sein Mantel rot, über die Stätte
der Hauptmann auf dem starren Roß gewendet
und sieht die große Stadt in goldnem Brande
und seinen Kaiser auf dem Flammenbette,
darauf die irre Lust der Welt nicht endet:
Er sieht sie dauern in dem Himmelsbrande.

Siehst du mich an, mich den gebräunten Wandrer,
mein Bruder regungslos, mein Bruder bleich?
Der Weg, der mir bereitet, ist kein andrer
als der, den du gesucht zu deinem Reich —
Ich geh und weiß, ich werde nie gelangen.
Es bleibt das Abendrot am Himmelsrande,
der Tag ist ewig. Ewig wirst du hangen.

Peter Hille.

Waldesstimme.

Wie deine grüngeldnen Augen funkeln,
Wald, du meerfiger Träumer!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
saftseufzender Tagesversäumer!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
wie's Atem holt und voller wogt und braust
und weiter zieht —
und stille wird —
und sauft.

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
hoch droben steht ein ernster Ton,
dem lauschten tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen . . .
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Brautseele.

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm deiner Liebe,
wie tief im Hain
das Herz des Frühlings zittert.
Ja, du mein heftiges Herz:
wir haben Frühling!
Auf einmal ist nun alles Blühen da!
Meine freudigen Wangen
sind aufgegangen
fremm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
und verwirrt;
wie von heftiger Süße
prangenden Weines
recht meine Seele.

Wie er so sinnend mich streichelt
mit seinen Strahlen allen,
und schlafen möchte ich
immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
und bin so wach
von mir,
so erschrocken,
wie man wohl aufhorcht
im flüsternden Herzen der Nacht.

Wie Sterne, die nicht schlafen können,
so stehen meine Augen!
Und bin doch so müde,
so sonderbar müde.
Sind wir Mädchen nicht alle so sonderbar müde
um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
du bist ein Zauberer:
in Bäume und Menschen zauberst du
ein Sehnen und Dehnen,
ein müdes, verlangendes Gähnen.

Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
der kennt euch!
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen,
er ist ja Weib,
Weib wie wir,
und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling, sag, was machst du mit uns,
daß wir alle so sprossend müde sind?
Wir fühlen dich ganz in uns.
Du durchtönst uns,
tust mit uns ganz das Leben!
Ja, wir beben Leben!
Fromm atmet in uns eine Andacht,
und wohlig will es werden
rings auf der sprossenden Erden.
Wie wir uns regen,

da ist immer ein heimliches Bewegen.
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
der uns erquickt und uns darreicht,
da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
und immer wird uns leise
süß von uns.
So sind wir wartend,
so zeigt es uns, verrät es uns,
wie süß wir sind
für den einen, andern.

O komm!
Komm zu mir,
Ich bin ja so süß nach dir!
O komm!
Ich bin ja so schön nach dir!
Ich, deine lebendige,
deine wartende Zier
vergehe nach dir!

Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken, —
o komm!
Komm du dem Alter, dem Welken zuvor!

Ein Sehnen geht in allen Blumen
und will dich holen mit Farben und Duft,
und alles, was schön ist auf dieser Weltwiese,
ist nur aus Sehnen und Liebe schön.

Lieblich schlau
üben wir Schönheit
so lange vor euch,
bis daß ihr kommt!
Schüchtern, scheinisch
spielt sich unsere arme, lodernde Seele
hin vor euch!

Dann, dann!
Dann kommen zwei lodernde Sonnen
in meinen Tag,
du mein doppelter Tag

mit deinen beiden Sonnen!
Du! du!
Und deine Hand!
Meines Mundes duftende Blüte
vergeht vor deiner Güte,
und meine Wangen
sind aufgegangen,
wie meine Flechten
vor deiner Rechten!
Ja, du hast recht, glätte sie nur,
du meine wirrglühende Sonne!

Rufe, locke alles heraus
aus deiner Erde, du mein Lenz!
Du hast ja gleich zwei Sonnen,
und eine brauchen wir nur am Himmel.
Und diese beiden Sonnen erzählen sich mir,
wie du aufgewachsen und wo
gewachsen für mich!
Wie der heilige Wein Palästinas
in seinem heißen schmelzenden Purpur
den Heiland mir ansagt,
sein Seelenfrühlicht,
sein wärmendes Wandeln.
O, wie da alles aufsteht!
feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm!
Ich bin ja so schön nach dir!
O laß mich weinen
Tränen der Braut,
Tränen, du Böser,
daß ich so lange warten mußte auf dich!
Das tut so wohl:
Meine Seele badet.
Dann kommt sie zu dir!
Ja?

Arnold Böcklin.

Mitten im Tode sind wir vom Leben umfangen.

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen . . .
Mit angetürmtem Nacken ihm zur Seiten
trabt der Eroberer.
Aus tiefem Sande grinsen fremde Zeichen:
Gebeine sind es, die so leuchtend bleichen.
Vor roten Hufen knirscht die heiße Wüste:
grün steigt ein Hügel auf und ruht
in Blumenkühle aus vom heißen Gleißen.
In träger Schräge ruht ein alter Faun
und gleyt in Weiten, die wie bald verloren ihm,
mit schwerem Auge, fremdbekümmert.
Ein Fäunlein, goldnes Stroh im roten Nacken,
reckt tief zum Quell die drallen Bäcklein nieder.

Genug gesehn! Ich will mir selber lauschen;
da kommt ein Wald, der soll mir rauschen!
Wie klopft des Mittags Angst! —
Gespannt und horchend, eine Harfe,
die starren, steilen Stämme.
Hoch und tückisch,
das seltsam bösgedrehte Horn voraus:
Das Einhorn . . .
Sinnig-wild
aufblickt des Märchens üppig-fremdes Auge.

Da von der Rechten schwellend atmet's Raum,
hebt grüne Gipfel hoch noch über die blauen —
brausendes überstürzendes Bauen! —
und bietet der Erde, bietet dem Himmel Sträuße Schaum
und schlägt lustkreischend einen Purzelbaum:
und blickt wie Angst, wie Trauer der Unendlichkeit,
wie Irrsinn, wie wehlachend Spotten:
das wilde Element! —
Und Abend wird's; das Meer ging ferne schlafen.
Ein braunes Glöckelbäuslein.

Da steht, geneigt
das weiße, stille Haupt, der braune Mönch und geigt
und streut wie Blumen nieder
zu Füßen der Maria späte Glut.
Auf Zehen, seine Wangen voll und fromm,
ein Büblein lugt; leis zittert seiner Schwinge
blaugrüner Reif . . .

* * *

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen;
sie leuchten heißer auf in ihrer Seele Saft,
die Urgeburten dieses großen Lebens!
Ein frohes Tosen wiehert der Stromsturz
nieder; die Wälder öffnen atmend
befreite Brust.
Und all die großen stummen Seelen
der ungeheuren Dinge und der wilden Welt:
„Du lösest unsere Lippen; unser Träumen,
unser Brausen war dir: das Leben!
Wie du den Wein in heitrer Andacht trankest,
so leicht bei hohem Lächeln neigt
dein Manneshaupt sich, da Freund Hein
auf seiner Fiedel dir so Wundersames geigt . . ."

In bleicher Stille ein zypressendichter Schlaf . . .

Franz Himmelbauer.

Geänderte Landschaft.

Die hohen Berge grüßen
schon fast am fernen Rand,
es dehnt zu meinen Füßen
sich grünes Wiesenland.

Das Höh und Schlucht umflogen,
mein Herz, nun kehrst du,
dein ganzes Liebeswogen
der stillen Blume zu.

Am Wiesenbach.

Nimmer will ich haschen dich,
bunter Falter, Frohgeselle,
nicht an dir vergreifen mich,
zierlich schwebende Libelle,
nur an Flor und Farb mich freuen,
Kinderwonne still erneuen,
wenn ihr wie im Ringeltanz
flattert in der Sonne Glanz.

Ei, kein Schläfchen jetzt gemacht,
muß dich scheuchen, loser Alter,
zeigen müßt ihr eure Pracht,
Wasserjungfer, Sommerfalter!
Fein die Flüglein in die Wage,
daß der Wind euch spielend trage,
daß ich wie im Zauberkreis
folge und es selbst nicht weiß.

Wanderung.

Ich wandre fort beim letzten Schein
der lieben Sonne nach,
und hinten bricht die Nacht schon ein,
wo meiner Hütte Dach.

Doch schneller geht der Sonne Lauf,
schon steh verlassen ich —
Da leuchten tausend Welten auf
und winken mich zu sich.

Georg Hirschfeld.

Meinem Bruder.

Was wissen wir von Ewigkeiten,
die ringsumher im Gottesacker
der blühenden Welt geblendet schlafen?
Von all den Blumen, die wir trafen,
von all den Liedern, die wir sangen,
und Liebesworten, die erklangen
in seliger Nacht — was wissen wir?

Jenseits des Ruhmes, jenseits, Freunde,
von Chronos' ewiger Marmortafel,
auf die sein Dichtergeist die Namen
und Taten unsrer Besten schreibt,
jenseits gekrönten Heldentums
liegt auch ein lichtes Land des Ruhms.

Dort wohnt die Mutter — tausendfach
als Trostgestalt, als Liebe einfach
wie Sonnenlicht und Windeswehn.
Dort würdet ihr die Bräute sehn
von Bettlern, Künstler ohne Namen
und Kinder, die zum Tode kamen,
bevor des Lebens Schuld geschehn.

Dort wohnst auch du, mein teurer Bruder,
dort wohnst auch du, du Lichtgestalt,
mit Lächeln rings des Daseins Wolken
und deines Leidens Schwermut teilend,
dem Tode listig, froh enteilend,
bis du erlagst der Nachtgewalt.
Was wirktest du in deiner Pein?
den höchsten Ruhm: Ein Mann zu sein.

Und seltsam greift es an die Seele,
Erkenntnis halb und halb auch Schmerz,
ob ich den Ruhm des Helden wähle,
ob meines Bruders stummes Herz.

Denn beide, hab ich jetzt erkannt,
sind sich im Wesen tief verwandt,
und alles, was die Könige erben,
muß in den Bettlern täglich sterben.

Riesengebirge.

1.

Du tratest oft im Traum zu mir,
viel Leid und Nächte trennten mich
von deinem Frieden.
O wenn es hienieden
Sehnsucht gibt,
so war sie bei dir.

Und blick ich heute
hinaus auf der Berge
mächtige Ruhe,
in der Täler
blühendes Glück,
so wendet der Blick
sich dennoch in mich selbst zurück.

Wenn alle sich einen,
dir Liebe zu bringen,
das ruhlos stürmende Herz
in Schlaf zu singen —
wie kannst du noch weinen?

2.

Alles ist dir treu geblieben,
treu die Güte der Natur,
und dieselben Götter lieben
noch die alte junge Flur.

Meine Blicke suchen schweigend
deine große Weltenruh,
wenden sich in Demut neigend
deinen milden Augen zu.

Hab Geduld mit deinem Kinde,
kehr ich reuig bei dir ein —
wenn ich dich noch ganz empfinde,
werd ich deiner würdig sein.

Camill Hoffmann.

Die Glocken.

Wie seltsam läuten, seltsam ernst und tief
die alten Glocken meiner Heimatsstadt!
als ob ein Märchentraum in ihnen schlief,
daß mancher schon den Kopf geschüttelt hat.

Im morschen Glockenstuhl mit einem Mal
raunt auf das dunkle Gold . . . es wiegt sich, zieht
dann durch den Abend, durch das stille Tal,
von Schwermut krank, doch voll im Klang sein Lied.

Wenn aus dem Schlaf ein Schmerz mich plötzlich stört
oft in der Fremde, spät um Mitternacht,
hör ich das Glockenspiel ganz fern und matt . . .

Wohl wie aus einer längst versunknen Stadt
der Schiffer auf der See ein Klingen hört.
Und niemand ahnt, wie traurig es ihn macht.

Die Linde.

Beim Anblick einer blütengelben Linde
kam über mich ein Glück von ungefähr,
sie wiegte sich nur leis und stolz im Winde,
doch war ihr Duft von vielen Sommern schwer.

Ich lehnte mit dem Herzen an die Rinde:
du guter Baum, ich kenne mich nicht mehr,
und seit ich deines Frühlings Schönheit finde,
ist mir, als ob die Welt voll Gnade wär!

Du Lebensbaum! Du wunderreiche Blüte,
du unbewußte, stolz und stumme Güte,
sieh, weiße Tauben flattern um uns her!

Andacht.

Die Nächte sind lau und hangen voll Blüten!
Die Säfte regen sich, schwellen und fließen, —
nun möge Gott unsern Garten hüten
und den Wald und das Feld, wo die Saaten sprießen.

Schon rüsten sich die ersten Gewitter,
die Winde fiebern am fernen Gelände . . .
Da lehn ich am goldenen Gartengitter
und breite aus meine betenden Hände.

Hugo von Hofmannsthal.

Vorfrühling.

Es läuft der Frühlingswind
durch kahle Alleen,
seltsame Dinge sind
in seinem Weben.

Er hat sich gewiegt,
wo Weinen war,
und hat sich geschmiegt
in zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
und kühlte die Glieder,
die atmend glühten.

Durch die glatten
kahlen Alleen
treibt sein Weben
blasse Schatten

und den Duft,
den er gebracht,
von wo er gekommen
seit gestern Nacht.

Lippen im Lachen
hat er berührt,
die weichen und wachen
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte
als schluchzender Schrei,
an dämmernder Röte
flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen
durch flüsternde Zimmer
und löschte im Reigen
der Ampel Schimmer.

Reiselied.

Wasser stürzt uns zu verschlingen,
rollt der Fels uns zu erschlagen,
kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen!

Aber unten liegt ein Land,
spiegelnd Früchte ohne Ende
in den altersloſen Seen,

Marmorstirn und Brunnenrand,
steigt aus blumigem Gelände
und die leichten Winde wehn!

Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
er saß auf einem jungen Pferde,
und mit nachlässiger Gebärde
erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
den leichten Becher nehmen sollte,
so war es beiden allzu schwer:
denn beide bebten sie so sehr,
daß keine Hand die andre fand
und dunkler Wein am Boden rollte.

Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
die von nichts wissen, wachsen auf und sterben
und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
und fallen nachts wie tote Vögel nieder
und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
vernehmen wir und reden viele Worte
und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen
und drohende, und totenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
die wir doch groß und ewig einsam sind
und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben? . . .
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Terzinen über Vergänglichkeit.

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
wie kann das sein, daß diese nahen Tage
fort sind, für immer fort und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll ausfinnt,
und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
daß alles gleitet und vorüberrinnt

und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
herüberglitt aus einem kleinen Kind,
mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war
und meine Ahnen, die im Totenhemd
mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar.

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

Manche freilich müssen unten sterben.

Manche freilich müssen unten sterben,
wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
andre wohnen bei dem Steuer droben,
kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
andern sind die Stühle gerichtet
bei den Sibyllen, den Königinnen,
und da sitzen sie wie zu Hause,
leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
in die anderen Leben hinüber,
und die leichten sind an die schweren
wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
noch weghalten von der erschrockenen Seele
stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
durcheinander spielt sie alle das Dasein,
und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
schlanke Flamme oder schmale Leier.

Botschaft.

Ich habe mich bedacht, daß schönste Tage
nur jene heißen dürfen, da wir redend,
die Landschaft uns vor Augen, in ein Reich
der Seele wandelten: da hügelan
dem Schatten zu wir stiegen in den Hain,
der uns umfing wie schon einmal Erlebtes,
da wir auf abgetrennten Wiesen still
den Traum vom Leben niegeahnter Wesen,
ja ihres Gehns und Trinkens Spuren fanden
und überm Teich ein gleitendes Gespräch,
noch tiefre Wölbung spiegelnd, als den Himmel:
Ich habe mich bedacht auf solche Tage
und daß nächst diesen drei: gesund zu sein,
am eignen Leib und Leben sich zu freuen
und an Gedanken, Flügeln junger Adler,
nur eines frommt: gesellig sein mit Freunden.
So will ich, daß du kommst und mit mir trinkst
aus jenen Krügen, die mein Erbe sind,
geschmückt mit Laubwerk und beschwingten Kindern
und mit mir sitzest in dem Gartenturm:
zwei Jünglinge bewachen seine Tür,
in deren Köpfen mit gedämpftem Blick
halb abgewandt ein ungeheueres
Geschick dich steinern anschaut, daß du schweigst:
und meine Landschaft hingebreitet siehst,
daß dann vielleicht ein Vers von dir sie mir
veredelt künftig in der Einsamkeit,
und da und dort Erinnerung an dich
im Schatten nistet und zur Dämmerung
die Straße zwischen dunklen Wipfeln rollt
und schattenlose Wege in der Luft
dahinrollt wie ein ferner goldner Donner.

Erlebnis.

Mit silbergrauem Dufte war das Tal
der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Duft des dunkeln Tales
Verschwammen meine dämmernden Gedanken,
und still versank ich in dem webenden
durchsicht'gen Meere und verließ das Leben.
Wie wunderbare Blumen waren da,
mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,
durch das ein gelbrot Licht wie von Topasen
in warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze
war angefüllt mit einem tiefen Schwellen
schwermütiger Musik. Und dieses wußt ich,
obgleich ich's nicht begreife, doch ich wußt es:
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,
gewaltig sehnend, süß und dunkelglühend,
verwandt der tiefsten Schwermut.

Aber seltsam!
Ein namenloses Heimweh weinte lautlos
in meiner Seele nach dem Leben, weinte
wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
mit gelben Riesensegeln gegen Abend
auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
der Vaterstadt vorüberfährt. Da sieht er
die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber
ein Kind am Ufer stehn, mit Kindesaugen,
die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
durchs offne Fenster Licht in seinem Zimmer —
Das große Seeschiff aber trägt ihn weiter,
auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln.

Arno Holz.

Aus „Buch der Zeit".

Meine Nachbarschaft.

Mein Fenster schaut auf einen düstern Hof,
auf schmutzige Dächer und auf rußige Mauern,
doch wer wie ich ein Stückchen Philosoph,
läßt darum sich noch lange nicht bedauern.
Ein wenig Luft, ein wenig Sonnenlicht
dringt schließlich auch durch seine trüben Scheiben,
zu hungern und zu frieren brauch ich nicht
und all mein Tun ist nur ein wenig Schreiben.

Ein wenig Schreiben, wenn ich stundenlang
mich einlas in die Wunderwelt der Alten,
bis endlich, endlich es auch mir gelang,
was ich gefühlt, zum Wohllaut zu gestalten.
Dann fließt es um mich wie ein Heiligenschein,
und nur im Herzen bauen sich Altäre;
so könnt ich glücklich und zufrieden sein,
wenn ach, nur meine Nachbarschaft nicht wäre!

Kein Schwärmer ist es, der die Flöte liebt
und auf ihr nur „des Sommers letzte Rose",
kein Tanzgenie, das ewig Stunden gibt,
auch kein klavierverrückter Virtuose:
Ein armer Schuster nur, der nächtens flickt,
wenn längst aufs Dach herab die Sterne scheinen,
indes sein Weib daneben sitzt und strickt
und seine Kinderchen vor Hunger weinen!

O Gott, wie oft nicht schon hat dieser Laut
mich mitten aus dem tiefsten Schlaf gerüttelt!
Und wenn ich halbwach dann mich umgeschaut,
hat wild es wie ein Fieber mich geschüttelt.
Des Mädchens Schluchzen und des Knaben Schrei
und ganz zuletzt des Säuglings leises Wimmern —
mir war's, als hörte ich dann nebenbei
drei kleine, kleine schwarze Bettlein zimmern.

Mir war's, als rollte dumpf dann vor das Haus
der nur zu wohlbekannte Armenwagen
und jene Bettlein trugen sie hinaus
und luden sie in seinen düstern Schragen.
Der Kutscher aber nahm noch einen Schluck
und peitschte fluchend seine magren Schinder
und übers Pflaster dann ging's Ruck auf Ruck,
doch ach, noch immer wimmerten die Kinder!

Und immer, immer noch klang's mir im Ohr,
wenn schon der Morgen durch das Fenster blickte
und mir ums Auge hing einen Tränenflor,
wenn ich dann stumm mein Tagewerk beschickte.
Was half mir nun mein „Stückchen Philosoph"?
In Trümmer fiel, was ich so luftig baute!
Doch tat's das Haus nicht, nicht der düstre Hof,
nein, nur die abgebrochnen Kindeslaute! —

Die Armut bettelt um ein Stückchen Brot,
doch herzlos läßt der Reichtum sie verhungern;
Millionen tritt die Goldgier in den Kot,
und einen einzigen nur läßt sie lungern.
In seidne Betten wühlt sie ihn hinein,
wenn er beim Sekt sich endlich ausgeplappert,
indes beim flackernden Laternenschein
das bleiche Elend mit den Zähnen klappert.

O Gott, warum dies alles, o warum?
Wie Zentnerlast drückt mich die Frage nieder!
In meinen Reimen geht sie heimlich um
und ächzt und stöhnt durch meine armen Lieder.
Was bleibt mir noch auf diesem Erdenball?
Denn auch die Kunst, längst stieg sie vom Kothurne —
einst schlug mein Herz wie eine Nachtigall,
doch ach, nun gleicht es einer Tränenurne!

Großstadtmorgen.

Die letzten Sterne flimmerten noch matt,
ein Spatz versuchte früh schon seine Kehle,
da schritt ich müde durch die Friedrichstadt,
bespritzt von ihrem Schmutz bis in die Seele.

Kein Quentchen Ekel war in mir erwacht,
wenn mich die Dirnen schamlos angelacht,
kaum, daß ich stumpf davon Notiz genommen,
wenn mir ein Trunkner in den Weg gekommen.
Und doch, ich spürte dumpf: mir war nichts recht,
selbst die Zigarre schmeckte schlecht.

Halb zwei. Mechanisch sah ich nach der Uhr,
an was ich dachte, weiß der Kuckuck nur:
vielleicht an meinen Affenpinscher Fips,
an ein Pennet, an einen neuen Schlips,
vielleicht an ein zerbolztes Ideal,
vielleicht auch nur — ans Café National.

Da, plötzlich — wie? ich wußt es selber nicht —
fuhr mir durchs Hirn phantastisch ein Gesicht,
ein Traum, den ich vor Jahren mal geträumt,
ein Glück, das zu genießen ich versäumt.
Ich fühlte seinen Atem mich umstreifen,
ich konnt es förmlich mit den Händen greifen!

Ein verwehender Sommertag, ich war allein,
auf einem grünen Hügel hielt ich im Abendschein
und still war mein Herz und fröhlich und ruhte.
Leise unter mir schnupperte meine Stute,
die Zügel locker, lang und laß,
und rupfte büschelweise das Gras.
Es ging ihr fast kniehoch und stand voller Blumen.
Dazwischen roch es nach Ackerkrumen,
und hinten, die Flügel noch grade besonnt,
mahlten drei Mühlen am Horizont;
drei alte Tuger, fuchsrot beschienen
und schon halb vergraben hinter einem Feld Lupinen.
Sonst nichts, soweit der Blick auch schweifte,
als mannshohes Korn, das rauschend reifte;
dazu drüber ein ganz, ganz blaßblauer Himmel
voll Grillengezirp und Lerchengewimmel.

Das war das Ganze. Doch ich sah die Farben
und hörte den Wind wehn und roch die Garben.

Ein Sonnenblitz, drei helle Sekunden,
gekommen, verschwunden!

Die Friedrichstraße. Krumm an seiner Krücke
ein Bettler auf der Weidendammer Brücke:
„Kauft Wachs-streich-hölzer . . .
Schwedische Storm- und Wachs-streich-hölzer . . .“

Mich fröstelte!

Aus „Phantasus“.

Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt
war ich eine Schwertlilie.

Meine Wurzeln
saugten sich
in einen Stern.

Auf seinen dunklen Wassern
schwamm
meine blaue Riesenblüte.

*

Schönes, grünes, weiches Gras.
Drin liege ich.
Mitten zwischen Butterblumen!

Über mir,
warm,
der Himmel:
ein weites, zitterndes Weiß,
das mir die Augen langsam, ganz langsam
schließt.

. . . Wehende Luft . . . ein zartes Summen . . .

Nun bin ich fern
von jeder Welt,
ein sanftes Rot erfüllt mich ganz,
und deutlich spüre ich, wie die Sonne
mir durchs Blut rinnt —
minutenlang.

Versunken alles. Nur noch ich.

Selig!

*

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter webenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel ...
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

*

Rote Rosen
winden sich um meine düstre Lanze.

Durch weiße Lilienwälder
schnaubt mein Hengst.

Aus grünen Seen,
Schilf im Haar,
tauchen schlanke, schleierlose Jungfraun.

Ich reite wie aus Erz.

Immer,
dicht vor mir,
fliegt der Vogel Phönix
und singt.

*

Nachts um meinen Tempelhain
wachen siebzig Bronzekühe;
tausend bunte Steinlampen flimmern.

Auf einem roten Thron aus Lack
sitz ich im Allerheiligsten.

Über mir,
durch das Gebälk aus Sandelholz,
im ausgestochnen Viereck,
stehn die Sterne.

Ich blinzle.

Wenn ich jetzt aufstünde,
zertrümmerten meine elfenbeinernen Schultern das Dach,
und der eirunde Diamant vor meiner Stirn
stieße den Mond ein!

Die dicken Priester dürfen ruhig schnarchen.

Ich stehe nicht auf.

Ich sitze mit untergeschlagenen Beinen
und beschaue meinen Nabel.

Der ist ein blutender Rubin
in einem nackten Bauch aus Gold.

*

Vor meinem Fenster
singt ein Vogel.

Still hör ich zu; mein Herz vergeht.

Er singt
was ich als Kind besaß
und dann — vergessen.

*

Rote Dächer!

Aus den Schornsteinen, hier und da, Rauch,
oben, hoch, in sonniger Luft, ab und zu, Tauben.
Es ist Nachmittag.
Aus Mohdrickers Garten her gackert eine Henne,
die ganze Stadt riecht nach Kaffee.

Ich bin ein kleiner, achtjähriger Junge
und liege, das Kinn in beide Fäuste,

platt auf dem Bauch,
und gucke durch die Bodenluke.
Unter mir, steil, der Hof.
Hinter mir, weggeworfen, ein Buch.
... Franz Hoffmann ... Die Sklavenjäger ...

Wie still das ist!

Nur drüben in Auerrs Regenrinne
zwei Spatzen, die sich um einen Strohhalm zanken,
ein Mann, der sägt,
und dazwischen, deutlich von der Kirche her,
in kurzen Pausen, regelmäßig, bämmernd,
der Kupferschmied Thiel.

Wenn ich unten runter sehe,
sehe ich grade auf Mutters Blumenbrett:
ein Topf Goldlack, zwei Töpfe Levkojen, eine Geranie
und mitten drin, zierlich in einem Zigarrenkistchen,
ein Sümpelchen Reseda.

Wie das riecht? Bis zu mir rauf!
Und die Farben! Jetzt! Wie der Wind drüber weht!
Die wunder-, wunderschönen Farben!

Ich schließe die Augen. Ich sehe sie noch immer.

Aus Daphnis.

(„Lyrisches Porträt aus dem siebzehnten Jahrhundert.")

Er drillert ihr ein Qwodlibet.

Qwodlibet.

Wie das bagelt/ wie das schnevt!
O du angenähme Zeit!
Der Ofen bufft und knallt/
das Feuer in ihm tukkert'
itzt stebt der gantze Wald
mit Evß bezukkert.
Dorillgen sizz dich ans Spinett/
nun drillr ich dir ein Qwodlibet:

Juhch Holla Juhch/ Sa Sa!
Du göldne Musica/
nach der mein Herz zu jeder Zeit
faſt wie Apoll nach Dafne ſchreyt:
ich gäbe deinen lihben Krantz
nicht ümb die Käyſer-Stadt Byzantz!
Dihß ſo jauchtz ich Drallala/
Febus iſt mein Grohß-Bapa!

Meinen bundt-verſchnürten Rokk
buzzen ſihben Krägen/
heut zihrt mich der Schäffer-Stokk/
morgen ſchon der Dägen.
Heut ſizz ich im grünen Klee/
morgen auf dem Canape;
doch offt ſo trukk ich auch die Bäncke
in einer guten Pauren-Schäncke/
wo man fidelt/ dantzt und ſtampfft/
oder wo der Knaſter dampfft!

Wo bräunt der bräunſte Brahten/
wo klükkt der klährſte Wein?
Mit Ungriſchen Dukahten
muß man behafftet ſeyn!
Kaum fühlt ſie meinen Dhaler Göldt/
gleich dhut ſie/ waß mir wohl-geföllt.
Ein Küßgen hihr/ ein Küßgen dort/
ein Griffgen und ein kleines Wort/
daß iſt for meinen Zahn
Vergnügungs-Marcipan!

Ey/ ey/ waß ſtäkkt denn dorten drin?
Waß ſeynd denn daß for Oepffelchin?
Subtil ſind ſie erbaut
und ümb und ümb auß Haut!
Verſtatte drümb/ Belinde/
daß ich dich zahrt ümbbinde/
ich will mich dan auch recht befleiſſen/
nicht in ſie hinein zubeiſſen!

Fribrt uns gleich so kriechen wir
in das febdrige Qwartir/
wo wir uns zur Seite rubn
und mit Recht vertraulich dbun.

Ihr stuzzt und dbut erstaunt?
Bey Klekk bün ich kapaunt?
Sevd ihr denn daub und blind?
Bün ich ein Windel-Kind?
Die nichts alß kläun und klaffen/
sevnd for mich blebß Affen/
dibes abgeschabbte Rebr
ban ich ümb ihr Midas-Ohr!

Sich an Mägdgens delectiren/
fleissig sich die Gurgel schmibren/
Mantelgens auß Sammt und Sevden/
Tebac fein zu Streiffgens schneiden/
Pemper-nikkel und Confäkkt/
alles waß nach Ceres schmäkkt/
darzu bün ich stäbts bereit/
Tafnis ist for Biderkeit!

Drümb so blabs ich alß Damöte
auff der Teutschen Opitz-Flöte/
biß kein Baum mebr über blibben/
der nicht gäntzlig voll geschribben.
Bräucht die Rebse drümb zu stincken/
weil auß ihr die Weßben drincken?
Zoilus/ du falscher Wanst/
tichte bässer/ wenn du kanst!

Er lauscht einem Vögelgin.

Ode Trochaica.

Nun ein blendend blauer Himmel
wibder über Tellus bängt/
dran in fröblichem Gewimmel
Schäffgen sich an Schäffgen drängt/

unter dikk vermäncktem Sträuchen/
die nach nichts alß Rohſen räuchen/
in das Graß/ ſo lang ich bin/
einſamb ſträkke ich mich hin.
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten/ ſchluchtzt ihr Geigen/
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Kukk/ mit auff gewipptem Schwäntzgen/
bundt auf einem Schlehdorn-Aſt/
lädt ein kleines Fehder-Häntzgen
freundlich ſich bey mir zu Gaſt.
Ach/ mit ſeiner ſüſſen Kehle
ſingt es ſich mir in die Seele;
waß es tzwittſchert/ zürbt und zihbt/
macht mich durchauß ihm verlihbt.
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten/ ſchluchtzt ihr Geigen/
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Zittſchre/ tittſchre deinen Kummer/
ſchleiffe/ pfeiffe deine Luſt/
drillre gleichſahm wie in Schlummer
meine rund-ümbnagte Bruſt!
Rohſen/ Tulpen und Cupreſſen/
alles blüht und wird vergeſſen/
alles muß nach kortzer Zeit
in die tunckle Ewigkeit!
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten/ ſchluchtzt ihr Geigen/
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Ich und du/ wir alle beyde/
müſſen in den gleichen Stand;

dibie ſchöne Sommer-Heide
ſchlakkt uns in den fälben Sand!
Königs-Kertzen Kayſer Krebnen
ſind ier ihr wie Lauch und Bebnen;
ſellt ich drümb nicht efft allein
bewnlig mit mir traurig ſeyn?
Schluchzt ihr Flöhten' klagt ihr Geigen'
bluht mein Hertz auch rebt wie Webn'
zum Cocythus muß ich ſteigen
klagt ihr Flöhten' ſchluchzt ihr Geigen'
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Wilhelm Holzamer.

Wiedergeburt.

Du fragteſt mich, wo wir uns ſchon geſehn,
und wie wir ſchon einmal geboren waren?
Ich hab im Scherz ſo mancherlei geraten,
und ſagt dir auch, du ſeiſt Kriemhild geweſen,
und ich ein Wilder aus dem Hunnenheer,
dem du an Wildheit dann nichts nachgegeben.
Ein Scherz nur war's; doch der Gedanke hat
mich viel gequält, und heute weiß ich,
wo wir uns ſchon einmal begegnet ſind:

Die goldnen Zeiten von Venedig träum ich wieder,
in Glück und Glanz, in frohen Feſten ſchwelgte
die Stadt — viel fremder Völker auserleſnen Männern
bot Herberg ſie ſchon ſieben volle Wochen,
und ſieben volle Wochen waren wie ein Feſttag.
Die Hochzeit galt's des Dogen. — Ha, er war
ein alter Greiskopf, gichtig, und ſein Auge
ſtach wie im Fieber, ſein Geſicht war welk,
und ſpitz ſein Kinn, und ſeine Finger waren Krallen.

Und du, Geliebte, warst die Dogaressa!

Von Griechenland war ich als Gast gekommen,
nicht gleich zu Anfang, denn ich hatte
nicht reiche Schätze, die ich dir hätt bringen können;
ich brachte einen Schmuck, den einst Praxiteles
für einer Göttin Statue geformt.
Er stach nicht in die Augen — bei dem Reichtum,
der in den Sälen aufgestapelt war,
bei so viel Gold und Seide, so viel Edelsteinen,
schien dieses seltne Kunstwerk ärmlich und gering.
Und niemand sah danach — nur du, Geliebte,
verrietst mit einem hellen Freudeblick,
daß du zu würdigen wußtest, was mein Herz dir darbot.
Dann sah ich täglich dich — doch nur von ferne,
und immer meint ich diesen Blick zu sehen,
der glücklich meine Seele noch durchglühte.

Der letzte Tag der Feste war gekommen!
du solltest dich noch einmal allem Volke
in deiner Schönheit stolzer Würde zeigen.
Wie Sonnenaufgang war es, da die Sklaven
den Vorhang hoben, und du nun wie im Traume
fast wankend auf die goldnen Stufen tratest,
die du zu deinem Volke überschreiten mußtest.

Und hinter dir des Dogen gelbes Geierantlitz.

Und unten stand ich — auf der zwölften Stufe
vielleicht, rot überglüht, denn eine Freude
sang hell in meinem Herzen: — Königin, du hattest
den Schmuck, den ich dir dargebracht, erwählt
zum schönsten Feste deinen Hals zu kränzen!

Dann sahst du mich — ein Blick, ein tiefer, tiefer Blick —
ein Ach — ein weher Atemzug — und schrittest weiter,
und wankteſt mehr, als du vorher gewankt,
und standst noch einmal, und du hobst die Hand,
und schattetest die Augen, die in Schmerz und Glück,
in Licht und Tränen seltsam schimmernd strahlten.

Der bleiche Doge winkte einem Sklaven — :
du warst noch nicht drei Stufen weiter, Dogaressa,
da war der Mordstahl mir ins Herz gefahren,
veratmend fiel ich auf die goldne Stufe.
Das Fest ging weiter, niemand sah nach mir,
und heimlich rann mein Herzblut deinen Schritten nach.

Und als du wiederkehrtest, Dogaressa,
tratst du in eine dünne Lache meines Blutes,
sahst nicht zu mir, ganz Fürstin, königlich und würdig,
nicht einen Blick dem toten jungen Griechen,
von dessen Blut dein seidner Schuh nun rot war.

So sahn wir damals uns, geliebte Dogaressa!

Deine Hände.

Laß mich allein mit meinen Schmerzen —
deine Hand auf meinem Herzen,
Geliebte, tut mir weh:

Ich fühl es zucken drin und brennen,
von Leiden, die nicht Lippen nennen,
von einem unstillbaren Weh.

Was selbst dein Auge mir verschwiegen,
in deinen Händen fühl ich's liegen,
wie kalt erstarrte, schwere Glut . . .

Und doch, Geliebte, meine Schmerzen
sind leichter, wenn auf meinem Herzen
der Kummer deiner Hände ruht.

Harfenspiel.

Du liebst die Harfe — und du batest mich,
da Dämmerung jetzt die Träumeraugen aufschlug,
aus meines Spieles nun verblaßtem Gold
ein Lied zu locken, das du leben wolltest,
das wie ein sanfter Kerzenschimmer sei,
der einem Schlafenden die Lider hebt.

Ich hab im Dämmer leise dir, du Liebe,
da draußen schon die gelben Blätter fielen,
und fernher eine letzte Sense klang,
ein Lied gespielt — ich sind es niemals wieder —
geschloßnen Auges — tief in mich versunken —
dem Nahen fern — fern aller Wirklichkeit,
in stilles Schauen aufgelöst und Beben,
den letzten Wellen lauschend, die am Strande,
an einem fernen, harten Strande brachen ...

Und nicht ein leiser Atemzug auch störte
die Melodie, die aus den Saiten schwebte,
und zitternd nachklang, da die Finger ruhten.
Du weintest, da du mir die Hand gereicht,
und da des Tages müder Sonnenglanz
zum letztenmal in deinen Blick versank,
sprachst du und küßtest meine heiße Hand:

„Es war ein Liebestraum, den eine Seele
noch einmal vor dem Sterben träumt, du Armer!
Allein das Leben ruft auch dir — — So lebe!"

Letztes Leid.

Ich suche eine Hand, die ich nicht finden kann —
die Sterne sind ich, die im klaren leuchten,
und auch den Mond, der aus den Fluten steigt.
die Wege auch, die wir zusammen gingen,
so kindergut und ohne Arg und Fehle.

Ich suche einen Mund, den ich nicht hören kann —
die Wellen hör ich, die im Meere wandern,
und auch den Sturm, der durch Zypressen rauscht,
die Tauben, die im Haine gurren, und
die Schiffer, die zu ihren Hütten ziehn.

Und alles hab ich, was wir einst besessen
nur deine Hand nicht, nur nicht deinen Mund,
daß sie mich trösten, da ich sterben muß.

Das Grab.

Ich hab ein Grab gegraben
in einem stillen Grund,
da weint kein Auge Tränen,
da klagt kein trauriger Mund.

Da ist es schweigend-öde,
die Schatten liegen weit,
und grau und starr am Wege
deckt da die Einsamkeit.

Nur wenn die ersten Sterne
heben die Lider empor,
und aus den drängenden Wolken
scheu lugt der Mond hervor,

geht ein seufzendes Weben
durch das tote Tal —
das ist meiner weinenden Liebe
unstillbare Sehnsuchtsqual.

Ricarda Huch.

Erinnerung.

Von vieler Vöglein Singen
bin ich aufgewacht;
an meines Vaters Garten
hab ich da gedacht,
wo ich bei den Springen
manche Sommernacht,
den Liebsten zu erwarten,
heimlich zugebracht.

Bestimmung.

Was ist in deiner Seele,
was ist in meiner Brust,
daß ich mich dir befehle,
daß du mich lieben mußt?
Vom Haus, wo ich gewohnt
und zart behütet bin,
ziehst du mich, wie der Mond,
nachtwandelnd zu dir hin.

Mädchenträume.

Mondenschein hat sich ergossen
über diese stille Welt.
Wär mir heute zum Genossen
doch ein lieber Freund gesellt!
Jenen Berg möcht ich besteigen,
wo sich Tann an Tanne drängt,
schauen, ob in ihren Zweigen
Mondlicht oder Silber hängt.

*

Jüngst um Mitternacht im Bette träumt ich
einen Traum, den Gott gesegnet hatte;
du warst bei mir, sprachst: da bin ich, Liebste!
und ich: sei willkommen, süßer Gatte.
Darauf küßten wir uns fest und lange,
aller Kummer schwand aus unserm Sinn,
und die Nacht ging unserm Liebesdrange
wie ein Hauch, wie Blumendüfte hin.

Der Tod.

Schon will sich im Wald das Laub vergolden.
Dort aus purpurroten Beerendolden
flicht ein Wandrer einsam einen Kranz.
Alter, scherz ich, schenkst du den zum Tanz
einer schmucken, vielgeliebten Dirne?
Jener blickt mich an aus tiefen Augen:
„Schmücken soll er eine bleiche Stirne;
wer ihn trägt, wird nicht zum Tanz mehr taugen."

Heimweh.

Woran denk ich, wenn es Abend wird?
An mein fernes, fernes Vaterhaus.
Hab im dichten Walde mich verirrt,
finde all mein Lebtag nicht heraus.
O mein Vaterhaus im fernen Vaterland,
Fluch dem Armen, der sich von dir schied!
Jede Blume welkt in seiner kranken Hand,
jeden Freund verscheucht sein düstres Lied.

Aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Horch, Kind, horch, wie der Sturmwind weht
und rüttelt am Erker!
Wenn der Braunschweiger draußen steht,
der faßt uns noch stärker.
Lerne beten, Kind, und falten fein die Händ,
damit Gott den tollen Christian von uns wend!

Schlaf, Kind, schlaf, es ist Schlafens Zeit,
ist Zeit auch zum Sterben.
Bist du groß' wird dich weit und breit
die Trommel anwerben.
Lauf ihr nach, mein Kind, hör deiner Mutter Rat;
fällst du in der Schlacht, so würgt dich kein Soldat.

„Herr Soldat, tu mir nichts zu leid
und laß mir mein Leben!" —
„Herzog Christian führt uns zum Streit,
kann kein Pardon geben.
Lassen muß der Bauer mir sein Gut und Hab,
zahle nicht mit Geld, nur mit dem kühlen Grab."

Schlaf, Kind, schlaf, werde stark und groß:
die Jahre sie rollen.
Folgst bald selber auf stolzem Roß
Herzog Christian dem Tollen.
Wie erschrickt der Pfaff und wirft sich auf die Knie —
„Für den Bauer nicht Pardon, den Pfaffen aber nie!"

Still, Kind, still, wenn Herr Christian kommt;
der lehrt dich zu schweigen!
Sei fein still, bis dir selber frommt,
ein Roß zu besteigen.
Sei fein still, dann bringt der Vater bald dir Brot,
wenn nach Rauch der Wind nicht schmeckt, und nicht der Himmel rot.

Über versinkende Gräber hin . . .

Über versinkende Gräber hin wandr ich. Wer ruft
dumpf aus der Tiefe mich? „Fremdling, mich weckte dein Fuß.
Sag, fährt der Herbst oder März mir jetzt über die Gruft?
Ach, ich erkenne des Frühlings stürmischen Gruß.
‚Weißt du,‘ so rauscht er, ‚wie oft du auf einsamen Höhn
träumend geruht und gelauscht auf mein wildes Getön?
Wie ich frohlockend gesaust durch dein flatterndes Haar?
Wie deine Wange voll Glut und so feurig dein Herz noch war?‘“

Mitternacht.

Komm am Morgen nicht,
Lieb, zu meinem Grabe,
komm auf dunklen Wegen
bei des Mondes Dämmerlicht.

Wenn der Glocken Chor
Mitternacht verkündet,
steig ich aus der Erde
zu der holden Luft empor.

Weiß im Sterbekleid
sitz ich auf dem Grabe,
achte auf die Sterne
und den stillen Gang der Zeit.

Komm und sei nicht bang!
Kannst du auch noch küssen?
Schlafend nicht vergaß ich's
manchen dunklen Winter lang.

Küß mich fest und lang.
Ach, im Osten hör ich
schon der Morgensonne
wonnevollen Frühgesang.

Warst nun wieder mein!
Geh ins süße Leben! —
In der schwarzen Tiefe
schlaf ich ungern wieder ein.

Hoffnung.

Hoffnung wiegt sich auf dem Aste
meines Herzens; bleibe, raste
noch ein Weilchen in der Laube
meiner Brust, du wilde Taube!

Flügel, wie sein Rad der Pfau,
spannt sie, hundertaugig, blau:
duckt sich, schwingt sich auf; es wanken
meines Herzens leichte Ranken.

Auf Bergeshöhe.

Überm Staub und Lärm der Gassen,
Wind und Wolken zugesellt,
fühl ich tröstend mich umfassen
eine makellose Welt.
Seine Flügel senkt mein Sehnen,
alle Wünsche gehn zur Ruh,
und die Quelle meiner Tränen
schließt sich sacht von selber zu.

Ludwig Jacobowski.

Gott.

Auf hohem Berge, da wohnest du,
ich wandle empor immerzu, immerzu ...
Millionen Jahre wandle ich schon
und schaue noch immer nicht deinen Thron.

Einst rauchen die Höhen wunderbar,
da stehe ich oben, Sonne im Haar.
Wir schauen uns an und lächeln uns zu,
denn du bist ich und ich bin du.

Sommernacht.

Wie deine Finger leis die Tasten greifen!
Durchs Zimmer flüstern sanfte Melodien,
das letzte Tageslicht will sacht entschweifen
und Dämmrung ihre grauen Schleier ziehn.

Ich lehne hinter dir auf deinem Stuhle,
die schlanken Mädchenflechten in der Hand.
Du spielst mein Lieblingslied vom Schloß in Thule,
das klingt wie Geistergruß aus Geisterland.

Wie schön, im blonden Mädchenhaar zu wühlen,
verweht im Abendwind dein Märchenlied,
wenn dir zu Häupten blasse Strahlen spielen,
die letzten, die das Abendrot versprüht ...

In blaue Nacht ist längst dein Lied verklungen,
wir stehn am Fenster, wo der Ahorn blüht,
und hören schweigend, Arm in Arm geschlungen,
zwei Sprosser zwitschern ihr verliebtes Lied.

Die weite Nacht wird stumm bei ihrem Singen,
der Brunnen weiß nicht, ob er weiterrinnt,
mit offnen Kelchen horchen die Syringen
und kaum zu atmen wagt der Sommerwind.

Ich erzähle Märchen . . .

. . . Die Riesentochter steigt von ihren Bergen
und schüttet Pfing und Bauer in den Schoß.
Schneewittchen lebt zufrieden bei den Zwergen
und plaudert mit der Hexe ahnungslos.
Sirenen locken mit verliebter Stimme.
Die sieben Schwaben führen ihren Spieß,
und Ritter Blaubart würgt in wildem Grimme
die zehnte Frau im dunklen Burgverlies.
Der kleine Hans fällt in den schwarzen Graben,
das kam, er guckte immer in die Luft.
Hoch oben kreischt der Schrei der sieben Raben,
und Däumling fährt die Brüder aus der Kluft . .

*

Wie lautlos hockt dein Knabe mir zu Füßen!
die Augen glänzen ihm vor Kindesglück.
Das Märchenland mit seinen wunderfüßen,
geheimen Schauern grünt vor seinem Blick.
Noch manches Märchen wüßt ich dir zu sagen,
doch schweig ich still, im Innersten bewegt.
Wir hören nur die Wanduhr langsam schlagen,
und nur den Wind, der um die Ecke fegt.
Es ist so still: ein Engel schwebt durchs Zimmer,
und selbst das kleine Plapermäulchen schweigt.
Am Fenster, überströmt von Abendschimmer,
ganz tief im Sessel ist dein Haupt geneigt.
Längst will die Dämmrung ihre Schleier ziehen,
die Sonne weicht vor ihrer Übermacht.
Du siehst noch hell das Abendrot erglühen,
ich aber sitze schon in dunkler Nacht . . .

*

. . . Das Bäumchen prangt in dunkelgrünem Laube,
und wünscht sich, daß es goldne Blätter hätt;
Rotkäppchen guckt Großmutters weiße Haube
und ahnt nicht, daß der grimme Wolf im Bett.

Jung Siegfried will ein Schwert vom König haben
und reißt die Bäume aus vor Übermut.
Ein blondes Nixlein zieht den Fischerknaben
mit weißen Armen in die blaue Flut.
Wenn dann die Nebel aus den Wiesen steigen,
dann ist die ganze Elfenschar erwacht.
Im Mondschein führt die Königin den Reigen,
und lockt den Wandrer in die Todesnacht . . .

Grabschrift.

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!"

Als ich die alte Grabschrift sah
im eingesunknen Marmorstein,
da fiel mein totes Lieb mir ein . . .

O Gott, ich schrieb schon tausendmal
das gleiche Lied aus gleicher Qual,
und war doch keins wie dieses da:

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!"

Junge Frauen.

Die Freundin schaut mich an und spricht:
„Verwandelt hat sich dein Gesicht!"
Die zweite spricht: „Ich fühl es schon,
du sprichst mit fremdgewordnem Ton."
Die dritte hebt betrübt mein Kinn:
„Wo ist mein sonniger Bruder hin?"
Die vierte geht zum Erker still,
als ob sie durchs Fenster sehen will.
Ich weiß, sie fühlt's am tiefsten mit,
ich hör's am unhörbaren Schritt . . .

Maria Janitschek.

In der letzten Stunde.

„Pia Nave, deine Hand ist so seltsam kalt,
Schläfst du, mein armes Kind?“ —
„Mutter, ich bin in einem großen Wald,
wo die Bäume wie Menschen sind.
Jeder von ihnen hat ein Gesicht,
einen brausenden Singemund,
sie umschlingen sich mit den Zweigen dicht,
es schauert der grünfeuchte Grund . . .“

„Pia Nave, Kind, du zitterst so,
ich hol den Arzt herbei —“
„O Mutter, mir ist so leicht und froh,
ich brauch keine Arznei.“
Es schweigt das Kind und die Mutter schweigt,
Der Mond blüht silbern herein,
das Totenwürmchen leise geigt
im uralten Ahnenschrein.

„Und wenn ich im blühenden Gartenland
wieder duftige Veilchen sind —“
Die Mutter faßt schluchzend die kleine Hand:
„Du wirst es, süßes Kind.
Du weißt, was unser Glaube lehrt:
Wo ein Mensch in Sterbensnot,
der seines Gottes Gnade wert,
da kehrt der Heiland ein.

„Man sieht ihn, wie er im weißen Gewand
langsam zum Lager schreitet,
in die seine nimmt des Kranken Hand
und zum Himmel ihn geleitet.
Noch kam er nicht, der heilige Gast,
um dich zu trennen von mir —
Pia Nave, was bist du so erblaßt,
was starrst du nach der Tür?

Eines weißen Kleides lichter Schein,
ein Nahen wie Morgenwind,
der da eintritt, kann nur einer sein —
Pia Nave, mein einziges Kind . . .!“

Fang sie!

Auf dem Wipfel eines Waldbaums
saß meine Jugend
und rief: Fang mich, fang mich!

Und ich kletterte und strebte,
sie zu erhaschen;
doch lächelnd schwang sie sich
höher und höher . . .

Von der rosenroten Zinne
eines schwebenden Wölkleins
winkte sie nieder:
Fang mich, fang mich!

Und ich stieg auf einen Berg,
wo die Wolken wohnen,
sie zu haschen.

Doch höher und höher
schwang sie sich.
Aus dem tiefgoldnen Glanz
des Morgensterns
sah ich ihr Antlitz
winkend sich neigen:
Fang mich, fang mich!

Auf denn,
auf zu den Sternen!

Bernd Isemann.

Allerseelen.

Ein endlos langer trüber Feiertag
wie ein gewaltiges erzwungenes Gähnen,
und stets der gleiche müde Glockenschlag,
und die Erinnerung so vieler Tränen, —
und halber Ernst, halb Ironie
und komische Rührung, man weiß selbst nicht wie —
das ist der Tag der Toten,
auch meiner Toten.

In braunen Fetzen stehen die Platanen,
und die Allee ist noch von gestern naß:
fast fehlt der Mut, sich da hindurch zu bahnen,
und mir erscheint es wie ein schlechter Spaß,
dies Menschendrängen lässig voll Behagen
mit Mänteln, Schirmen und mit Kinderwagen,
das ist der Tag der Toten,
auch meiner Toten.

Und dann in Schwarz ein rotgeweinter Blick
von irgendwo und wie ein Blitz vorüber:
Ich seh mich um, das war viel altes Glück!
Was gilt's? Mir ist solch altes Glück noch lieber:
könnt ich so weinen und mich still verschließen, —
und schließlich, — jeder Schmerz ist auch Genießen,
das ist der Tag der Toten,
auch meiner Toten.

Der graue Himmel saugt die Glocken auf,
der Kirchhof ist voll heimlicher Gestalten.
Vom großen Kreuze funkelt neu der Knauf
und jedes Grab ist nett und rein gehalten,
wie jeder kann und mag. — Und da die nette Kleine,
im roten Kleidchen schlüpft sie um die Steine. —
Das ist der Tag der Toten,
auch meiner Toten.

In der Abendsonne.

Als wär dein Kleid aus lauter Glockenblümchen,
so halbverwelkte knittrig-feine Glöckchen,
die bei jedem Schritte müder würden, —
ist's in der Abendsonne.

Als wär dein rotes Band ein schlanker Reiher,
der seine krummen Flügel komisch spreizte,
und mit dem Schnabel einmal weitaus stieße,
ist's in der Abendsonne.

Als wär dein weiter Ärmel innen eine
Klatschrose, der dein nackter Arm entstiege,
wenn du ihn hebst zum braunen Haar,
ist's in der Abendsonne.

Als wär der Abend dein, und alle Wunder,
die dir das Blättergrün ins Haar gedichtet,
nichts als die klare Antwort auf dein Wesen,
ist's in der Abendsonne.

Als stünd ich ganz allein und doch gelassen
und wäre weit vom Bann des schönen Leibes,
und hörte nur, wie fern ein Fink noch ruft,
ist's in der Abendsonne.

Frida Jung.

Ohne Liebe.

Was wißt ihr, wie es tut,
wenn einem die Myrte im Haare ruht,
und die Leute kommen einem entgegen,
und junge Tannen stehn an den Wegen;
die Schwestern gehn überströmten Gesichts, —
vom Turme läuten die Glocken, —
und das Herz weiß von nichts.

O Leben, rühre mich leise an:
ich träume ja noch!
Mein Herz ist voll Licht und Waldesruh,
greif nicht so hart, nicht so eisig zu —
ich träume ja noch!

So aus dem Licht in die Nacht,
aus dem Lenz in den Schnee,
das hat schon manchen blind gemacht,
das tut so weh!

O rühre mit deinem Flügelschlag
mich leise an,
daß erst allmählich in meiner Brust
die zage Hoffnung, das bißchen Lust
verdämmern kann!

*

Das ist das allerschwerste,
das bittertiefste Weh,
wenn man ein Leid muß tragen
in Lenz und Blütenschnee.

Der Frühling geht vorüber
an meinem kleinen Haus.
Ich halte mein dürres Kränzlein
recht in den Glanz hinaus.

Er segnet Baum und Blüten
auf seinem Siegerlauf.
Aus meinem Kränzlein weckt er
nicht eine Rose auf.

Ich will's in die Lade legen,
an die ich nimmer geh,
und will den Schlüssel werfen
hinaus in den Blütenklee.

In der Sommernacht.

Mit großen Augen blick ich in die Nacht.
Der Schmerz hält bei mir seine treue Wacht

und schaut mich an in tiefer, heiliger Ruh.
Der Sommerwind trägt durch das Fensterlein
von reifen Ähren einen Duft herein
und unter Tränen lächle ich dazu.

Ein banger Seufzer zittert durch die Flur.
Mir ist, als sänge leise die Natur
das Rätsellied vom Werden und vom Sein.
Geheimnisvoll weht's durch mein Schlafgemach
ich singe träumend ein paar Töne nach — —
und unter Tränen lächelnd schlaf ich ein.

Laurenz Kiesgen.

Zeitlosen.

Dem Andenken meiner Mutter.

Es war ein Tag, wie deren
die Welt so viele sieht,
wo vorm Gewölk, dem schweren,
die Sonne scheu entflieht;

wo unter Regenschauern
der Himmel leise weint,
daß so viel Leid und Trauern
sich unserm Leben eint.

Da war's, als das Verderben
mich hart und bitter schlug.
Die Mutter kam zum Sterben,
die mich im Herzen trug.

Muß alles auch vergehen
im Tod, der täglich wirbt,
mein Weh wird nur verstehen
der, dem die Mutter stirbt.

*

Als Todesängste träuten
und sie zu stöhnen begann,
da fingen an zu läuten
die Glocken von Sankt Johann.

Beim schweren Schall im Schmerze
zuckte das blasse Gesicht.
Die gelbe Sterbekerze
warf schauerliches Licht.

Der dröhnenden Glocken Rufen
entbot sie zum Höchsten hin;
doch daß sie ihr Schmerzen schufen,
will nicht aus meinem Sinn.

So gern ich höre die Glocken,
die Stunde tat es mir an:
mich ängstigt das werbende Locken
der Glocken von Sankt Johann.

*

Und aus der offenen Kirche drang
das Meßlied uns entgegen
erschütternd, wie das Volk es sang:
„Ström' uns dein Vatersegen!"

Da ging die liebste Seele fort,
dem Richterstuhl entgegen.
Da schluchzte weinend ich das Wort:
„Ström' ihr dein Vatersegen!" —

*

Doch als wir sie zur letzten Ruh
zur Stadt hinaus gebracht,
da hat der Sonnenschein dazu
gestrahlt in schönster Pracht.

Oktoberfrieden hüllte rings
die Herbstgefilde ein;
die Schwingen eines Schmetterlings
umgaukelten den Schrein.

In stiller Wehmut die Natur,
verklärt im späten Glanz.
So hat des schlichten Lebens Spur
sich uns entschleiert ganz:

Sie wollte ja vom Dasein nichts
als was sich just so gab,
ein Streifchen späten Sonnenlichts
und ein zufrieden Grab.

Karl Ernst Knodt.

Verträumte Jugend.

Mir liegt ein Lied voll Leide
schon lang, so lang im Sinn.
Über die träumende Heide
trug ich's erst leise hin.

Weit in schlafende Wälder
schleppt ich sein schluchzendes Herz;
über weiße Winterfelder
wehte wie Wind sein Schmerz.

Heut soll sein Klagen gehen
hinaus mit klingendem Schrei:
Nie hab ich die Jugend gesehen!
Nun ging sie ewig vorbei.

„Alle Kreatur sehnt sich mit uns."

Seh ich am Morgen auf dem Feld
im Tau die Gräser stehen,
gewahr ich, wie die weite Welt
in Sehnsucht will vergehen.'

Und wenn sich um des Dorfes Turm
die Wandervögel sammeln,
hör ich aus ihrer Flügel Sturm
ein dunkles Heimweh stammeln.

An den Flieder.

Flieder, blütenfreher Flieder,
schlägst du bald die Augen auf,
deine leuchtenden blauen Augen?

Sehnsucht nach dir durchblüht das Land.
Veilchen sind fort. Noch reden nicht Rosen.
Aber die leisen Glöckchen des Maien
läuten. Sie lockten dich immer herbei.

Heiß brennt die Sonne,
heißer die heimliche Sehnsucht nach dir.

Flieder, blühst du,
stillt sich die Sehnsucht, —
löst ganz leise die Flügel der Seele,
lähmt durch ein wonnig-weiches Ermüden
die vor Erwartung erregten Gedanken,
wandelnd Lust und Leid in lauter
blühendes, liebendes All-Empfinden.

Weißt du — wo?

Weit — weit —
hart an der Ewigkeit,
über den Zeiten,
ganz hinter Mitternacht,
wo schauernd schreiten
Füße der Geister sacht,
wo gar kein Wald mehr
und keine Wiese lacht,
wo, dieses Lebens leer,
schläft eines Ozeans Macht,
— dort winkt ein Streifen Strand,
dort kreist die Sehnsucht mein
adlergleich, ganz allein,
suchend nach Land.

Timm Kröger.

Mittagszauber.

Die Heide glüht, ein stilles Schlafen
geht durch der Linden lange Reihn,
der leere Hof mit blanken Scheiben,
er lullt in ihrem Schatten ein.

Da kommt das Glück — im Leinenkittel,
des Ackers Duft in Bart und Haar,
das schlürft getrost auf schweren Klötzen
hinein — ins Bauernstübchen gar.

Bald räkelt's sich im Lederstuhle
und zählt der Fliesen blaue Wand,
aus all den bunten Pfeifenquasten
nimmt es das letzte Rohr zur Hand.

Und pafft und raucht mit viel Behagen:
wie wichtig klingt der Pendelschlag;
hier blüht es rot, dort blau und golden,
wie ist so still der schöne Tag.

Und zieht und qualmt mit satter Miene:
der Tabak schmeckt mir prächtig schier,
das Stübchen will mir just behagen,
wohlan! — für immer bleib ich hier.

Und Gott im Himmel lachte gütig,
wie nur der Ewige lachen kann,
dann hielt sein starker Allmachtsfinger
der Zeiten Spindel leise an.

Er lacht auch uns. Wo froh Behagen
an unserm Herd sein Pfeifchen will,
da hemmt er selbst die raschen Stunden —
und alle Räder stehen still.

Isolde Kurz.

Wegwarte.

Mit nackten Füßchen am Wegesrand,
die Augen still ins Weite gewandt,
habt ihr bei Ginster und Heide
das Mädchen im blauen Kleide?

— Das Glück kommt nicht in mein armes Haus,
drum stell ich mich hier an den Weg heraus;
und kommt es zu Pferde, zu Fuße,
ich tret ihm entgegen mit Gruße.

Es ziehen der Wanderer mancherlei
zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen vorbei.
— Habt ihr das Glück nicht gesehen?
Die lassen sie lachend stehen.

Der Weg wird stille, der Weg wird leer.
— So kommt denn heute das Glück nicht mehr?
Die Sonne geht rötlich nieder,
ihr starren im Wind die Glieder.

Der Regen klatscht ihr ins Angesicht,
sie steht noch immer, sie merkt es nicht:
— Vielleicht es ist schon gekommen,
hat die andere Straße genommen.

Die Füßchen wurzeln am Boden ein,
zu Blumen wurde der Augen Schein,
sie fühlt's und fühlt's wie im Traume,
sie wartet am Wegessaume.

Mädchenliebe.

Nächtlich war's am stillen Weiher,
wo ich ihm zur Seite stand,
als im Wind mein langer Schleier
sich um seinen Nacken wand.

Ach, was ließ ich's nur geschehen,
daß er fest den Knoten schlang,
mich an seiner Hand zu gehen,
ein gefangnes Füllen, zwang!

Denn seitdem auf allen Wegen
fühlt ich unzerreißlich stets
über mich und ihn sich legen
magisch jenes Schleiers Netz.

Seit mich gar sein Arm umwindet,
schwand der Freiheit letzter Rest.
Fessel, die uns beide bindet,
liebe Fessel, halte fest!

Serenade auf dem Meer.

Stille, stille Nacht!
Nur die Welle murmelt sacht.
Träge wäscht sie um der Klippen
starre Rippen,
und verdrossen unterm Haus
schüttet sie den vollen Eimer aus.

Horch, von ferne her
kommt es tönend übers Meer.
Klänge, die in Wasserbreiten
mondhell gleiten,
körperlos wie Sphärenklang,
wie ein Geisternachen voll Gesang.

Klimmt ein Engelhauf
goldne Leiter ab und auf?
Fühl ich ewiger Freude Wellen
mich umschwellen?
Wolkenbette mich umflockt!
Jeder Ton ein Cherub goldgelockt!

Übers Meer hinan
schweb ich helle Mondenbahn.
Mit den Wolken aufwärts wallend,
sanft verhallend,

trägt mich der bezwungte Ober
schlafend zu den Seligen empor.

Die erste Nacht.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht.
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht,
kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Hedwig Lachmann.

Lied eines Toren.

Ich liebe die, die nicht zu leben wissen . .

Der Narrheit Raum! Wer hilft mir Berge ebnen!
Mein Wille ist ein Kreislauf, der nie endet.
Dem müdevoll Nutzlosen und dem Vergebnen
hab ich mit Leib und Leben mich verpfändet.

Mein Hirn gab ich dem Wahn zum Herrensitze,
von Truggebilden ist mein Blick umflimmert.
Ich klettre mittags auf die Kirchturmspitze,
weil sie so golden in der Sonne schimmert.

Gestreckten Laufs und nimmermüden Fußes,
zum Horizont, der immer wieder schwindet,
folg ich den Krümmungen des raschen Flusses,
bis er sein Bett im fernen Meere findet.

In Haß und Liebe ohne Maß und Grenzen,
in Überschwang und Frevel ohne Reue,
laß ich mein Gold vor blöden Augen glänzen
und werfe meine Perlen vor die Säue.

Blind hängt mein Torenherz an seinem Bunde.
Die Tage gab ich hin verlornem Sinnen
und laß mir nachts aus einer offnen Wunde
heimlich, zum Spaß, die roten Tropfen rinnen.

Landschaft.

Die hohen, dichtgedrängten Wälder thronen
auf Hügeln sanft gewölbt und abgedacht —
In Heimatschwermut rauschen ihre Kronen.

Sie sind erfüllt von Flucht und Wetterweben
der zündenden Gewölke, die bei Nacht
mit schwerem Flügelschlage drüber schweben.

Zu ihren Füßen, wo die breiten Pflüge
gleichmäßig Furchen ziehn im Ackerland,
baut still ein enges Dasein sich Genüge.

Und von der Spanne Leben und dem Sterben
webt Jahr um Jahr geheimnisvoll ein Band
zu ihrem Blätterprangen und Verfärben.

In die Ferne.

Die Mondessichel mit dem Abendstern
an dunkler Himmelswölbung tief und fern —

Das Leben am Gestade, wo ihr treibt,
fließt sachter, bis nur ein Erinnern bleibt.

Seefahrer ihr, an Bord der Mitternacht,
vor Anker nun auf eurer Wanderwacht!

Seefahrer um den Pol der Ewigkeit
im Kreis von Dunkelheit zu Dunkelheit!

Charleroi.

(Nach Verlaine.)

Finstere Männer stampfen
durch die schwarze Flur.
Wie dumpfstill! Der Wind nur —
Die Schlote dampfen.

Die Hand am Hute,
im Nebel durchs Feld.
Ein Dornstrauch schnellt
dir ins Aug seine Rute.

Die Häuser — Spelunken,
weithin ins Land
von Essen ein Rand,
es sprühen die Funken.

Am Ziel. Welch Gewirre!
Ein Donnern tönt.
Die Bahnschwelle dröhnt.
Das Auge geht irre.

O Dunst der Grüfte!
Horch! Welch Geräusch!
Ein schrilles Gekreisch
erfüllt die Lüfte.

Ihr verruchten Herde!
Dein Atem ist Schweiß
von Menschenfleiß,
metallene Erde!

Finstere Männer stampfen
durch die schwarze Flur.
Und wieder der Wind nur,
die Schlote dampfen.

Wilhelm Langewiesche.

Vom Wandern.

Der Wald ist weit und aller Wunder voll
und will, daß ich ihn ganz gewinnen soll.

So hält kein Ziel mich, wenn ich in ihm wandre,
denn hinter allen Zielen liegen andre ...

Und stets bin ich am weitesten gekommen,
wenn ich von allen keins mir vorgenommen,

und stets ist das der beste Weg gewesen,
den ich von keiner Karte abgelesen ...

Der rechte Weg? Ein jeder führt nach Haus ...
Geh ihn nur recht, so wird der rechte draus!

Meinen Kindern.

Ich hoffe, daß euch einst Erkenntnis wird,
wie euer Vater oft und schwer geirrt.

Er wollte eures Werdens Helfer sein
und wußte selbst, wie oft, nicht aus noch ein,

dem Hunger eurer jungen Seelen bot
unwissend er, wie oft wohl, Stein statt Brot ...

Die überselig euch das Leben gab,
die ruhte ja in ihrem frühen Grab

und half mir nicht und ließ euch mich allein,
und hieß mich Vater euch und Mutter sein.

Das ist wohl mehr als auch ein beßrer Mann,
ein stärkerer als euer Vater, kann ...

Nun hab ich euch in diesen Wald gebracht,
der eure Kindheit frei und fröhlich macht,

ihm anvertraut ich euer Leben gern,
ich weiß, er hält euch manchen Gifthauch fern

und marchen Staub, der in der Stadt betreibt
auch junge Seelen schon mit Werdenet.

Und wie der Wald euch nun gedeihen läßt,
erobert ihn und haltet an ihm fest.

Der mehr zu sagen euch als ich vermag,
laßt ungehört ihn auch nicht einen Tag

und lernt von ihm, wie schlicht und groß und frei
der liebe Gott und alle Wahrheit sei . . .

So jung ihr wart, ihr tatet mehr für mich,
als ich für euch: der Schuldner bleibe ich.

Der sorglich euch wohl zu erziehen schien,
den lehrtet ihr, sich selber zu erziehn,

und halfet ihm: ihr fülltet unbewußt'
sein alternd Herz mit junger Werbelust.

Der Sturmwind eurer reinen Leidenschaft
entfachte seiner Seele Lebenskraft,

der laute Jubel eurer Freude rief
und weckte seine, die so lange schlief,

und ließ zuweilen seine Treue nach,
die eure, Kinder, blieb beständig wach. —

Er schonte stets der Rute, doch ihn schlug
ein harmlos Wort von euch oft hart genug.

Vor euren Augen, draus die Wahrheit sah,
stand er, wie oft, nur scheinbar aufrecht da,

und wenn an eures Wesens Einfalt er
das eigne prüfte, ward das Herz ihm schwer . .

Wenn, wie ihr seid und wie ihr nicht seid, ihr
dereinst erkennt, zürnt nicht und dankt nicht mir.

Legt einen Kranz auf eurer Mutter Grab,
die euch das Beste: Kraft zum Werden, gab.

So lang ihr lebt betätigt diese Kraft,
für die ich euch nach meiner Raum geschafft,

dann macht, wenn meine Kraft am Ende ruht,
die eure das, was ich versäumte, gut . . .

Verhallt, wer weiß wohin, einst euer Schritt,
nehmt aus dem Wald die besten Früchte mit:

Ein reines Herz und Festigkeit darin,
ein klares Auge, einen schlichten Sinn,

zum Leben Liebe, Gottes einen Hauch -
und eine tiefe, starke Freude auch,

Kraft zum Genießen, zum Entsagen Kraft
und Frieden, der sie täglich neu erschafft,

und jede Nacht erquicke eure Träume
vom fernen Wald das Rauschen dieser Bäume . . .

Else Lasker-Schüler.

Frühling.

Wir wollen wie der Mondenschein
die stille Frühlingsnacht durchwachen,
wir wollen wie zwei Kinder sein,
du hüllst mich in dein Leben ein
und lehrst mich so, wie du, zu lachen.

Ich sehnte mich nach Mutterlieb
und Vaterwort und Frühlingsspielen,
den Fluch, der mich durchs Leben trieb,
begann ich, da er bei mir blieb,
wie einen treuen Feind zu lieben.

Nun blühn die Bäume seidenfein
und Liebe duftet von den Zweigen.
Du mußt mir Mutter und Vater sein
und Frühlingsspiel und Schätzelein!
— — Und ganz mein Eigen . . .

Wir beide.

Der Abend webt Sehnen aus Blütenküsse,
und auf den Bergen brennt wie Silberdiamant der Reif
und Engelköpfchen gucken überm Himmelsstreif,
und wir beide sind im Paradiese.

Und uns gehört das ganze bunte Leben,
das blaue, große Bilderbuch mit Sternen,
mit Wolkentieren, die sich jagen in den Fernen
und hei! die Kreiselwinde, die uns drehn und heben!

Der liebe Gott träumt seinen Kindertraum
vom Paradies — von seinen zwei Gespielen,
und große Blumen sehn uns an von Fernenstielen . . .

Die düstere Erde hing noch grün am Baum.

Wilhelm Lennemann.

Ums tägliche Brot.

In Erntedurft ein Kirchlein steht,
drin spricht der Pfarrer ein heilig Gebet.

Und liest und wendet die Blätter um,
die Bauern sitzen still und stumm.

Ihr Träumen weit in die Felder geht,
wo in Stiegen der letzte Roggen steht.

Sie sitzen und nicken, und keiner sieht,
wie schwarz übers Dörflein ein Wetter zieht.

Nur einer, wie halb im Traume, erblickt
das schwere Gewölk und stutzt und erschrickt.

Und flüstert ein Wort, verwirrt und verstört,
das haben die Bauern alle gehört.

Sie sehn in das Wetter und hören nicht,
wie ernster und lauter der Pfarrer spricht.

Nur als er bittet ums tägliche Brot,
auf allen Gesichtern liegt Angst und Not.

Und einer steht auf mit schwerem Schritt,
und gleich geht der zweite und dritte mit.

Kaum ist das Vaterunser aus,
verläßt der letzte das Gotteshaus.
— — — — — — — — — — —

Die Mühle.

Es will der Roggen erntesschwer
sich fast zu Boden legen — — —
Die Mühlen stehen stumm und leer
und warten auf den Segen.

Da hebt ein Tag mit Ernten an
und Sensen blitzen nieder;
nun sinkt der schwere Mühlenbaum,
da recken sie die Glieder.

Sie schauen hungrig in das Land. — —
— Der Wind schläft müd am Hügel —
die Mühlen knarren und das klingt
wie Drohn, mit dem man Knechte zwingt, —
und lächelnd greift mit starker Hand
Gott in die Riesenflügel.

Paul Leppin.

Lied.

Mädel mit den weichen Wangen,
gib mir deine Hände her,
die nach einem Glück verlangen,
dem ich selbst auf müden, bangen
fremden Wegen nachgegangen.
und das ohne Ende wär.

Mädel mit den seidnen Haaren,
und den Augen tief und scheu,
komm, wir trotzen den Gefahren,
die in unserer Sehnsucht waren.
Unser Herz ist stark und neu.
Mädel mit den seidnen Haaren
und den Augen groß und treu!

Sieh, das Leben schenkt und spendet!
Und die Liebe macht so jung,
weißt du, daß sie niemals endet,
daß sie ihre Ritter sendet
in ein Land voll Spiel und Prunk,
wo kein dunkler Schmerz sie schändet,
weit — in die Erinnerung?

Hohe Stunden.

In tiefe Nächte will ich dich entführen
und wartend sehn,
wenn leise die goldenen Gartentüren
im Schloßpark gehn,
wenn die Träume kommen mit ihrem Singen
und wundersame Sagen bringen.

Wenn die Fontäne hinter grünen Kronen
einsam fließt,
und in den Liedern, die in ihren Wassern wohnen,
ein Klingen ist,
daß die Königin im Schloß beim Fenster lauscht,
was heute durch die Nacht so seltsam rauscht.

Wenn der Silberteich mit den Schwänen
schweigend ruht,
und die steinernen Löwen am Ufer sich dehnen
in der Mondenflut,
wenn leise an den goldkiesigen Wegen
die Rosen sich im Schlafe regen.

Wenn die Sehnsucht mit dunklen Füßen
beim Tore steht
und die Fenster wunderbar grüßen
in den Abend spät,
wenn die Sehnsucht hinauf zur Königin steigt
und ins Zimmer tritt und sich neigt.

Fritz Lienhard.

Glaube.

Wie eine Blume in milder Nacht,
vom Mond gespeist, vom Tau getränkt,
wachs ich von deiner Erde auf
zu dir, der mich hier eingesenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
deine Lenzluft lockt, deine Mondnacht taut —
tue mit mir nach deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich dein Kraut!

Milde Nacht.

Hinter dem Turm hängt
der verglühende Mondball
wie ein Heiligenschein.
Dunkel steht das Kloster,
ein Träumer der Mondnacht,
der über die Nebel der Tiefe schaut,
das Haupt umleuchtet.
Hab ich's erlebt, was mir im Sommer
das Herz erschüttert?
Hab ich's geträumt nur . .?
Kein Blättchen zittert im Wasgau.
Tief nur rauscht ein Wasser zu Tal.
Da flüstr' ich traumhaft
in die liebliche Nacht:

„Waldfrau, wo bist du?“
Und horch!
Tönt mir ein Waldhorn Antwort,
die sich am Tag im Astwerk verstrickte,
die sich in milder Nacht nun löst?
Fernher haucht's, wie ein süß Erinnern,
wie ein wunschlos Lächeln der Wehmut:
„Trauter, wo bist du?“

Der Bauer von Lupstein.

Ein Gesicht.

Die aufständischen Bauern (1525), zusammengedrängt in Zabern, hatten sich gegen das Versprechen freien Abzugs ergeben. Als sie aber herauskamen, hub ein furchtbares, drei Tage dauerndes Morden an, das die Felder bis zur Kapelle von Lupstein in ein Leichenfeld verwandelte.

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus alemannischer Nacht!
Unter den schnaufenden Wolken Geräusch von harter Schlacht!
Darein vielstimmiges Weinen, schräg fallender Tropfen Heer!
Ein Flügelschlag und Flügelstoß,
als tappt ein Untier fittichgroß
und ungefüg und federschwer
durch feuchte Nacht, durch nasse Nacht, durch wilde, wilde
Nacht daher!

Sturmwindzerrissen ein Läuten — so schwarz und hohl das
Land!
Ist das ein Feuerläuten? Steht wo ein Dorf in Brand?
Aufweinend bäumt sich die Linde vor meinem Herbergshaus,
als wollte mit stampfenden Wurzeln sie in die Nacht hinaus,
als wollte sie rauschend sich heben und kämpfen im breiten Zug,
mit tausend Krallen zerreißen den Wolkenbannerflug!
Sturmwindzerrissen ein Läuten — die Nacht so schwarz und
schwer!
Gott schirme verirrte Wandrer! — — Wo kommt das
Läuten her?

Steht ein Kapellchen um Mitternacht,
ein längst zerstörtes, wieder am Hain:
Dort wurden in der Mörderschlacht
achtzehntausend zu Leichen gemacht!
Der Landsknecht brüllt, der Schädel kracht,
von Bauern rieseln hernieder am Rain
schaumrote Bäche und Schreie der Not —
hochbeinig schreitet der Tod!

Dort steht in weißer Kapelle
magisch beleuchtet ein Geist,
der am zerschlissenen Strange
toll in die Mordnacht reißt!
Ein Bauer in letztem Grimme,
ein Bauer, zu Tod getroffen im Feld,
ein Bauer, des Glockenstimme
herzzerreißend gen Himmel gellt:
„Hilf, o du Vater der Armen!
Mordvolk ist hinter mir her,
kein Aufschrei um Erbarmen
schirmt mich mehr!
Hilf, hilf, hilf — mein Herz ist wund,
im Sturzbach schießt mein Blut aus dem Mund,
daß ich nicht lallen noch beten kann —
dein Glöckchen reiß ich — dich ruf ich an!“ . . .

*

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus wilder, wilder Nacht!
Über Felder und Städte wehheult die alte Schlacht!
An Scheiben gepreßt mit Schrecken beschau ich den grellen Ort —
Sturmwindzerrissen ein Läuten: mein Ahne läutet dort!

Burenpatrouille.

Im Tale flimmert eine feine Schnur:
Des Feindes Zelte! Die Gewehre stehn
in Pyramiden. Tropische Natur
umglüht den Kegel, wo ein leises Wehn
um Staub und Steine schleicht und hart Gesträuche.

Ganz tot der Berg! Ein rasches Rieseln nur
von einem Eidechs, lang und schuppendick,
der ins Geröll erschreckend fuhr.
Und dann ein Pferdekopf, ein leis Gekeuche —
ein Hut und Karabiner — Lauerblick
ins Tal — und wieder fort —
Das war ein Bur.

Im Land der blauen Seen.

Kommst du in Zagen gegangen
und bleibst errötend stehn?
O komm mit glühenden Wangen
ins Land der blauen Seen!

Das ist das Land der Frommen,
ein ewig Lenzrevier!
Hast du mein Rufen vernommen,
so mußt du kommen zu mir!

Du kannst ja gar nicht warten,
du mußt ja gehn und gehn
in meinen Blumengarten,
ins Land der blauen Seen! . . .

Wir gehn in edlen Träumen,
wir gehn im Blütentanz:
sie fallen von weißen Bäumen
und sie umhüllen uns ganz.

Die Störche darüber im Blauen,
die Lerchen sind kaum zu sehn,
lustwandelnd singen die Frauen
im Land der blauen Seen.

Auf grünem Wiesenplane
tummelt sich manch ein Roß,
es schaukelt in manchem Kahne
manch lachender Knabentroß.

Die wilden Schwäne stehen
weit an den Ufern hin,
in Kränzen von blühenden Schlehen
seh ich die Kinder ziehn.

Und von den fernsten Hängen
leuchtet ein weißes Haus:
Sie ziehen mit Gesängen
auch dort ins Land hinaus.

Hier ist von Jubeln und Prangen
nicht Anfang noch Ende zu sehn — —
Nie wirst du fort verlangen
vom Land der blauen Seen!

Detlev von Liliencron.

Fühler und Vorhang.

Weit der Schwadron war ich voraus geritten,
und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
verworren klang Geklirr von Roß und Bügel.
Da brach ein Reiher, nah, aus Nebelsmitten,
und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
Sonnübersponnen, unten tief, durchschritten
die Furt Husaren, Zügel hinter Zügel.

Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen,
„Fertig zum Aufsitzen“ und „Auf—gesessen“,
dann weg, wie von der Erde aufgesogen,
vorsichtig, still, in richtigem Ermessen,
schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
Halt . . . Säbelwink . . . Der Eisensporn dem Blessen,
und in den Feind sind wir hineingeflogen.

Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
auf roßzerstampften Sommerhalm
die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
und mancher kehrte nicht nach Haus
einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
der heut das erste Pulver roch,
er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
der Tod in seinen Arm ihn zwang,
er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
das stets der Junker bei sich trug,
am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
den kleinen erdbeschmutzten Band
und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
dem Vater diesen letzten Gruß,
der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Und der gesungen dieses Lied,
und der es liest, im Leben zieht
noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh, —
wer weiß wo.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch vergessenem Grab gewesen.

Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Nach dem Balle.

Setz in des Wagens Finsternis
getrost den Atlasschuh!
Die Füchse schäumen ins Gebiß,
und nun, Johann, fahr zu!
Es ruht an meiner Schulter aus
und schläft, ein müder Veilchenstrauß,
die kleine blonde Komtesse.

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor;
ein erster roter Streif.
Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
aus Schopf und Pelz den Reif.
Noch hört im Traum der Rosse Lauf,
dann schlägt die blauen Augen auf
die kleine blonde Komtesse.

Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
der Tauber gurrt und lacht,
am Rade kläfft der Bauerhund,
all Leben ist erwacht.
Ach, wie die Sonne köstlich schien,
wir fuhren schnell nach Gretna Green,
ich und die kleine Komtesse.

Du hast mich aber lange warten lassen.

Es lauscht der Wald.
Komm bald, komm bald,
eh noch verschallt im Lärm des neuen Tages
der Quelle Murmeln, und verhallt.

Geschwind, geschwind,
mein süßes Kind,
eh noch im Wind die Schauer tiefer Stille
verzogen und verflogen sind.

Durch Wipfel bricht
das Morgenlicht.
O, länger nicht, mein holdes kleines Mädchen,
laß nun mich warten, länger nicht.

Die Sonne siegt,
allendlich schmiegt
und lachend wiegt sie sich in meinen Armen.
Zum Himmel auf die Lerche fliegt.

Auf dem Hünengrabe.

(Nach der Jagd.)

Kalter Ente, kalten Eiern
Rotkehln hinterher geschickt.
Feld und Welt in grauen Schleiern,
müde bin ich eingenickt.

Auf dem Grabe, tief erschrocken,
starrt mich an die Enakstochter,
und vorsichtig neigt die Hecken
auf mich König Ringelhaar.

König Abels Tod.

(In den Marschen am 29. Juni 1252.)

Der König schläft im purpurnen Zelt,
der Posten klirrt auf und nieder.
Blauamethlicht gefangen hält
des Königs schwere Lider.

Vor den Teichen ebben die Wasser dumpf,
die Wachtfeuer qualmen und knistern,
durch die Nacht wiehert ein Pferd. Die Frösche im Sumpf,
sie stimmen in tausend Registern.

Auf heimlichen Wegen, mit Axt und Beil,
mit Keulen und Morgensternen,
kommen die freien Friesen in Eil,
sie kommen aus Näh und Fernen.

Das Bild des heiligen Christian
rumpelt voran auf dem Wagen.
Bitt für uns, betet der Kapellan,
wir wollen mit Gold dich beschlagen.

Mit Gold schon beschlägt ihn der gelbe Mond
und leuchtet auf Freund und Feinde.
Wenn morgen er wieder am Himmel thront,
er sieht eine stille Gemeinde.

Der König träumt im Purpurzelt,
der Posten klirrt auf und nieder.
Der blauen Ampel Dämmer fällt
auf des Königs zuckende Lider.

König Erich steht vor ihm, naß aus der Flut,
und steckt den Arm nach oben.
„Hinweg, hinweg, bei Christi Blut,
zehn Klöster will ich geloben."

Steilauf der König: „Gratias.
Wulff Bokwoldt! Helm und Schienen,
mein Schuppenhemd, und rufe rasch
Uk Rugmoor und Caj Thienen."

Wulff Bokwoldt, der Page, wie der Hund
schlief treu zu des Königs Füßen.
Im Traume lächelt sein junger Mund,
schön Heilwig sieht er grüßen.

Im Walde, voll des süßen Schalls,
er und schön Heilwig gingen.
Sie knotet lustig um seinen Hals
ihr Langhaar in Maschen und Schlingen.

Zwei Ritter mit schwarzem Panzer bewehrt,
stehn vor des Königs Bette.
Der Page gürtet dem König das Schwert
und reicht ihm Schild und Kette.

Im Lager lärmt es. Des Himmels Zier
sind gierige Geierflüge.
„Die Hengste her! Der Friesenstier
muß heut noch in die Pflüge."

Der König ruft es, die Sonne glitzt,
Gekrach und Lanzensplitter.
Des Königs goldene Rüstung blitzt,
Seit' jagen die schwarzen Ritter.

Dicht drängt Wulff Petzweldt den Schecken heran,
wild flattern Schweif und Mähnen.
Heut wird er ein Ritter, heut wird er ein Mann,
er beißt mit Eisenzähnen.

Die Friesen kämpfen für Herd und Weib,
König Abel ist verloren.
Die schwarzen Ritter strecken den Leib,
Caj Thienen und Ulf Rugmoeren.

Der König allein, er irrt auf dem Deich,
doch spritzt die Flut an den Wällen.
Ringsum der Feind. Keinen Sünder bleich,
einen König sollen sie fällen.

In die Friesen trug er sein Schwert Hilfnot,
das hat ihn heute betrogen.
Wessel Hummer aus Pellworm schlug ihn tot
und schleudert ihn in die Wogen.

Der Page, wo blieb der Page klein?
Sie warfen ihn nackt in den Graben.
Um seine weißen Glieder fein
zanken und raufen die Raben.

Sizilianen.

Nach der Hühnerjagd.

Erhitzt und müde, durstig, stark verbrannt,
kehr ich in meine Waldherberge ein.
Gewehr und Mütze häng ich an die Wand,
den Eimer sucht mein Hund und schlappt ihn rein.

Die junge Witwe lehnt am Schenkenstand,
freudarm und stumm, im letzten Abendschein,
dann lächelt sie verstohlen, abgewandt,
der Gäste Aufbruch läßt uns bald allein.

Reinigung.

Es singt ein Lied von Felix Mendelmaier
der lange Leutnant mit dem Ordensbändel.
Das alte Fräulein brütet Rätseleier,
besorgt den Tee und duftet nach Lavendel.
„O Isis" baßt der Rat, der liebe Schreier.
Weh mir, wie langsam schwingt der Abendpendel!
Zu Ende. Gott sei Dank. Ich atme freier,
und bade mich daheim in Bach und Händel.

Die Insel der Glücklichen.

Das Hängelämpchen qualmt im warmen Stalle,
in dem behaglich sich zwei Kühe fühlen.
Der Hahn, die Hennen, um den Sproß die Kralle,
träumen vom wunderbaren Düngerwühlen.
Der Junge pfeift auf einer Hosenschnalle
dem Brüderchen ein Lied mit Zartgefühlen.
Und Knaben, Kühe, Hühner lassen alle
getrost den Strom der Welt vorüberspülen.

Grabschrift.

„Wie der von Wölfen wild verfolgte Schlitten,
so hetzte mich das Leben durch das Leben."
Ich sah mich plötzlich selbst in ihrer Mitten,
von heißen Zungen war ich rings umgeben:
Verleumdung, Neid und Bosheit unbestritten
die gierigsten mit gierigstem Bestreben.
Es lief ein gräßlich Tier mit leisen Tritten,
gedankenlose Klatschsucht, faul daneben.

Sommernacht.

An ferne Berge schlug die Donnerkeulen
ein rasch verrauschtes Nachmittaggewitter.
Die Bauern zogen heim auf müden Gäulen,
und singend kehrten Winzervolk und Schnitter.

Auf allen Dächern qualmten blaue Säulen
genügsam himmelan, ein luftig Gitter.
Nun ist es Nacht, es geistern schon die Eulen,
einsam aus einer Laube klingt die Zither.

Schwalbenstyliane.

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

Acherontisches Frösteln.

Schon nascht der Star die rote Vogelbeere,
zum Erntekranz jubbeiten schrill die Geigen,
und warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere
und schneidet sich die Blätter von den Zweigen,
dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
durch kahle Äste wird ein Fluß sich zeigen,
der schläfrig an mein Ufer schickt die Fähre,
die mich hinüberholt ins kalte Schweigen.

Der Ländler.

Auf die Terrasse war ich hinbefohlen,
der jugendlichen, schönen, geistvollen,
holdseligen Prinzessin vorzulesen.
Ich wählte Tasso.
Durch den Sommerabend
umschwirrt uns schon das erste Nachtinsekt.
Die Sonne war gesunken. Rot Gewölk
stand hellgetönt, mit Blau vermischt, im Westen.
Der Garten vor uns, tief gelegen, hüllt
sich ein in dunkle Schatten mehr und mehr.
Und eine Nachtigall beginnt.
Der Diener
setzt auf den Tisch die Lampe, deren Licht

nicht durch den schwächsten Zug ins Flackern kommt.
Von unten, aus dem Dorfe, klingt Musik.
Und deutlich aus der Finsternis heraus,
Leuchtstriche, blitzen eines Tanzsaals Fenster;
die Paare huschen schnell vorbei dahinter.
Zuweilen, wenn die Tür geöffnet steht,
erschallt Gestampf, der Brummbaß, Kreischen, Jauchzen.
Unbändig scheint die Freude dort zu sein.
Ich trage unterdessen weiter vor,
wie flüchtige Bilder, unbewußt, den Trubel
im Tal an mir vorüberziehen lassend.
Und jene Verse hab ich grad getroffen:
„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
der schäumend wallt und brausend überquillt?“:
als ich die Lider hob und die Prinzeß,
die säumig ihre Linke das Geländer
hinüber ruhen läßt, erblicke, wie sie,
nicht meiner Lesung achtend, niederschaut,
das braune Auge träumerisch, sehnsüchtig
hinunterwendet auf den fröhlichen Ländler . . .

„Wie wär es, fänden wohl Durchlaucht Vergnügen,
sich dort dem frohen Reigen anzuschließen?“
Und sie, ein Seufzer: „Ach, ich tät's so gern.“
Wenn ich's nur bringen könnte, wiedergeben,
wie jenes Wort von ihr gesprochen klang,
das „so“, das „gern“, wenn ich's nur treffen könnte,
wie sie das sagte: „Ach, ich tät's so gern.“

Aus der Kinderzeit.

In alten Briefen saß ich heut vergraben,
als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
auf dem die Jahresziffer mich erschreckte,
so lange war es her, so lange schon.
Die Schrift stand groß und klein und glatt und kraus
und reichlich untermischt mit Tintenklecksen:
„Mein lieber Fritz, die Bäume sind nun kahl,
wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
Türk hat das rechte Vorderbein gebrochen,

und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh,
Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
Ich weiß nichts mehr. Mir geht es gut.
Schreib bald und bleibe recht gesund.
Dein Freund und Vetter Siegesmund."
„Die Bäume sind nun kahl," das herbe Wort
ließ mich die Briefe still zusammenlegen,
gab Hut und Handschuh mir und Rock und Stock
und drängte mich hinaus in meine Heide.

Einer Toten.

Ach, daß du lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
die mich umflatterten auf allen Wegen,
entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Daß du noch lebtest!
Schwer und kalt bedrängt
die Erde deinen Sarg und hält dich fest.
Ich geh nicht hin, ich finde dich nicht mehr.
Und Wiedersehen?
Was soll ein Wiedersehn,
wenn wir zusammen Hosianna singen
und ich dein Lachen nicht mehr hören kann?
dein Lachen, deine Sprache, deinen Trost:

Der Tag ist heut so schön. Wo ist Chasseur?
Hol aus dem Schranke deinen Pekuchenx
und geh ins Feld, die Hühner halten noch.
Doch bieg nicht in das Buchenwäldchen ab,
und leg dich nicht ins Moos und träume nicht.
Paß auf die Hühner und sei nicht zerstreut,
blamier dich nicht vor deinem Hund, ich bitte.
Und alle Orgeldreher heut verwünsch ich,
die mit verlornem Ton aus fernen Dörfern
dir Träume senden — dann gibt's keine Hühner.
Und doch, die braune Heide liegt so still,
dich rührt ihr Zauber, laß dich nur bestricken.
Wir essen heute abend Erbsensuppe,

und der Margaux hat schon die Zimmerwärme;
bring also Hunger mit und gute Laune.
Dann liest du mir aus deinen Lieblingsdichtern.
Und willst du mehr, wir gehen an den Flügel
und singen Schumann, Robert Franz und Brahms.
Die Geldgeschichten lassen wir heut ruhn.
Du lieber Himmel, deine Gläubiger
sind keine Teufel, die dich braten können,
und alles wird sich machen.
Hier noch eins:
ich tat dir guten Kognak in die Flasche.
Grüß Heide mir und Wald und all die Felder,
die abseits liegen und vergiß die Schulden,
ich seh indessen in der Küche nach,
daß uns die Erbsensuppe nicht verbrennt.

Daß du noch lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
die mich umflatterten auf allen Wegen,
entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Ach, daß du lebtest!

Poggfred.

Ein kunterbuntes Epos in neunundzwanzig Cantussen.

Aus dem fünften Cantus: Professor Emil Wolff und der Dämon

— — — — — — — — — — —

Noch eine Freude will ich dir bereiten,
ein Bild aus wildester Erinnerung,
es mag dir, ein Phantom, vorübergleiten."

Und wieder um mich ist die Landschaft jung,
die Birken blühen, Rasen treibt und Klee,
darin sind Hürden, Hecken wie zum Sprung.

Trara, ein Jagdhorn, und en cavalier
sprengt aus den Birken eine Reiterin,
die Peitsche wirft sie, fängt sie auf: Gardez!

Ihr Herrenhut grüßt lachend zu mir hin.
Zwei Doggen, rechts und links, ein Edelpaar,
flankieren sie mit stummem Mördersinn.

Und wenn sie springt, springt mit gesträubtem Haar,
doch immer lautlos, ohne Hals zu geben,
zugleich die Dogge, ihre Sklavenschar.

Ein wundervolles Bild: dies tolle Leben:
Das Weib, der Scheck, die beiden stummen Hunde,
wie sie den Plan, im Kreise stets, durchbeben.

Da plötzlich tritt ein Mann in ihre Runde,
er hebt den Arm, der einen Hammer hält,
„Aschtoret!" klingt's und „Tor!" aus Einem Munde.

„Laß mich, Aschtoret, wieder in die Welt!"
Doch sie: „Nie laß ich, Tor, dich von mir ziehn."
Der Hammer fliegt, die schlanke Lilie fällt.

Es strömt ihr Blut, der Mann liegt auf den Knien,
zu Boden rissen ihn die beiden Doggen,
er schreit, er wehrt sich, sie zerreißen ihn.

Die Pulse wollen mir, der Herzstrom stocken;
komm, Winter, rasch! Schnee, hüll mich ein, geschwind!
Und es begraben mich viel tausend Flocken.

Doch wunderbar, im weißen Wirbelwind:
Ist das mein letzter süßer Erdentraum?
Noch einmal machte mich die Schönheit blind:

Madonna unter dem Akazienbaum.
Er steht in Blüte, heiße Jahreszeit,
der Himmel blaut bis an den Meeressaum.

Und meine Herrin, hoch gebenedeit,
säugt unser Töchterchen, die kleine Abel,
und strahlt von rührendster Holdseligkeit.

Der ganze Garten weihraucht venerabel,
und alle Blumen müssen sich verneigen;
weit, weither tobt, tollt, grollt die Sündenbabel.

Weh, durch des Julis mittagliches Schweigen
stößt jäh ein Lärm ins Horn, und Pforten schlagen,
Gestampf und Kiesgeknirsch, ein geller Reigen.

Barbaren (Menschen) nahn auf Sichelwagen,
die Pfeile überschütten schon den Platz,
und nackte Schwerter drohn und Spieße ragen.

Der Mutterbrust entreißen sie den Schatz,
ich bin an ihrer Seite blitzgeschwind,
doch bin verloren in der Hufenhatz.

Es trägt mich in die Luft ein Kräuselwind
und läßt mich nieder, fern in Felsenschlüften,
da stürz ich hin und weine wie ein Kind.

Wie still ist's hier in diesen finstern Klüften.
Hoch muß ich sein, vielleicht in Gottes Sphären,
von unten tief dringt Grabgesang aus Grüften.

Und über mir schwebt über Land und Meeren
ein Riesenvogel; dessen Flügel reichen
von Pol zu Pol, gekrümmt wie Krebsesscheren.

Doch seiner Kraft und seines Schmuckes Zeichen
sind an den Enden festgekeilt im Eise,
er kann die Sonnenbahnen nicht erreichen.

Und darum sucht er gierig seine Speise
in unsern volkbesetzten Erdentalen
und weidet Menschen, Kinder bis zum Greise.

Und sättigt sich im Dunstkreis unsrer Qualen,
die unaufhörlich in den Gründen grausen,
aus tränenüberströmten Opferschalen.

Es schwillt herauf zu mir ein dumpfes Sausen
und Stampfen, wie von Hunderten Geschwadern,
die rasend durch den Morgennebel brausen.

Und Feuer, Qualm und Schreien, Zank und Hadern,
das alles lähmte albschwer mir die Glieder,
ein Strom von Gift durchströmte meine Adern.

Ich schloß die Augen, offen sind sie wieder,
und wieder seh ich jenen Vogel schweben,
doch schiel ich nur, halboffen sind die Lider.

Und er erhob sich unter Wolkenbeben,
gelöst ist jetzt sein Flügelpaar vom Eise,
ach, könnt ich mit ihm in sein Ätherleben!

Als er nun zog die ungeheuern Kreise,
fand ich von ihm mich mit emporgetragen
und rauschte mit ihm seine Weltenreise.

Ich sah die Sterne durcheinanderjagen,
als ob im Himmel goldne Kugeln schnellen,
Wie Gaukler tun an Sommerjahrmarktstagen,

auch wie in warmen Nächten durch die Wellen
ein Nachen leuchtend furcht auf Funkenschäumen,
die rings das Boot durch ihren Glanz erhellen.

Mein Auge starb in überhellen Räumen.
Und da saß Moses, der Gesetzgründer,
umzirkt von purpurblauen Wolkensäumen.

Titanenkräftig blickt der Gotteskünder,
ein erster Heiland aus dem Menschenpfuhle,
mit seinen Brauen bändigt er die Sünder.

Und jetzt: ein Nordlicht krönt das Himmelsstuhle:
Der Nazarener war's im Lichterscheinen —
Tief tauchte der Koloß von seinem Stuhle.

Unsagbar war die Milde, die dem Reinen
das schöne, heimatstille Antlitz prägte,
nach innen sah ich seine Schmerzen weinen.

Doch hinter ihm, als er sich fortbewegte,
schritt grinsend, blutbespritzt der Menschenschnitter,
des roter Mantel scharf die Erde fegte.

Am Firmament unzählige Gewitter,
ein Feuermeer im ganzen Weltenkreise,
Dann sank die alte Nacht, ein bleiern Gitter.

Ich fuhr erschrocken auf nach dieser Reise,
und fand mich auf der höchsten Alpenspitze,
verlassen und allein wie eine Waise.

Verlassen? Stand nicht auf dem Platz der Blitze,
an eine Fahnenstange festgebunden,
ein Mann, ein Schemen, auf dem Donnersitze?

Erwartet der hier seine letzten Stunden?
Den Tod? Umschrien von Sturm, von Kannibalen?
Am Folterpfahl die letzte seiner Wunden?

Wer bist du? rief ich. „Du — und deine Qualen,
dein Leib und deine Seele! Siehst du's nicht?
Dein Leben mußt du hier zurückbezahlen."

Da trat ich zu ihm hin, wie dicht ans Licht,
und starr ihn an, und steh wie eine Säule:
Dann sollst du, Bube, mit mir ins Gericht!

Er aber reißt sich los mit Wutgeheule,
und wirft mich nieder, würgt mich, kniet auf mir,
wir kämpfen, doch er knebelt mich im Knäule.

Ich fühle seines heißen Atems Gier,
stoßweise schreit er rasend auf mich ein,
indessen er mich anglotzt wie ein Tier:

„Nie gabst du deinem Glück ein Stelldichein,
vom Leichtsinn ließest du dich stets betören,
des Weibes Keuschheit war dir leerer Schein.

Charakter fehlte dir, dir zu gehören;
so war's ein jämmerliches Schwanken nur,
und Wahnsinn mußte endlich dich zerstören."

Fern ließ zu mir empor ein Ordensschwur
den Hohenfriedeberger Marsch erschallen,
da sprang ich auf, als hätt ich Kraft vom Ur,

und ließ den Teufel in die Gründe fallen,
daß klatschend er von Zacke zu Zacke schlug,
im Echo muß ein greulich Wort verhallen:

„Selbstmörder —". Schuld aus eignem Lug und Trug,
das Los von dem, der nie den Halt erklommen:
die Sinne schwanden mir wie Rauch im Zug.

Doch eh mein Geist den schwarzen Weg genommen,
fühlt ich von weichen Armen mich umschlungen,
und eine süße Stimme sprach: „Willkommen!

Jetzt hast genug du mit dir selbst gerungen,
hier reicht ein reines Weib dir Trost und Treue,
die Liebe hat den bösen Feind bezwungen."

Und himmlisch quoll das Tränenlied der Reue.

Fünfzehnter Cantus: Fantasio Peregrin.

In meinem Lorbeer lag er, an der Eiche,
kühl durch die Stille plätscherte das Wehr,
die Blatterschatten huschten auf der Leiche.

Wer war der Fremde, und wo kam er her?
der sich, antik, den Dolch ins Herz getrieben.
War ihm der Lebensweg zu lebensschwer?

Wer waren seine Freunde, seine Lieben?
Kein Brief, kein Zeichen seiner letzten Stunde?
Doch! Auf dem Zettel da steht was geschrieben:

„Ich machte auf der Erde meine Runde,
ich bin durch vieler Herren Land gezogen,
ich sah nur stets die große Menschheitswunde.

Gleichgültig treiben Wolkenzug und Wogen.
Bringt auch die Schwalbe ab und zu den Frieden,
nie baute sie an meinem Fensterbogen."

Ich hätte gern den blutigen Ort gemieden,
doch bannte mich die Pflicht, ich blieb und bog
mich nieder zu dem Mann, der hier verschieden.

Um die gebrochnen offnen Augen flog
und zitterte noch das verglaste Leid,
der letzte Schmerz, der sie ums Licht betrog.

Still! Seine Seele floh ihr Pilgerkleid,
ich sah, sie küßte seine weißen Wangen,
bereit zum Fluge in die Ewigkeit.

Doch eh sie in die Ewigkeit gegangen,
umschwebte sie den Ort noch, webernd, webte
auf einen Zweig, da saß sie wie gefangen.

Mir graute, denn es summte wie Gebete,
als schwächte jeden Laut ein dichter Flor.
ich hörte anfangs nicht, um was sie flehte.

Dann klang mir's immer deutlicher zu Ohr,
es war kein Flehn es waren ruhige Sätze,
sie sang: „Lebwohl, mein edler Garde du Corps.

Das Leben gab dir alle seine Schätze:
Kraft, Mannheit, Schönheit, vornehme Geburt,
des Reichtums goldbeperlte Fischernetze.

Was ritteſt du nicht fröhlich zum Buhurt?
Genoſſeſt nicht den Zufall deiner Rechte?
Was ſuchteſt du nach Grund bei jeder Furt?

Ach! Grübelei zerfraß dein Hirngeflechte,
beſtändig gabſt du dich Gedanken hin,
das machte dich vom Ritterherrn zum Knechte.

Die Schärpe, deines Muts Begleiterin,
den Helm, den Küraß ſchobſt du in die Ecke.
Und wem zuliebe? Wonach ſtand dein Sinn?

Wie Don Quijote zogſt du, armer Recke,
ein Narr der Freiheit, über Berg und Tal,
bis du, dein eigner Sklave, kamſt zur Strecke.

Was trieb dich denn nach Spanien, Mann der Qual?
Da ſchoß Don Amor dir ins Herz den Pfeil,
du aber warſt ein tumber Parſifal.

Lebwohl, du zollteſt deinem Fleiſch ſein Teil,
die Erde wird dein Irdiſches zerſtören,
ich aber ſchwebe auf zu meinem Heil."

Die Seele wich; es wollte mich empören,
wie schamlos sie von ihrem Bruder schied.
Muß selbst der Tod noch Sittenpredigt hören?

Verklungen war das sonderbare Lied,
da schob sich vor die Sonne feuchtes Grau,
ein plumper Nebelballen sank ravid.

Ich kenn mein nordisch Wetter sehr genau,
und hab mich dran gewöhnt; doch seit ich denke,
so schnell wie heute fiel noch nie der Tau.

Und immer dunkler wurde das Gesenke,
bis Finsternis mich manteldicht umschloß;
da plötzlich färbt ein Bild die Wolkenbänke:

Granada! Auf bekränztem Berberroß
seh ich Aischa, Abul Hassans Kind,
der Gotenfürstin Egilone Sproß.

Mit ihren schwarzen Haaren spielt der Wind,
ein Stahlhelm schützt sie vor den Sonnenstrahlen,
wie Schnee der Sierra gleißt ihr Brustgebind.

Ihr brauner Hals trägt reich an Wildbepalen
ein schwarzblau Band; die Arme sind geschmückt
mit Saphirspangen, die den Himmel prahlen.

Die Menge neigt sich, bis zum Knie gebückt;
ihr Zelter, Andalusiens Edelblute,
bäumt auf, von seiner stolzen Last entzückt.

Plötzlich: Was giert sie unterm Eisenhute?
Die straffe Hand, weshalb? ergreift den Speer,
der eben zierlich noch am Zaume ruhte.

Erspäht ihr Funkelblick ein Christenheer?
Ist's Don Tellez, der sie zum Kampfe reizt?
Der fremde Don mit Augen wie das Meer.

Ist's Liebe, ist es Ruhm, wonach sie geizt?
Ah, Weiberlaunen! Wie die Lippen spielen!
Wie sie sich nun graziös im Sattel spreizt!

Sie lacht! Die märchennächtigen Augen zielen,
nach wem? Sie lacht, sie wiegt sich, und sie lacht,
und galoppiert auf bunten Krokusdielen.

Sie galoppiert durch ernste Lorbeernacht,
durch frohe, frühlingstolle Mandelbäume,
der Gießbach stürzt durch Goldorangenpracht.

Sie fällt in Schritt, und fällt in Traum und Träume;
Verheißung, wem? Wem gilt ihr Mondesblick,
nach Tag und Tau und Abendrotgesäume?

Venus geht auf; es knüpft sich ein Geschick.
Lautlos. Es lärmen nur noch die Fontänen.
Träg blinzelt Sphinx hinauf ins Sterngestick ...

Ich bin nicht mehr im Land der Sarazenen:
Mein Frösteln mahnt, daß ich in Poggfred bin,
wo sich die dicken, dummen Nebel dehnen.

Die Sonne, eine matte Siegerin,
dringt mühsam wieder durch die Wolkendeiche;
ich nehm ihr Licht mit Dank und Ruhe hin.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche,
wer mag der Fremde sein, wo kam er her?
Die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Kühl durch die Stille plätscherte das Wehr.

Cincinnatus.

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Und schleichen die Wünsche wie schmeichelnde Panther,
tobt einer im Blut mir, ein höllengesandter,
daß ich Ruhe nicht finde bei Tag und Nacht,
daß ich ganz wirr bin und überwacht,
daß mir die Wangen einfallen und bleichen,
und kann doch und kann doch den Wunsch nicht erreichen:
ich schluck ihn zu den begrabenen andern,
fein still, und es säumt schon das rastlose Wandern.

Das Wort klingt herb und hat traurigen Mund
und tröstet mich doch und macht mich gesund,
meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein.
Bietet der Staat mir Würden und Amt,
und trüg er mir's an auf purpurnem Samt,
ich winke den Bringern, ich lache dem Tand,
und wehre sie ab mit verneinender Hand.
Mich schaudert vor Joch und Fessel und Druck,
vor des Dienstes grauem Bedientenschmuck,
vor des Dienstes Sklavenarbeiten,
vor seinen Rücksichtslosigkeiten.
Ich beuge den Menschen nicht meinen Nacken,
und lasse sie nicht an den Kragen mir packen.
Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
ewig nur gegen den eigenen Nabel
und frißt sich selbst in den Eingeweiden
und schafft sich selbst nur die bittersten Leiden.
Weg da, ihr Narren, und laßt mich in Ruh,
und dröhnend werf ich mein Hoftor zu.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein.

Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
bis wieder die Streitart am Nagel hängt.
Muß das Vaterland drangvoll die Sturmflaggen hissen,
he heida! die Klinge der Scheiden entrissen.
Und droht es von Osten und dräut es von West,
wir schlachten den Bären, den Hahn uns zum Fest.
Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
sie lernt uns schon kennen, der Angriff zerpellt.
Und der Frieden strahlt auf, von Sonnen gezogen,
der Teifun erstarb in sanft plätschernden Wogen,
der Ackersmann sät, und der alte Verkehr
findet verkettete Straßen nicht mehr.

Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
fest auf den häuslichen Feuerherd,
umfasse den Griff mit der einen Hand,
und trockne das Blut von Rill und Rand,
und schleif es, gewärtig zu neuem Tanz,
doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein!

In einer Winternacht.

Viele Tausende haben sich aufgemacht
in stürmischer, schneeiger Winternacht.
Die Menge staut sich, steht Fuß an Fuß,
dem Kaiser zu danken mit letztem Gruß.

Plötzlich am Schloß zwei Flammen wie Schlangen,
vom Dom her wimmert ein Glockenbangen,
bald dröhnt es gleichmäßig, ohn Unterlaß
in grausamem Takt, in furchtbarem Baß.
Und wo sich die Massen zusammengeschoben,
über die Köpfe schwimmt hoch erhoben
ein dunkler Sarg, so tränenschwer,
ein Troß von Königen hinterher.
Wie die Wolken erschrocken hasten,
der Wind packt: halt! halt! des Bahrtuchs Quasten,
doch durch das bewegte Lüfteleben
seh ich wohl hundert Adler schweben
mit wundervoll ruhigem Flügelschlag,
so stolzes Geleit wie am Siegestag.
Rauch schlägt nieder aus ehernen Becken,
drin die Feuer geschürt, den Rand überlecken.
Die Erde zittert, dumpf ist es zu spüren,
wie die Hufe des Zuges das Pflaster berühren.
Die Fackeln strecken als Leuchten sich vor,
in den Helmen sich spiegelnd der Gardes du Corps
Und senken sich nieder, verlöschen im Schnee —
vorüber, vorüber das schluchzende Weh.
Aus der offenen Domtür tönt Orgelgebraus,

ein Palmenwald grüßt in den Winter hinaus.
Alles grün, alles Frühling, wo sonst weißer Kalk,
Lorbeer umlaubt den Katafalk.
Selbst Gärten, die einst unser Sturmschritt geknickt,
heut haben sie Reisen und Kränze geschickt.

„Laßt mich durch, die Gasse mir aufgetan,
laßt mich durch, laßt mich durch, sonst brech ich mir Bahn!
Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
der König! rief es in weiter Runde,
und jauchzend bemmten wir seinen Zügel,
bedeckten mit Küssen Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
sein Auge trevst, seine Lippe bebt,
mit ihm, mit ihm hab ich's durchgelebt."

Pietà.

Wie kommt hierher Maria mit dem Leichnam?
Er liegt im Sand, am Ufer hart auf Muscheln,
und unbegrenzt dehnt sich die See hinaus.
Der Abendhimmel zeigt Gewitterstimmung,
und bis zum Wasserspiegel reicht die Wolke,
die einzige, große, schwarze Wolkenmasse.
Ganz schwache Wellen, ohne Mützchen selbst,
die träge spielen, spülen an den Strand,
und lassen einen schmutzigen Schaum zurück,
der längs der Küste wie ein Strich hinzieht.

Auf harten Muscheln liegt der Kruzifixus.
Die Füße sind, die noch gekrümmten Hände
mit weichem Tuch umwickelt, daß die Male
der Nägel nicht, die schrecklichen, zu sehn.
Und über ihn neigt sich Maria hin
in ungeheurem Gram, und kann es nicht
und kann es nicht begreifen, daß wir Menschen
so schändlich ihren Sohn verraten konnten.

War er die Liebe nicht? War nicht sein Trieb,
sein einziger Trieb auf seinem Lebenswege:
Versöhnung, Friede, Herzenslauterkeit?
„O Haupt voll Blut und Wunden," und Maria.
mit ihren Tränen wäscht den Staub sie ab
von seinem Antlitz; und mit ihren Fingern
kämmt, trocknet sie den Bart vom Todesschweiß.

Am Horizont, wo nun die Sonne scheidet,
die hinter dickem Dunste sich verbirgt,
bricht Licht hervor, doch nur zurückgeworfnes.
Und dieses Licht ergießt sich übers Meer
und geht in Streifen schnell darüber hin
und trifft das Ufer und die Leidensgruppe,
bis sich der Himmel plötzlich wieder schließt.
Ein Augenblick ist's dunkelschwerer Nacht —
Da lodert in der Ferne, landeinwärts,
ein Flammenchaos: Städte, Länder brennen,
und wüstes Schreien, Lärm von Schwert und Schilden
dröhnt her, und Roßgestampf und Kriegsmusik;
und gen einander tobt's: In Jesu Namen!

Die Sonne sank, die Dämmerung beginnt,
ein linder Westwind hat sich aufgemacht
und streichelt sanft den spitzen Dünenhafer
und kühlt die Augen unsrer lieben Frau
und küßt die Schmerzenszüge des Erbarmers
und gibt der Woge leichten Plätscherton,
der sich verbündet mit dem leisen Weinen,
das unaufhörlich auf den Heiland tropft.

Der Turmbläser.

Es war am längsten Tag. Um neun Uhr abends
durchschritt ich eine lange helle Straße.
Sie schien bewohnt von allen Menschenklassen.
Und ein Gewimmel war es überall.
Ich hörte im Vorbeigehn immer nur
von jedem mir Begegnenden drei Worte:
Genuß und Geld, und nur Genuß und Geld,

und auch, wo Arbeit war gesucht, gefunden,
und wer vergebens Arbeit nachgegangen.
Und Arbeit, Arbeit nur, um zu genießen,
um Weib und Kind mit Sorgen zu ernähren,
zu atmen, welch ein kümmerliches Los."
Als ich mich mühte nun, mich durchzudrängen,
fiel mir ein Zug auf jedem Antlitz auf,
auf jedem Antlitz, das in schneller Folge
an mir vorüberschoß und schob und trieb:
Entsagung war's, und hinter dieser Trauer
ein rasendes Verlangen, mitzunehmen,
was mitzunehmen ist im kurzen Leben.

Als ich am Dom des heiligen Michael
vorüberkam, da hört ich plötzlich klar,
da hört ich eine einsame Posaune,
die eben auf dem Turm geblasen wurde.
Ich sah hinauf: aus einem Schallloch blinkte
das Instrument im letzten Abendschein.
Und der es blies, so hoch und fern er stand,
ich konnt ihn deutlich sehn: den alten Mann
mit seinem langen weißen würdigen Barte.
Und der Choral erscholl, den alle kennen:
Wer nur den lieben Gott läßt walten
und hoffet auf ihn alle Zeit,
den wird er wunderbar erhalten
in jeder Widerwärtigkeit.
Und feierlich und in virtuosem Spiele
klang es wie Engelstöne durch die Luft
hin über allen Wust und Schmutz und Lärm,
hin über alle Gier in hehrer Reinheit.
Ist das der letzte Christ, der eben steht,
der jetzt, unangefochten von der Sünde,
in Glaubenstiefe seinem frommen Herzen
die Warnung mild und ernst entströmen läßt?
Ein letzter Mahnruf: Kommt, o kommt zu mir,
eh euch ein furchtbares Ereignis alle,
euch alle in den Schlund der Hölle zieht?

Otto zur Linde.

Da hoben sich die Berge aus den Wurzeln
und war ein langer Zug und Heer
und wandelten auf breiten Füßen,
die Grabaks Rinder über großes Land.
Grabak ist der Wurm des Sternbaums
an den Zweigen hängen Sonn und Mond
Ygdrasil o Baum der Welt!
Einbaum, und die grade Wurzel
steht so tief und hält die Hölle
hält die Hölle hängend, daß sie nicht fällt.
Grabak ist der Wurm des Sternbaums
der vier Wurzelarme streckt
daran hängen in den Wassern
Sonn und Mond und aller Welten Sterne;
Einbaums Widerkrone Zweige rauschten
als der Wurm die Unterniß durchfuhr.
Grabak biß die Berge daß sie brüllten
und sich hoben aus dem Schlaf, zu wandeln
alle gen Norden sich zu stürzen in das Meer.
Da war ein Stampfen auf dem Land
breithin und langhin ein Heer und Zug.
Und stiegen in die Ebne, in das tiefe Land,
und über Brücke schmal, die Inseln beschreitend
ins Norderland und hochhinauf
die Grabaksrinder bis ans Meer.
Aber Vögel fliegen schneller als Berge und Steinhuf
da rauschten die Federflügel überm schlafenden Meer.
„Steht auf und baut eine Mauer
eine wasserhohe Mauer."
Da standen die Berge dumm vor dem gürtelnden Meer.
Grabak der Wurm kroch unter der Wurzel
und biß das Meer daß es hoch auf sprang.
Und Wasserberge wandelten

weiße Grabaksrinder, grüne Grabaksküh,
Da beirrang der Berg die Meerkuh.
So aber wurde der Walfisch erzeugt
der sein Wasserhorn in die Wolken stößt
und nordwärts fährt in das eisige Endland.
Aber die Berge drehten ihre Stirn nach Süden
vor Grabak zu fliehen, und wurden heiß vom Lauf.
Sie stießen steinerne Hufe auf den Boden
plump und erschütternd alle Grundfesten
daß die hängende Hölle an der Kette überschlug
sich übergoß und zähes Feuer hinabfloß.
Rasend rannten Grabaks Rinder
und die Welt begann von untenauf zu brennen.
Blutschwitzende Berge bliesen Dampf aus heißem Maul
und brüllten vor Zorn und beirrangen das Südmeer.
Mit breiten Beinen standen goldne Rüde
stellten die Hufe fest und stöhnten dumpf.
Da ward Leviathan erzeugt
der Befahrer des brennenden Pechsees.
Und fuhr gen Süden in die lodernde Feuerkunft.

* * *

Durch starrendes Eis steuert der Walfisch.
Leviathan lenkt den erstickenden Lauf
durch den lechzenden Wutbrand.
Sie treffen sich feindlich in tosender Mitte,
hoch stößt der Walfisch sein Horn welthoch;
tief schlagt seinen Schweif Leviathan unter die Hölle.
Sie umschlungen sich tobend,
um die ganze Welt erschüttert der klammernde Kampf.
Da kroch Grabak furchtsam
in den Kessel der hängenden Hölle
und wartet des Ausgangs in Angst.
Nicht wissend der Weide stehen die Berge
in wirren Haufen, hierhin und dorthin,
Grabaks Rinder ohne Hut und Hirt;
dumm stehen Grabaks Rinder und käuen schweigend.

Am Abend

werden in der Kirche die Fliesen kalt.
Da mag die Nacht nicht mehr am Boden liegen,
sie stellt sich auf die Füße und ist bald
die Wendeltreppe des Turms hinaufgestiegen.
Wohl höher — und wo die Mauern und Dächer sich neigen
kriecht die Nacht zum Schalloch hinaus . . . so hoch.
Nun will die schwarze Katze zur Kugel steigen:
schau, wie sie kriecht, wie sie springt, über Kreuze und Joch.
Wo die goldene Kugel die steinernen Taue knüpft
und straff spannt wie ächzende Ankertaue am Schiffe,
da sind Strickleitern und Kreuzmaschen und Kränze: an denen hüpft
die Nacht und bricht kein Ziersteinchen — mit flinkem Griffe
faßt sie die Kugel. Die goldene Kugel am Himmel
schwebt so hoch und kann nicht los vom Boden,
die möchte zwischen all den Sternen schwimmen:
Aber die sind für den Hahn, für den roten Hahn ganz oben.
Der pickt Sterne mit dem hungrigen Schnabel und trinkt
aus der weißen Mondschüssel und kennt kein Schwindeln.
Aber die Nacht kennt's auch nicht und hei! wie sie springt
ganz hoch — nun reicht sie fast an die Wolkenschindeln.
Eine schwanke Stiege nurmehr, ein paar Stufen noch,
hier ist das Dach, und schräger oben das Fensterloch.
Nun schaut die Nacht zur obersten Welt hinaus
und kann auf die Straße sehen, die geht an der Welt vorüber,
und liegt tief unten, und führt von hier nach dort.
Aber über die Straße ganz nah, da liegt auch ein Haus,
da schaut der Tag durchs Dachfenster zur Nacht herüber.
Und die Nacht spricht mit dem Tag, kein Lärm überschattet das Wort.
„Ei du lieber Tag, bist du da? Sprich mir, kein Lauscher ist nah." —
„Du liebe, liebe Nacht, wie lang schon hab ich gewacht!" —
„Komm zu mir." — „Ich kann nicht, die Straße ist breit." —
„Ach nun ist keiner dabei, und hilft uns das nicht,
Wir Liebesleute zwei kann keiner zu keinem kommen.
Ist doch ein Herzeleid!"

Karl Maria.

Notturno.

Im treibenden Nachen.
Dämmerung. Stille.
In den Uferbäumen
dann und wann
ein Atemzug Nachtwind.
Eine Fledermaus schwirrt.
Eine Welle gluckt müde.
Noch eine.
Noch eine.
Ich sitze, am Hut die Nebeltropfen,
und zähle am Ufer
die roten Lichtchen, —
auf den nassen Rudern
— preißelbeerklein —
flirrt's von Reflexchen . . .

Auf dem Nachhauseweg.

Vom Karpfenweiher — den langen Weg
zusammen nach Hause . . .
Wie liebreizend sie ist! . .
Den Muff dicht unter
die siebzehnjährigen
Brüstchen gedrängt, —
aus ihrem kleinen
Munde kringelt
ihr Atem in die stille,
graue Schneeluft . . .
Die glimmernden Schlittschuh
— zusammengeriemt —
klirren von Zeit
zu Zeit an ihr linkes
Knopfstiefelchen . . .
Wie liebreizend sie ist!
Wir schlendern langsam . . .

Weit und breit — meilentief —
nur beschneite Felder,
voll kleiner, krauser
Krähenfußtapfen; —
schräg links verrinnend,
— isabellenfarb —
ein Abendrotstreifchen . . .
Wir schlendern langsam . . .
. . . . . .

Marie-Madeleine.

Der Sklave.

Wie ist mein zitterndes Herz entbrannt,
du brauner Sklave von Samarkand!

Die Sonne lodert wie Gift und Glut
über der Stadt und über der Flut!
Komm du mit mir in mein weißes Haus!

Und küß ich den blassen Mund dir rot, —
deine Augen sind traurig wie der Tod.

Deine Augen blicken so leer und starr
unter dem seidenen Wimperhaar,
du Allerschönster von Samarkand!

Schweigst du noch immer? — Und kalt bleibt dein Mund!
Nieder mit dir auf die Kniee, du Hund!

Über dem Bett, das spitzenbesäumt
hinter des Baldachins Falten träumt,
hängt eine Peitsche mit goldenem Griff.

Nieder mit dir auf die Kniee, du Sklav,
hei, — wie der sausende Hieb dich traf!

Und seltsam leuchten und wunderbar
die Lotosblumen in deinem Haar,
und die Tropfen Blut auf deiner Haut!

Im Park.

Es sind des Nachts in meinem Park die Teiche
wie tote Augen. Oder wie Ovale.
Hoch über ihnen aber dreht das fahle
Himmelsgewölb, das sterndurchflammte, bleiche.

Es sind des Nachts in meinem Park die Rosen
wie weiche, junge Lippen. Und sie können
gerad so kühl und so verzehrend brennen
wie solche jungen Lippen, wenn sie kosen.

Die dunklen Pflanzen hängen wild hernieder,
und zärtlich ziehe ich die hohen, schwanken,
die wildverflochtnen, dunkelgrünen Ranken
wie einen Königsmantel um die Glieder.

Und schauernd liege ich im feuchten Gras,
den jugendheißen Körper ganz umgeben
von dem geheimnisvollen, stummen Leben,
von all den Ranken, schwer von Tau und naß.

Da senk ich tief mein Haupt zur Mutter Erde
und denk verzweifelt an den Tag vor allen,
an jenen Tag, da ich, zu Staub zerfallen,
den wilden Pflanzen Nahrung geben werde.

Wilhelm Michel.

Schwüle Nacht.

Aus den Wolken, aus der Ferne,
von den Bergen kam die Nacht.
Einsam leuchtet die Laterne,
die das stille Haus bewacht.

Diebe schleichen um die Türen,
listig in die Nacht gebückt.
Mörder gehen um und spüren,
wahllos ist ihr Dolch gezückt.

Und die Liebe kommt und bittet:
„Liebste, hast du mir gewacht?“
Alles ist von Nacht zerrüttet,
und der Erde Geist verschüttet
tausend Leben in die Nacht.

Spinnen kriechen, Mäuse jagen,
und ein Rauschen tost und droht.
Glocken heben aus und schlagen:
„Nimmer kommt das Morgenrot!

Allzutief in Nacht gebettet,
wird das Leben jetzt erwürgt.
Nur den Maulwurf drunten rettet
Gott, der sich im Himmel birgt.“

Die Seele.

Ich bin von reichem Leib umbaut.
Mit Sinnen bin ich rings gewandet,
um die ein dunkles Meer erbrandet.
Das sieht so süß. Das tönt so laut.

Ich muß es dulden, daß mein Ohr
zum Klang macht die bewegte Luft.
Die Welt ist finster. Doch der Tor,
das Auge, füllt mit Glanz die Gruft.

Aus Weltraums Dunkel schwarz und tief
höhlt es das Blau, das flutend wallt.
Das Ohr spricht ewig: Horch! Wer rief?
Das Auge spricht: Gestalt! Gestalt!

Doch tief in diesem Lichthaus trauert
uralte Blindheit, die betört
vor jedem Bild erschrickt und schauert,
das ihre fromme Nacht verstört.

Sie ist des Todes Keim und Samen,
Nacht ist sie, die den Tag beweint,
Leid ohne Wort, Scham ohne Namen
um all die Schmach, die tönt und scheint.

Agnes Miegel.

Schöne Agnete.

Als Herrn Ulrichs Witib in der Kirche gekniet,
da klang vom Kirchhof herüber ein Lied,
die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
und die Priester und die Knaben, alle blieben stehn,
es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Mesners Glöcklein klingt,
liebe Mutter, hör, wie draußen deine Tochter singt,
denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
denn ich kann ja nicht mehr knien vor Marias Schrein,
denn ich hab ja verloren die ewige Seligkeit,
denn ich hab ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.
Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh,
keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum . . .
Liebste Mutter, ach ich bitte dich,
liebste Mutter, ach ich bitte dich flehentlich,
wolle beten mit deinem Ingesind
für meine grünhaarigen Nixenkind,
wolle beten zu den Heiligen und zu unsrer lieben Frau
vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach ich bitte dich sehr,
alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher,
sage du dem Priester nun,
er soll weit auf die Kirchentüre tun —

Daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
daß ich sagen kann meinen Kinderlein
wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!"

Und die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
da ward die Türe weit aufgetan —
und das ganze heilige Hochamt lang
ein weißes weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

Der Tanz.

Der Schritt der letzten Gäste klang im Flur,
dann wurde dumpf die Haustür zugeschlagen,
und in die Sturmnacht fuhr der letzte Wagen.

Des Hauses junge Töchter blieben nur
allein im Saal, im traumhaft goldnen Glanze
herabgebrannter Kerzen, deren Duft
wie Weihrauchqualm durchzitterte die Luft,
so schwül und schwer noch von dem wilden Tanze.
Die älteste der schlanken Schwestern stand
an dem Klavier, und ihre Lippen sangen
die Walzerweisen, die ihr Herz durchklangen,
bis Ton auf Ton die schmale Rechte fand.

Die müden blonden Zwillingsschwestern kamen
langsam herbei und sangen leise mit,
und wiegten lächelnd sich im Walzerschritt,
als ihre Lieblingsweise sie vernahmen.
Die jüngste aber zog aus ihrem Strauß
langsam der roten Nelke Glut heraus
und steckte sie in ihre Gürtelspange
und raffte schweigend, wie im tiefen Traum,
ihr weißes Kleid und schien's zu merken kaum,
daß sie schon tanzte nach der Schwestern Sange;
mit großen Augen schwebte sie dahin,
langsam und feierlich, als ob sie lauschte,
wie schwer und starr die weiße Seide rauschte
bei jedem Schritt der blassen Tänzerin.

Sie gab nicht acht, daß allgemach verhallten
der Schwestern Stimmen, und sie sah es nicht,
wie leise qualmend ausleich Licht um Licht:
vor ihren Ohren tanzend Geigen hallten,
auf ihrem Scheitel lag der Schönheit Glanz
strahlend und heiß, bis rot wie Apfelblüten
die weichen runden Mädchenwangen glühten.

Und immer schneller ward der stille Tanz
und immer wilder. — Ihre Arme hoben
in Seligkeit und Sehnsucht sich nach oben,
um ihre heiße Kinderstirne flog
das langgelöste Haar in blonden Strähnen,
in ihren Augen brannten heiße Tränen,
und tief ihr Haupt sich in den Nacken bog.

Lautknisternd loich die letzte Kerze aus,
die Schwestern riefen fern aus ihrem Zimmer —
doch atmend aber stand das Kind noch immer,
und horchte, wie der Nordsturm fuhr ums Haus.

Die Nibelungen.

In der dunkelnden Halle saßen sie,
sie saßen geschart um die Flammen,
Hagen Tronje zur Linken, sein Schwert auf dem Knie,
die Könige saßen zusammen.

Schön Kriemhild kauerte nah der Glut,
von ihren schmalen Händen
zuckte der Schein wie Gold und Blut
und sprang hinauf an den Wänden.

König Gunter sprach: „Mein Herz geht schwer,
hör ich den Ostwind klagen!
Spielmann, lang deine Fiedel her
sing uns von frohen Tagen!“

Aufflog ein jubelnder Bogenstrich
und flatterte an den Balken.
Herr Volker sang: „Einst zähmte ich
einen edelen Falken . . .“

Die blonde Kriemhild blickte auf
und sprach mit Tränen und leise:
„Spielmann, hör mit dem Liede auf,
sing eine andre Weise!“

Die braune Fiedel raunte alsbald
träumend und ganz versonnen.
Herr Volker sang: „Im Odenwald
da fließt ein kühler Bronnen . . .“

Die blonde Kriemhild wandte sich
und sprach mit Tränen und bange:
„Mein Herz schlägt laut und fürchtet sich
und bebt bei deinem Sange . . .“

Anhub die Fiedel zum drittenmal
aufweinend in Gram und Leide,
Herrn Volkers Stimme sang im Saal,
wie ein Vogel auf nächtger Heide:

„Es glimmt empor aus ewger Nacht
heißer als alle Feuersglut,
gelb wie das Auge der Zwergenbrut,
das gierig seinen Glanz bewacht —
O weh der Lust, die mich gezeugt!

Wie Brunst nach Brunst im Forste schreit,
wie nach der Lohe lechzt die Glut,
so treibt die Gier nach Menschenblut
ans Licht den Hort der Dunkelheit —
O weh dem Schoß, der mich gebar!

Es ruft den Neid, es weckt den Mord,
stört auf der Drachen Trug und List,
hetzt Rachsucht, die die Rache frißt, —
und immer röter glüht der Hort, —
O weh der Brust, die mich gesäugt!

Es treibt und schwimmt im Purpurquell,
es trinkt den Quell und lechzt nach mehr,
es braust und schäumt, die Flut steigt schnell,
breit wie die Donau strömt es her —
O weh der Lieb, die lieb mir war!

Es schäumt und braust, atmet und steigt,
schon brandets draußen an die Tür,
es klopft und pocht, der Riegel weicht,
nun flutets heiß und rot herfür, —
Weh über mich, weh über euch!"

Jäh bei dem letzten Bogenstrich
sprangen die Saiten und schrieen,
Hagen von Tronje neigte sich
und wiegte sein Schwert auf den Knieen.

Die Könige saßen bleich und verstört,
doch die schöne Kriemhild lachte,
sie sprach: „Nie hab ich ein Lied gehört,
das mich lustiger machte!"

Sie kniete nieder und schürte die Glut,
von ihren schmalen Händen
zuckte der Schein wie Gold und Blut
und sprang hinauf an den Wänden.

Santa Cäcilia.

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
wie Weihrauchbecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
und rüttelt an den weißen Birkenstämmen:
von schwarzer Wetterwolken zackigen Kämmen
posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
und Antwort ruft das purpurdunkle Meer:
mit ehrnen Stimmen singen die Geschwister
Durch ihrer Orgel heilige Register
spielt die Begleitung, grollend, tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd.

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
hoch eine weiße Burg ins selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
sich große Lilien, schwer von Duft und Tau.

Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
durch weißer Säle helle Feierstille —
das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle,
naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.
Ihre Hände sind,
die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,
der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
es klingt wie Widerhall von Festgesängen,
ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
und wandert götterruhig durch das Licht . . .

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
die Heilige lächelnd, ihre Finger streifen
die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
ein Säuseln, wie von Taubenschwingen, geht,
das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt;
vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
und auf und ab die weißen Finger gehen,
und ihre ewig junge Stimme singt . . .

Alfred Mombert.

Aus „Tag und Nacht".

Das Licht.

's ist Dämmerzeit. Ich steh am Fenster
und schau ins Pfründnerhaus hinüber.
An jedem Fenster ein Mütterchen.
Das Eine webt mit seinem Schädel.
Das Eine ringt die welken Hände.
Das Eine stützt das scharfe Kinn.
Und mählich flort die Dämmerung
um all die seltsamen Gestalten,
und schlürft sie auf. Und es ist Nacht.

In einem Zimmer wird es Licht.
Das Wärtermädchen bringt die Lampe
und stellt sie schraubend auf den Tisch.
Im nächsten Zimmer so. Und weiter.
Es ist das Totenhaus beleuchtet.

Von jedem Fenster trippelt jetzt
ein Mütterchen zu seinem Licht . . .

Ruhe.

. . . Wie lange ist das her, daß ich gelebt?
Doch starb ich nicht.
Denn vor mir liegt die Welt im goldnen Licht.
Und Alles ist so, wie es immer war.
Ich selber hingestreckt am Waldrand.
Mein grüner Bergbang. Das stumme Bächlein.
Der junge Mäbder, der die Sense wiegt.
Und drunten tief endloses gelbes Korn . . .
Und Alles blieb, so wie es immer war . . .

Und Alles wird so bleiben wie es ist.
Denn diese Sonne kann nicht untergehn.
Aus diesem Korne wird kein Brot gebacken.
In keine Krippe wird dies Heu geworfen.

Und dieser gute Junge wird nie wandern
ins frohe Dörfchen . . .
Das Alles
ist . . .

Mondaufgang.

Es war in einer großen grauen Stadt,
drin ich auf einer Reise nächtigen sollte.
Ich schritt hinab die lange Straße
im Traum, den die Dämmerung bringt.
Da plötzlich blickt ich auf! Ein Fremdes, Neues
hielt mich umwogt mit schaudervollem Hauch.
Es standen Menschen starr vor ihren Läden.
Bäcker und Metzger schauten feiernd
mit glänzenden Augen nach dem Ziel der Straße,
die schnurgerad von West nach Osten zog.
Ein riesengroßer roter Feuerball
erstieg dort kämpfend schwarze Wolkenwälle.
O riesengroß . . . o roter Feuerball . . .
Ich, und sie alle schauten, und schauten,
ein unbekanntes Gottgefühl im Geist.
Ein heilig mildes Flüstern.
Und einen sah ich das weiße Haupt entblößen . . .
Da schlürften schwere Schritte übers Pflaster,
dann eine spitze Stimme: „Ihr Narren,
was glotzt ihr denn? das ist doch nur der Mond!“
Ich wendete mich rasch — wohl hundert Fäuste
sah ich auf einem Rücken niedersausen.
Sie schlugen ihn zugrund, den frechen Schreier.
Dann aber standen sie verwirrt, wie jäh
aus einem tiefen Traum erwacht, sie huschten
als Mordgesindel scheu in rote Häuser.
Die Jalousien rasselten — Totenstille. —
Ich trat bestürzt zu dem geschlagnen Manne.
Tot. Er war tot. Ein Ausdruck der Verwundrung,
des Nichtbegreifens in den roten Augen.
In Scherben neben ihm die goldne Brille.
Ich sah zu seinem Mörder auf, dem Monde.
Der stieg minütlich, schrumpfte, wurde gelber.
In einer Stunde wird er silbern sein.

Schlummerlied.

Leise fällt ein Schnee auf das Land.
Leise fällt ein Schnee auf das Herz.
Bald sind wir zugeschneit.

Wie schön du müde bist,
du junge Frau!

Und rot in weißem Nebel träumt die Sonne,
im Nebel ein feurig Herz.
Es hat sich müd geglänzt,
das hat sich müd geliebt.
Nun will es ruhn; und
schlafen.

Wie schön du schlafen wirst,
du junge Frau.

Winterabend.

Die sinkende Sonne weint blutig auf starren Schnee . . .
Leise leise hör ich dich singen, Sankta Maria . . .

„Mein Mund ist wund und weh, ich hab ihn geküßt.
Mein Leib ist krank und kalt, ich hab ihn gewärmt.
Mein Herz ist hohl und tot, ich hab ihn geliebt" . . .

Leise im Traum hör ich dich singen, Sankta Maria . . .

Aus „Der Glühende".

Nur daß ich wachte.
Nur daß ich eine Fackel trug,
die zuckend rot den dunklen Gang beblutete,
den steinernen Gang, in dem wir wandelten.
O wie ich wachte!
O jeder Nerv und jeder Zoll ist wach.
Und während ich hieroben gespannt die Wand beschaue,
fühl ich tiefinnen hinaus — zurück den dunklen Gang!
und weiß auch: ich fühle — weiß selbst, daß ich weiß!
Kristalle — Kristalle — leuchtende Kristalle!
Die Seele erblindet am eignen Glanze! . . .
Der ganze Gang ward von mir ausgewuchert,

ist ein Gewächshaus, drin meine Seele haust —
ist nichts als Ausdruck! Außenform,
die meine Seele launenvoll sich schuf! —
Doch damals ward zugleich ewiger Schmerz geboren,
ward der Gewalt ihr ewiges „Halt!“ geboren:
Sie weiß es nicht, warum sie also formte,
warum nicht anders . . .
Und wann ich jetzt die blutende Fackel ans Gewölb stieß,
wußt ich:
Das war in der Seele lange vorher schon getan:
Von einer Urhand, die manchmal aus Urtiefen
die blutende Fackel ans Gewölb stößt . . .
Und jetzt lausch ich dem allerspätesten fernsten Echo . . .

Nur: ich wachte.
Sie aber, düster Volk von Männern,
magre Weiber, greishafte Kinder
schritten schlafend, geschloßne Augen hinter mir,
graue Gesichter, schmerzlos stumpf,
etwas seitlich neigten die schweren Häupter.
Nur wann ich manchmal die blutende Fackel ans Gewölb stieß,
glühende Kohlen braunten auf sie nieder,
auf Gesichter schmerzlos stumpf geneigt:
Es zuckte leise darunter —
ach so leise . . .
Eine Spannung —
ach so leise . . .
Ein Wissen, das kaum schon Atmen ist —
ach so leise . . .
Das allerfrühste fernste Glänzen des Bewußt-Seins —
ach so leise . . .

*

Schlafend trägt man mich
in mein Heimatland.
Ferne komm ich her,
über Gipfel, über Schlünde,
über ein dunkles Meer
in mein Heimatland.

*

Nun ich der Riesen Stärksten überwand,
mich aus dem dunkelsten Land
heimfand
an einer weißen Märchenband

Hallen schwer die Glocken.
Und ich wanke durch die Straßen
schlafbefangen.

Aus „Die Schöpfung".

Im Tennersang, da ich erschuf das Meer,
war seine Schöpfung alt, schon tausend Jahre her,
und ich selbst urmitternächtig alt,
und verlor Halt und Gestalt,
verfiel trübsinnig in Traum,
überspritzt von weißem Wogenschaum.
Schreiende Adler, mich beschwirrend,
durch die Höhlen meines Mantels wirrend.

Alle meine Seelen schliefen.
Da hob sich strahlend die Sonne aus den Tiefen.
Ich erschauere,
merkend, wie ich tigerhaft mich belauere:
meine Hand steil zur Wölbung hochgereckt,
und das Himmeldach schon abgedeckt,
die Sonne hinaus zu lassen
in ihre goldnen Gassen.
Und die Hand schafft ohne den Geist,
ich liege von schreienden Adlern bekreist,
es geschieht alles sonder meinen Willen.

Ich liege: stiller Mann im Stillen.
Mich überrollt der Luftgeister Gespann,
es fängt ein neues weites Leben an.
Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluten,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühn,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen lichten Birkenruten
eine Meise sich ihr Nestchen flickt.

Ich tat große Dinge,
und gab dem Saturn wundervolle Ringe.
Aber da sah ich dann Alles von selber geschehen,
nichts mehr warten und stehen,
mein Geist geriet in Zwang,
hinein in fürchterlichen Zusammenhang,
daß ich wahnsinnig in einer Kette rang.
Seit der Zeit schaff ich nichts Neues mehr.
Sonne und Mond sind mein einziger Verkehr.
Vielleicht noch das Feuer, vielleicht noch das Meer.
Weite Stillen
überwölben meinen Willen.
Unsichtbare Geigen
bereden mich, zu schweigen.

Aus „Der Denker".

In der Nacht überschritt ich den Gebirgpaß
und gelangte an einen See,
da der Mond rot untersank.
Am Ufer stehend,
und schöpfend aus der stummen Flut,
hing mein Traumblick
an meiner trankgefüllten Hand.
Da sah ich wie im Spiegel Einen dastehn
am Rande eines ungeklärten Chaos;
dunkel Gewölk war vor seinem Antlitz,
die Hand hielt er hinausgestreckt,
drin ruhte alles uferlose Meer,
aus der Tiefe aufgeschöpft.
Und seltsam war's, daß Jener ganz mir glich,
unzertrennbar, ja schier Eins mit mir.
Nur daß Er fernerher noch,
traumstärker noch
in seine trankerfüllte Hand starrte.

*

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier schweben leichte Wolken dicht drüberher,
die feuchten dir die Stirn und heiße Hände.

Und Wasserstürze singen selig in der Tiefe,
vom Mond durchwühlt.
Besessen hab ich die Welt. Ich sog alle Feuer
in mich hinein, und jedes Glück war mein.

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier ruht der Schlafend-Träumende
zwischen hochgetürmten funkelnden Schätzen;
mitten im Menschlich-Herrlichen.

Aus „Die Blüte des Chaos".

Mein Geist ist draußen auf dem Meer.
Im feuchten Wind auf einem Segelschiff.
Weite Wasser.
Es rauscht.

Ein alter Mann kommt über die Gasse.
Er tritt ein in mein Haus.
Ich hör ihn tappen; auf der Stiege.
An die Stufe schäumt das Meer.
Weiße Möwen umflattern sein Haupt.

Er tritt ein in das Gemach.
Findet mich sitzen im tiefen Hintergrund,
gehüllt in einen alten braunen Mantel.
Er reicht mir eine Hand.
Ich nicke. — Er redet.

Die Schiffglocke läutet.

Es regnet Strich im Süden.
Durch die obern Wolken bricht
Licht in die Ferne — dort am Horizont
fährt ein Segler durch glänzende Gewässer.

Der alte Mann preßt meine Hände.
Er forscht in meinem Antlitz.
Er stiert ins Auge —: findet nicht den Menschen —:
Ein Fisch hebt sein silbern Haupt aus den Wogen —:
Meervögel flügeln durchs Gemach:
Prachtweiße Schweber mit hellem Schrei.

Als ich erwachte, atmete das Meer
und blickte in den Mond. Bei mir im Boot
saß hoch ein Schatten. Einen silbernen Helm
auf dem Haupt.
— Ich griff nach ihm, ich griff
in leere Luft. Und meine Hand erschien
im Wasser nachgespiegelt, ganz in Silber.
Ich sprach: Du bist so kalt und klar,
es fließt dein Blut in Silberadern,
es schießt die Möwe frei durch deinen Leib,
du wohnst auf glattem Spiegel hier im Mondlicht.
Du willst und hoffest nicht. Du rührst dich nicht.

Er sprach: Du bist so grausig göttlich,
voll ringender Geburten, und ist dein Antlitz
zermalmt und ausgebrannt von Gier und Wahnsinn,
du wohnst in Abendlandschaft, überschüttet
von wüstem Traumgestein und großen Spinnen.
Du träumst und stürmst. Du lebst.

Und danach lehnte sich der Schatten zärtlich
an meine Brust. Ich fühlte kühl am Haupt
den Silberhelm.

Paul Mongré.

Anbetung.

Ich sah dich lächeln mit dem frommen Munde,
sah, wie gelöst die goldnen Flechten wallten.
So malt Angelico auf goldnem Grunde
jungfräulich süße, schwebende Gestalten.

Noch fehlen nur des blauen Mantels Falten,
es fehlen Engel, flatternd in der Runde,
und Heil'ge, jeglicher mit seiner Wunde,
um über dich den Baldachin zu halten.

Doch jener fehlt nicht zu des Thrones Füßen,
der schmerzlos kam, um deinen Schmerz zu grüßen,
ein Spieler, Spötter, kalt und leer gebrannt.

Der harte Spötter muß erstaunend schweigen,
den Spieler zwingt's, sich vor dem Ernst zu neigen,
der gottlos war, hat Göttliches erkannt.

Drei Seen.

Vom Süden pilgernd zu des Nordens Breiten
an dreier Seen Strand hab ich geruht.
Mir blühte an des ersten blauer Flut
Geschwisterglück, lichtblasse Zärtlichkeiten.

Ein schroff Gebirg umstarrt den dunklen, zweiten:
Da schlug der Liebe Glutbauch mir ins Blut,
da trank ich Sturm und jäben Todesmut
und sah im Rausch nicht mein Verhängnis schreiten.

Nun ist's der dritte See, schwarz unter Föhren,
vom nahen Meer kann ich die Brandung hören,
auf fahler Heide seh ich Nebel schwanken.

Verlorne Klarheit! graue Schleier spinnen
um das, was war und ist ... verlornes Sinnen!
Es klagt im Schilf. Der See hat Herbstgedanken — —

Christian Morgenstern.

Mondaufgang.

In den Wipfeln des Walds,
die starr und schwarz
in den fahlen Dämmerhimmel
gespenstern,
hängt eine große,
glänzende Seifenblase.

Langsam löst sie sich
aus dem Geäst
und schwebt hinauf
in den Äther.

Unten im Dickicht
liegt Pan,
im Munde
ein langes Schilfrohr,
dran noch der Schaum
des nahen Teiches
verkrustet schillert.

Blasen blies er,
der heitere Gott:
die meisten aber
platzten ihm tückisch.
Nur eine
hielt sich tapfer
und flog hinaus
aus den Kronen.

Da treibt sie schimmernd,
vom Winde getragen,
über die Lande.
Immer höher steigt
die zerbrechliche Kugel.

Pan aber blickt
mit klopfendem Herzen —
verhaltenen Atems —
ihr nach.

Erdriese.

Grab tausend Klafter
hinab in den Grund,
da weckt dein Scheit
ein hallend Gewölb —:
den Kugelkerker
aus zwölffachem Erz,
darin Erdriese
gefangen.

Hörst du ihn
bei seinem Werk?
Mit Fersen und Fäusten
stampft und stößt er,
wirft mit dem breiten Nacken
sich dumpf an die Wände,
scharrt mit Nägeln und Zähnen . .
lautlos nun,
und nun brüllend
wie zehntausend Stiere.

Gleich einer Eive
zittert der Ball . .
Die Meerunholde
schrecken aus ihrem Spiel
und stürzen den Festen zu . .
Die Feuerhexen
schießen mit sprühendem Brandhaar
aus ihren Küchen . .

Die Acker- und Felsenschläfer
rücken und recken sich:
Städte und Länder
versinken
in Trichtern und Schächten.

Hörst du ihn noch?
Ward er nun still?
Horch!
Er schnarcht!
Wie es brummt und sägt! . .
Nun schläft er, der Alte.

Vöglein Schwermut.

Ein schwarzes Vöglein fliegt über die Welt,
das singt so todestraurig . .
Wer es hört, der hört nichts andres mehr,
wer es hört, der tut sich ein Leides an,
der mag keine Sonne mehr schauen.

Allnitternacht, Allnitternacht,
ruht es sich aus auf dem Finger des Tods.
Der streichelt's leis und spricht ihm zu:
„Flieg, mein Vögelein! Flieg, mein Vögelein!"
Und wieder fliegt's flötend über die Welt.

Legende.

Vom Tisch des Abendmahls erhob
der Nazarener sich zum Gehn
und wandte sich mit seiner Schar
des Ölbergs stillen Wäldern zu.

Erloschen war der Wolken Glut;
in Hütt und Höfen ward es licht;
hell glänzten nah und näher schon
die Fenster von Gethsemane.

Aus einer Scheune klang vertraut
das Tanzlied eines Dudelsacks,
und Mägd und Bursche drehten sich
zum Feierabend drin im Tanz.

Und Jesus trat ans Tor und sah
mit tiefem Aug dem Treiben zu . .
Und plötzlich übermannte ihn
ein dunkles, schluchzendes Gefühl.

Und, Tränen in den Augen, trat
er zu auf eine junge Magd
und faßte lächelnd ihre Hand
und schritt und drehte sich mit ihr.

Ehrfürchtig wich der rohe Schwarm;
die Jünger standen starr und bleich, —
Er aber schritt und drehte sich
als wie ein Träumer, weltentrückt.

Da brach auf eines Jüngers Wink
des Spielers Weise jählings ab —
ein krampfhaft Zucken überschrak
des Meisters hagre Hochgestalt —:

Und tiefverhüllten Hauptes ging
er durch das Tor dem Garten zu . .
Wie dumpf Gestöhn verlor es sich
in der Oliven grauer Nacht.

Bestimmung.

Von dieser Bank hinaus zu träumen,
wenn ferner Erdsaum, lichtverwaist,
entgegen den gestirnten Räumen,
die Sonne dampfend überkreist!

Da fühle deine treue Erde,
wie sie ihr Weltwerk schafft und schafft,
daß jedes Land gesegnet werde
von ihrer Mutter trunkner Kraft!

Und wie du heiß die Arme breitest,
von mächtigem Gefühl erfaßt,
und dein Gemüt zur Menschheit weitest,
die dumpf und dunkel liebt und haßt,

ergreifst du, was du bist, von ferne,
und was du darfst und was du mußt,
und wirst dir deiner guten Sterne
von neuem still und stolz bewußt.

Abendläuten.

In deine lange Wellen,
tiefe Glocke,
leg ich die leise Stimme
meiner Traurigkeit;
in deinem Schwingen
löst sie
sanft sich auf,
verschwistert nun
dem ewigen Gesang
der Lebensglocke,
Schicksalsglocke,
die
zu unsern Häupten
läutet, läutet, läutet.

Nordstrand.

Tiefsinnig blaun die Berge durch die Dämmernacht,
(im Dorf die Glocke scholl soeben zwölf),
vom wolkenvollen Himmel brütend überdrückt,
vom regungslosen Fjorde bleiern eingefaßt.
Und eine Stille! Hämmer schmieden hallend Erz,
unzählige Glocken läuten Sturm, Gesang
erfüllt die Lüfte, Unterweltliches reckt sich dumpf,
ein Ringen wie von Schatten wälzt sich durch den Raum, —
und aus der Ferne klagt ein langgezogener Ton . . .

Erster Schnee.

Aus silbergrauen Gründen tritt
ein schlankes Reh
im winterlichen Wald
und prüft vorsichtig, Schritt für Schritt,
den reinen, kühlen, frischgefallenen Schnee.

Und Deiner denk ich, zierlichste Gestalt.

Hans Müller.

Das Horn.

Ein Knabe stand im gelben Sonnenstrahl
und stand in weiten, seidenen Gewändern.
Vom Halse hing ein Horn an bunten Bändern,
wie Linnen weiß und leuchtend wie Opal.

Der Knabe hob das Horn an seinen Mund,
sein junges Lebensleid darein zu singen:
O du mein Lied, falt aus die schweren Schwingen,
wach auf in meiner Seele tiefem Grund!

Da sang das Horn, es blühte die Schalmei,
als sei der Welt das tiefste Heil geworden.
Der Knabe stand und lauschte den Akkorden,
und wußte nicht, wie ihm geschehen sei.

Es war ein Lied, von Glück nicht, nicht von Leid,
es war ein Lied von einem Menschenleben;
und ging das Feld entlang wie Frühlingsbeben
und wuchs empor in die Unendlichkeit.

Der Knabe stand, vor Staunen bleich und bang,
ihm war mit einem Mal, als könnt er beten,
könnt reinen Herzens vor den Herrgott treten . . .
Das war das Horn mit seinem Wundersang.

Da ging der Knabe in die Welt zurück,
wie Jesus war, so fromm und mild und weise
und reich. Er sagte in den Abend leise:
Du junges Leid, dich heiß ich Leidensglück.

Altes Gebetbuch.

In meiner Mutter vergilbtem Gebetbuch fand
ich heut in einem schluchzenden Gebete
dies zärtliche Blatt von fremder Männerhand:
„Geliebtes Mädchen, sei mir Rausch und Lethe!"

Auf leisen Flügeln schwebt, verträumt und lind,
der Mutter Antlitz her aus fernen Tagen:
Am Sonntag nahm sie das heilige Buch vom Spind
und tät es still zu St. Magdalena tragen.

Doch ach, der Liebe glutumhauchtes Blatt
verbrannte fast die kleinen, rosigen Hände.
Und wenn der greise Pater gepredigt hat
und gefleht, daß Jesus Schuld und Sünde wende,

da hat sie zitternd ihr Büchlein aufgetan,
just an der heimlichen, an der verwegenen Stelle;
wie sieht die Muttergottes sie gütig an,
wie schweben die Engel selig in Duft und Helle!

„Geliebtes Mädchen, sei mir Rausch und Lethe . . ."
Wenn's nur der Vater nicht durch die Brille sieht!
In die dunkle Kirche schwebt, eine windverwehte,
weiße Blüte, das lächelnde Liebeslied.

Klara Müller.

Aus „Mit roten Kressen".

Mit roten Kressen hatt ich mich geschmückt —
Du hast sie jäh an deiner Brust zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich dir den Gruß —
In Flammenwogen tauchte sie dein Kuß.

Mit ruhigem Herzschlag trat ich zu dir her, —
und nun, und nun: ich kenne mich nicht mehr . . .

*

Nun lachst du mich verstohlen an
mit dunklem Auge, du fremder Mann;
mit brennender Lippe streifst du mich —
heiß pocht mein Herz: ich kenne dich!

Aus schwüler Träume Zauberspuk,
aus wüsten Schemen voll Lug und Trug,
aus Frühlingsnächten voll Windeswehn
hab ich dein Bild mir winken sehn!

Aus düster flammendem Morgenrot,
das Hagelschauer den Saaten droht,
aus lohendem Blitz, wenn ein Wetter braut,
hat schon dein Auge mich angeschaut . . .

Nun trittst du selbst in meinen Pfad:
Ich weiß, daß mein Verhängnis naht;
mit brennender Lippe streifst du mich —
wild rast mein Blut — ich grüße dich!

*

Und weil du meinem besseren Wesen mich
entfremdet hast in jener schwülen Stunde,
weil ich dich liebe, darum haß ich dich,
ja, haß ich dich aus meines Herzens Grunde!

Ich rüttle wild das eiserne Geflecht,
das ich mir selber habe schmieden müssen:
in deinen Armen baß ich dich erst recht —
und töten möcht ich dich mit meinen Küssen!

Laut pocht dein Herz — und dürstend blickt dein Aug:
den Becher bebst du, — wohl, so laß uns trinken!
verglühen sollst du noch in meinem Hauch
und sterbend mit mir in die Flammen sinken!

Und wo ich geh im Dämmerschein,
im öden Park — ich geh zu zwein:
im Märzschneetreiben um mich wallt
ein Lenzhauch, eine Duftgestalt
mit flehenden Kinderaugen . . .

Ein webes Weinen irrt im Wind:
empor aus feuchter Tiefe spinnt
ein Brodem, der mich kühl umfängt,
der weich an meine Brust sich drängt
mit dürstenden Kinderlippen . . .

O, einen Sturm!

O schilt nicht, daß mein Flug erlahmt,
daß farblos meine Lieder kranken:
Mein Herz ward müde, stumpf mein Hirn,
zu stumpf für einen Glutgedanken.

Im öden Dünensand verweht
ist all mein Ringen — Lust und Fehle —,
es tönt wie müder Wogenschlag
das Lied aus meiner kranken Seele.

O, einen Sturm, mein Gott, mein Gott,
daß er die Kraft mir neu belebe,
daß er in Blitz und Wetterschlag
von meinem Pfad die Nebel hebe!

Nur einen Strahl des Lichtes, Herr! —
Ich hebe aus den Eisenketten

den wundgeriebenen Arm empor:
noch kann mich deine Gnade retten.

Du schenktest einst im Morgengraun
ein köstlich Kleinod deinem Kinde,
ein Kronjuwel im Erdenstaub,
nun hilf mir, daß ich nicht erblinde!

Nun schließe du die finstre Kluft,
darin mein Bestes will versinken, —
den bleichen Schemen wehre, die
das Blut aus meinen Adern trinken!

O, einen Sturm, mein Gott, mein Gott,
daß er die Kraft mir neu belebe,
daß er in Blitz und Wetterschlag
den Bann von meiner Seele hebe!

Fabrikausgang.

Bleigraue Schatten zittern durch die Luft,
aus hohen Essen quillt ein blauer Duft.
Durch Steingefüge dröhnt der Hämmer Ton.
Um Erzgeäst schwirrt dumpf die Transmission,
schwirrt stumpf und dumpf, noch eh' die Sonne kam,
bis daß der Tag verglüht in Zorn und Scham,
bis daß die Nacht barmherzig deckt die Qual —

Ein Glockenzeichen gellt im Arbeitssaal.

Da stockt der Lärm — und kreischend geht das Tor:

Ein Jüngling stürmt, ein Knabe fast, hervor;
im staubigen Rock, die Mütze tief im Genick,
ein frohes Leuchten noch im Kinderblick,
staunt er die Welt wie neugeboren an —
da schiebt ihn seitwärts schon sein Nebenmann.

Da drängt's hervor wie flügellahme Brut,
da wächst und wogt des Elends graue Flut:
Mit bangem Blick die blasse Mutter hier, —
zu Hause weint der Säugling schon nach ihr.

Das Mädel dort, Chrysanthemum am Hut,
in flacher Brust erlogne Liebesglut,
das frech vertraut dem nächsten Burschen nickt, —
der Mann, der stieren Auges vor sich blickt, —
und nun der Greis, der matt nach Hause wankt
und für den Hungerlohn dem Schöpfer dankt . . .

Des Landes Mark, der Großstadt Kraft und Glut
verschlingt des Elends uferlose Flut.

Mit müdem Schritt, die Stirn gesenkt und schwer,
zur Heimstatt zieht der Arbeit Sklavenheer,
zu kurzer Rast, daß schlafgestärkt die Kraft
beim nächsten Morgengraun aufs neue schafft.
Mit frischer Gier, mit niegestillter Wut
trinkt die Maschine ihres Herzens Blut.

Vorüber ziehn, in seltsam scheuer Hast,
sie an der Arbeitsherren Prunkpalast:
den Tisch, der dort vor Überfülle bricht,
sie deckten ihn; doch ihnen blüht er nicht . . .

Zwei Männer nur, den Hammer in der Hand,
hemmen den Blick und starren unverwandt
in all den Glast, der Freude goldenen Sitz;
aus ihren Augen zuckt des Hasses Blitz.
— So blickt der Leu, wenn sich die Schlange regt, —
sie wissen wohl, wohin ihr Fuß sie trägt,
sie schaun ihr Ziel, so sternenlicht und weit . . .

Und um sie braut die große Einsamkeit,
die schwere Nuh. —
Vom Himmel dichtgedrängt
die schwarze Wolkenmasse niederhängt,
indes am freien Horizont verloht
sturmdunklen Blicks ein blutig Abendrot.

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Radierungen.

Der Pantoffel.

Der Schwertgriff war sein heiliges Kreuz,
sein Glaube: die Reiterpistolen,
und sein Gebet hieß kurz und ernst:
„Euch soll der Teufel holen!“

Stand wo ein Weib am Straßenrand, —
er griff zum Helm-Scharniere,
das eiserne Gitter knirschte herab,
und ein Fluch war hinterm Visiere.

Er war im Heere des Kaisers Obrist,
und focht in vierzig Gefechten,
sieben Jahre saß er im Sattel tags
und würfelte in den Nächten.

Und praffelten dumpf auf das Trommelfell
die beinernen Knöchel nieder,
so holte der Edle von Torney vor
das rauhste der rauhen Lieder.

Er sang nicht schön, aber er sang laut,
das Zelttuch wogte am Pfahle, —
es hatte das Lied nur einen Vers,
doch sang er ihn fünfzehnmale:

Dat größte Swien, dat de Buer hätt,
dat slöpt in sinen Ehebett
un slöpt bi Hinz un Stoffeln,
un löpt es up den Hove rum,
so löpt es in Pantoffeln,
hurrje!
dat Swien löpt in Pantoffeln!

Bauernaufstand.

Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm,
der Regen durchrauschte die Straßen,

und durch die Glocken und durch den Sturm
gellte des Urborns Blasen.

Das Büffelhorn, das lange geruht,
Veit Stoßberg nahm's aus der Lade,
das alte Horn, es brüllte nach Blut
und wimmerte: „Gott genade!"

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft!
der Bauer stund auf im Lande,
und tausendjährige Bauernkraft
macht Schild und Schärpe zuschande!

Die Klingsburg hoch am Berge lag,
sie zogen hinauf in Waffen,
auframmte der Schmied mit einem Schlag
das Tor, das er freund geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht
und ein Spaten zwischen die Rippen, — —
er brachte das Schwert aus der Scheide nicht,
und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
brach Balken, Bogen und Bande, — —
ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft:
der Bauer stund auf im Lande!

Zu jung.

In der Tempête längs des Saals schassiert,
auf jungem Pferd durchs Heidland galoppiert,
die Quart geschlagen und die Quart pariert,
oder den Stierkopf Weins zum Mund geführt, —
was tat ich lieber?

Viel lieber ist mir als der tollste Tanz
weißblonder Schultern matter Seidenglanz.

Und bei der Reitjagd seh ich unverwandt,
wie fest das Kleid um ihre Hüften spannt.

Ein junger Haß macht Hieb und Herzen heiß,
und junge Freundschaft wohl zu zechen weiß,

doch Streicheln ist so hold, und hart der Schlag, —
ich liebe lieber, als ich hassen mag.

Die Hand ist strenger Ritterschaft nicht wert,
sie liegt in Locken lieber, als am Schwert!

Sie streifte auch den Wappenring wohl ab
für einen Reif, den ihr die Liebe gab!

Jagdlied.

Die Hohe Jagd hebt wieder an,
ich sag's den Herren allen,
ich sag es Fürst und Edelmann:
Damhirsch und Hirsch muß wieder dran,
den keiner noch im Schuß gewann,
muß fallen!

Die Graugans zieht, die Ente quarrt
im Abendrotglutscheine.
Was dort in zwanzig Enden starrt
und mit gesplißnem Hufe hart
den nachtfrostfesten Boden scharrt,
ist meine!

Aufschreit der Schuß, der Bracke lärmt
durchs Blau des Fingerhutes, —
die Welt, die drüben sorgt und härmt,
und für die kleinen Leute schwärmt,
in Woll und Watte *sie* sich wärmt,
und *wir* sind Herrenblutes!

Die Gräber.

Der Abend sank, des Parks Kastanien rauschten,
ihr Schatten schwankte dunkelnd durch den Saal,
drin wir zu dritt Dämmergespräche führten.
Der eine saß — ein letzter Funken Licht
hing noch im Silberrade seines Spornes
und koste eine alte liebe Hand,
der andre in der grünen Joppe sprach:

„Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darein ihr mich legt,
die Buche die feinen Wurzeln schlägt
und hält mich in ihren Armen fest,
wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.
Dann schnürt des Nachts der Fuchs vorbei,
er wittert und lauscht dem Eulenschrei.
Und fegt der Bock und schlägt mit dem Lauf,
dann weiß ich da unten: Die Jagd geht auf!
Dann hör ich von ferne der Treiber Schrein,
dann kommen die Vettern vom Brandenstein,
von Ranis und Ludwigshof durch den Wald,
und es knackt das Gestrüpp, und die Büchse knallt,
und die Rüden kläffen, das Echo klingt,
in den Buchenkronen der Herbststurm singt,
und fern im Grund, in der Häher Schrei,
da klingen die Hörner so weich und frei,
und das alte Jägerherz jubelt mit Macht:
Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht!“

Der andre in der Lederweste sprach:
„Lacht mich nicht aus und denkt nicht drüber nach!
Mir kam bei meines ‚Sperbers‘ Galoppaden,
— es war im Großen Preis von Baden-Baden —
einmal ein Wunsch: Hier, hinterm Hindernis,
da trügst du leicht des Grabes Finsternis!
In des Geläufes weichen Sand vergraben,
wo landend ihn der Huf der Gäule schlägt,
da möcht ich meine letzte Stätte haben,
wenn mich der Tod einmal vom Sattel fegt!
Da hör ich über mir wie Regentropfen
in heißem Hetzen harte Hufe klopfen
und hör die Eisen leise klingen,
und hör der Peitschen Sausen und Singen,
und hör das süßeste aller Lieder,
das Lederknirschen der Sättel wieder!
Und wenn da droben das Feld hinschießt,
tief im Grab eine welke Hand sich schließt,

eine Zügelhand, die nicht vergessen kann,
Und ein Reiterherz weint zur Sonne hinan:
Das höchste Glück der Erde
liegt auf dem Rücken der Pferde!" —

Im Saale wird es dunkler. Eine Stimme,
— ach, eine liebe alte Stimme, — sagt:

„Dreifach hat Gott der Frau das Glück geschenkt:
Drei Kinderstuben sieht sie sacht sich füllen,
draus ein Geschlecht den Schritt ins Leben lenkt.

Und dreimal hilft Er unsre Tränen stillen,
wenn die Geschwister, wenn die Kinder dann,
und dann die Enkel ihren Weg erfüllen.

Drei Kinderstuben wieder leer — was dann?
Soweit bin ich, und näher wohl als ihr
steh ich der großen Frage: Wo und wann?

So möcht ich denn, ich könnt von meinem Grab
hierher ins Schloß, ins Kinderzimmer sehen,
Ich seh im sonnigen Raume auf und ab
unsres Geschlechtes junge Mütter gehen,
ich seh sie fromm den Erstgebornen stillen,
die Kinderstube seh ich sacht sich füllen,
und immer wieder kommt das große Glück
für meine toten Augen mild zurück.
Die runden Stirnchen und die seidnen Haare,
das süße Ungeschick der ersten Jahre,
der kurzen Händchen unbeholfnes Greifen
nach Vaters Augen und nach Mutters Schleifen,
und dann versucht der kleine Kerl zu gehen
und redet klug, — und niemand kanns verstehen,
die Spiele dann, und dann, ach, wird er groß,
und sitzt nicht mehr auf seiner Mutter Schoß,
und braucht nicht mehr die tausend Zärtlichkeiten,
die Mutterhände selig um ihn breiten.
Und immer schneller wandelt Jahr um Jahr
und nimmt der Mutter, was ihr Liebstes war,

denn ihres Kindes liebste Jahre sind
doch jeder Mutter die, da es noch Kind!
Und diese Jahre möcht ich wieder sehen,
solang noch unsres Schlosses Mauern stehen!“ —

Ganz dunkel wars geworden. Überm Park
stand schwer und massig eine Wetterwolke.
Die Eichen grollten im Septemberwinde,
die ersten Blitze warfen kühn und grell
ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag,
und ein geheimnisvolles Amen rief
aus fernem Land der große Donner her.

Anton August Naaff.

Der Frühlingsreiter.

Wenn still die Stern' am Himmel geh'n
in erster Frühlingsnacht,
dann zieht ein Reitersmann durchs Land
in längst vergeß'ner Tracht.

Des Reiters Roß ist silbergrau,
so mild des Reiters Art,
ihn hemmt kein Sturm, kein Fluß und Hag
auf seiner nächt'gen Fahrt.

Und ihm zur Seit' auf dunklem Roß
folgt treu in gleichem Schritt
in schlichtem Rock ein Bauersmann
zum mitternächt'gen Ritt.

Auf manchem Berg und Hügel hält
der hohe Reiter an,
und streckt die Hand wie segnend aus
rings nach dem weiten Plan!

Und still hält auch der Bauersmann
und murmelt leis dabei:
„Gib Kraft und Licht und Frucht, o Gott!
Und mach' dein Volk bald frei!"

Sie reiten weiter, reiten still
weit über Berg und Tal,
da blitzt aus dunkler Wolke Saum
ein lichter, gold'ner Strahl!

Im Frühlingsweh'n, im Morgengrau'n
erhebt sich's hell und licht:
Das ist des Kaisers mildes Aug,
ist Josephs Angesicht!

Alljährlich in der Frühlingsnacht
durchzieht er rings das Land
und segnet Flur und Feld und Volk
mit milder Vaterhand!

Konrad Nies.

Ein Herzblutstropfen.

Ein roter Stein in einem goldnen Ring: —
Aus wundem Herzen quoll ein Tropfen Blut ...
Ein Funke stob aus früh verlöschter Glut,
den unsichtbare Hand im Steine fing ...

Tot ist der Traum, der durch das Herz uns ging —
er starb, wie alles stirbt, was schön und gut,
verschlungen von des Lebens wirrer Flut. —
Was glühst du noch, du roter Stein im Ring? ...

Ein altes Märchen durch den Sinn mir webt
vom Ritter, dem, weil er den Freund schlug tot,
ein blut'ger Tropfen stets am Finger klebt. —

Heiß brennt der glühe Stein am Finger mir —
es ist die starre Träne, blutigrot
um eine Liebe, die erschlagen wir.

Friedrich Nietzsche.

An den Mistral.

Ein Tanzlied.

Mistral-Wind, du Wolkenjäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb ich dich!
Sind wir zwei nicht Eines Schoßes
Erstlingsgabe, Eines Loses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
lauf ich tanzend dir entgegen,
tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
als der Freiheit freister Bruder
über wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört ich dein Rufen,
stürmte zu den Felsenstufen,
bin zur gelben Wand am Meer.
Heil! da kamst du schon gleich hellen
diamantnen Stromesschnellen
siegbaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
sah ich deine Rosse rennen,
sah den Wagen, der dich trägt,
sah die Hand dir selber zücken,
wenn sie auf der Rosse Rücken
blitzesgleich die Geißel schlägt, —

sah dich aus dem Wagen springen,
schneller dich hinabzuschwingen,
sah dich wie zum Pfeil verkürzt
senkrecht in die Tiefe stoßen —
wie ein Goldstrahl durch die Rosen
erster Morgenröten stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —
Heil, wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
frei — sei unsre Kunst geheißen,
fröhlich — unsre Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
eine Blüte uns zum Ruhme
und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
zwischen Heiligen und Huren,
zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
wer sich wickeln muß mit Binden,
angebunden, Krüppel-Greis,
wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen,
fort aus unserm Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
allen Kranken in die Nasen,
scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
von dem Odem dürrer Brüste,
von den Augen ohne Mut!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir ... o aller freien
Geister Geist, mit dir zu zweien
braust mein Glück dem Sturme gleich.

Und daß ewig das Gedächtnis
solchen Glücks, nimm sein Vermächtnis,
nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
stürm empor die Himmelsleiter,
häng ihn — an den Sternen auf!

Vereinsamt.

Die Kräben schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach, wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogel-Ton! —
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Kräben schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
weh dem, der keine Heimat hat!

Nach neuen Meeren.

Dortbin — will ich; und ich traue
mir fortan und meinem Griff.

Offen liegt das Meer, ins Blaue
treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
Nur dein Auge — ungeheuer
blickt mich's an, Unendlichkeit!

Sils-Maria.

Hier saß ich, wartend, wartend, — doch auf nichts,
jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da, plötzlich, Freundin! wurde eins zu zwei —
— Und Zarathustra ging an mir vorbei ...

Bei der dritten Häutung.

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
schon giert mit neuem Drange,
so viel sie Erde schon verdaut,
nach Erd in mir die Schlange.

Schon kriech ich zwischen Stein und Gras
hungrig auf krummer Fährte,
zu essen das, was stets ich aß,
dich, Schlangenkost, dich, Erde!

Niedergang.

„Er sinkt, er fällt jetzt" — höhnt ihr hin und wieder;
die Wahrheit ist: er steigt zu euch hernieder!

Sein Überglück ward ihm zum Ungemach,
sein Überlicht geht eurem Dunkel nach.

Der Weise spricht.

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
und immer über diesem Volke!

Sternenmoral.

Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
was geht dich, Stern, das Dunkel an?

Roll selig hin durch diese Zeit!
ihr Elend sei dir fremd und weit!

Der fernsten Welt gehört dein Schein:
Mitleid soll Sünde für dich sein!

Nur Ein Gebot gilt dir: sei rein!

Die Sonne sinkt.

1.

Nicht lange dürstest du noch,
verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an:
— die große Kühle kommt ...

Meine Sonne stand heiß über mir im Mittage:
seid mir gegrüßt, daß ihr kommt,
ihr plötzlichen Winde,
ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit schiefem
Verführerblick
die Nacht mich an? ...
Bleib stark, mein tapfres Herz!
Frag nicht: warum? —

2.

Tag meines Lebens!
Die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
Flut vergüldet.

Warm atmet der Fels:
Schlief wohl zu Mittag
das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
Gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
halb gebrochen,
schon quillt deines Taus
Tränengeträufel,
schon läuft still über weiße Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit ...

3.

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Lief ich zu rasch meines Weges?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch,
schwimmt nun mein Nachen hinaus ...

Um Mitternacht.

Eins! O Mensch, gib acht!
Zwei! Was spricht die tiefe Mitternacht?
Drei! „Ich schlief, ich schlief —
Vier! „Aus tiefem Traum bin ich erwacht!
Fünf! „Die Welt ist tief —
Sechs! „Und tiefer, als der Tag gedacht.
Sieben! „Tief ist ihr Weh, —
Acht! „Lust — tiefer noch als Herzeleid!
Neun! „Weh spricht: Vergeh!
Zehn! „Doch alle Lust will Ewigkeit —,
Elf! „— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!"
Zwölf!

Theobald Röthig.

Vor dem Christuskopf.

(Gemalt von Gabriel Max.)

Ich war allein im Saal — von außen her
drang nur gedämpft zum Ohr des Marktes Toben,
als wenn von fern man brausen hört das Meer.

Den Sessel nah zum Bilde hingeschoben,
das hell sich hob von dunkler Draperie,
hielt ich mein Auge fromm zu ihm erhoben.

Die bleiche Lippe schien, als hätte sie
sich erst von jenem Schmerzensruf geschlossen:
„Eli, Eli lama asabthani?"

Das Auge hatte Tränen noch vergossen,
bevor sein Lid sich schloß, umflort von Nacht,
auf dorngekrönte Stirn war Blut geflossen.

Den Heiland sah ich, der mit letzter Macht,
indes sein Haupt schon sinkt verscheidend nieder,
den Todesseufzer haucht: Es ist vollbracht!

Schmerzlich bewegt erhob ich mich, und wieder
warf ich den Blick von ferne auf das Bild,
und siehe, offen standen nun die Lider.

Ein Blick traf mich, der unbeschreiblich mild,
ein Lächeln sah ich um die Lippen schweben,
das jede Trübsal, jede Träne stillt.

Mir war, als wollten sie den Trost mir geben:
ich bin die Liebe, hab erlöst auch dich!
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;
niemand gelangt zum Vater, denn durch mich!

Juninacht.

Sterne künden die Nacht.
Glänzend wie Schwanengefieder
senkt sie zur Erde sich nieder.
Liebchen habe nun acht!

Rings wie Nebel empor
heben sich Zaubergestalten.
Nymphen jetzt Zwiegespräch halten,
zärtlich seufzend im Rohr.

Oberon ruft zum Tanz;
Elfen umfangen sich lüstern.
Horch, in den Zweigen das Flüstern!
Sieh, im Grase den Glanz!

Mohn blüht feurig im Korn,
wo sie im Reigen sich drehen.
Schleier wie Spinngeweb wehen
früh an Distel und Dorn.

Tauiger Hauch küßt wach
blühende Rosen und Reben,
läßt ihren Wohlgeruch schweben
bräutlich dir ins Gemach.

Küsse, küsse auch mich!
Liebchen, es bangt meine Seele,
daß mir der Geisterfürst stehle
als Titania dich.

Das Stoppelfeld.

Ein kahles Feld vor meinem Fenster liegt.
Jüngst haben dort sich schwere Weizenähren
im Sommerwinde hin und her gewiegt;
vom Ausfall heute sich die Spatzen nähren.

Welch trübes Bild! Doch leibt ihm Sonnenschein
ein Kinderpaar, das auf den Stoppeln schreitet,
die letzte Lese sorgsam sammelt ein
und jeden Fund mit frohem Ruf begleitet.

Schon faßt den Ährenstrauß ihr Tüchlein kaum.
Am Bahndamm beide rastend niederhocken;
der Knabe schießt im Graie Purzelbaum,
das Mägdlein windet Blumen in die Locken.

Schwebt mir nicht hier mein eignes Leben vor?
Wohl rafften Zeit und Tod hinweg das Beste,
Doch lachend zeigen Liebe und Humor:
Noch finden wir genug der Freudenreste!

Georg Freiherr von Ompteda.

Reiterschlacht.

„Es geht in die Schlacht! Es geht in die Schlacht!
Nun laßt die Trompeten schmettern!
Nun fahret darein wie der Blitz in der Nacht,
mit Leuchten und Donnern und Wettern!
Nun lasset den Rossen den wilden Lauf,
kein Zügel halte ihr Raien auf!
Nun brauset dahin über Flur und Feld!
Nicht zurückgeschaut! Was fällt, das fällt!
Und reitet zu Boden, was sich euch stellt!
Dem Reitersmanne gehört die Welt!“

Und wir brausten dahin, daß die Erde klang,
der Trompeter blies, daß sein Horn zersprang!

Ein rollender Donner dröhnte durchs Tal ...
Ein Wutschrei verdoppelt tausendmal!
Mit wildem Gebrüll, in geschlossenen Reihn
ging's wie der Blitz in den Feind hinein!
Ein eherner Wall, in funkelnder Wehr ...
Verderben und Tod rings um uns her!
Wir rannten zu Boden, was vor uns stand,
und unter den Hufen der Feind verschwand ...
Die Erde stiebte und hüllte uns ein
in dichte Wolken: der Waffenschein
erlosch in tiefer, in dunkler Nacht,
im Staube, dem Pulver der Reiterschlacht!
Nur rechts und links ein prasselnder Laut,
den Nebenmann hat keiner geschaut!
Ein dumpfer Donner und Waffengeklirr ...
ein Säbelgeraffel und Klingengeschwirr ...
ein schwerer Fall ... ein Wehegeschrei ...
und Rossesschnauben ... dann alles vorbei!
Aus der Ferne verklingender Hufesschlag ...
der Staub verzogen und wieder Tag!
Gefallene Rosse im Kreise herum ...
viel hundert Reiter am Boden stumm! ...
Nach Siegestaumel die ewige Ruh!
Bluttriefender Lorbeer deckt sie zu!
Gespenstige Stille auf weitem Plan!
Erquickender Frieden nach kurzem Wahn! ...
Wie ein Traum vorüber die Reiterschlacht ...
Und über das Blachfeld sinkt nieder die Nacht!

Am Wärterhaus.

Ich stand so oft als Knabe
am kleinen Wärterhaus,
lugt nach den Dampfeswolken
der Lokomotive aus.

Und wenn dann heulend, zischend
gebraust kam der Koloß,
von weitem langsam ... sausend
an mir vorüber schoß:

dann starrte ich wohl lange
dem letzten Wagen nach,
bis leer vor mir und einsam
der Strang der Schienen lag!

„Wer auch so könnte fahren
hinaus ins weite Land!"
Mir hat im kleinen Herzen
die Sehnsucht heiß gebrannt!

Nun bin ich hinausgefahren
mit sausendem, brausendem Zug,
ein Jüngling, voller Sehnsucht
das Herz mir bebend schlug!

Und möchte doch wiederkehren
zum kleinen Wärterhaus
und wieder als Knabe lugen
den Schienenstrang hinaus!

Alfons Paquet.

Lied des Mädchens am Fenster.

Ein Wandrer in der Gassen,
der acht mein Fenster gar so wohl,
Ich tät ihn gern was fragen,
weiß nit, ob ich's soll.

Herr Wandrer in der Gassen,
ich hab kein Ruh, kein Ruh habt Ihr.
Will mir's doch keiner sagen,
ob Ihr wollt zu mir.

*

In meiner stillen Gassen,
das war vom Mond so hell und bang.
Im Schlummer wollt ich warten
bis das Fenster klang.

Aus einer stillen Gassen
der Wandrer kam von ungefähr,
in einem silbern Garten
zu herzen mich und trösten sehr.

Im Gespräch mit dem Geliebten.

Kapitän in des Herzogs Garde
ist einer der Freier sogar.
Ein schlanker Savoyarde,
hat kohlenschwarzes Haar.

Sein Antlitz wie gelbes Leder,
sein Auge finstre Glut.
Es schillert die schwarze Feder
auf seinem spitzen Hut.

Auf dem schwarzen Leibrock trägt er
ein violettes Band.
An seinen Degen legt er
so oft die hagre Hand.

Er stellt nach allen Frauen,
wo immer klingt sein Sporn.
In seinen scharfen Brauen
liegt's wie Begier und Zorn.

Da unten klirrt er vorüber,
die Hand am Degenknauf!
O tritt zurück, mein Lieber!
er sieht, er lugt herauf.

Wohin ich jetzt sehe . . .

Wohin ich jetzt sehe,
ist hell lichter Tag.
Den Weg, den ich gehe,
geht keiner mir nach.

Ihr Weinenden glaubet
ich steige ins Grab.

Ich leg mein bestaubet
Gewande nur ab.

Mein Gott, der ist stille
und lädt mich zur Ruh,
doch mißt mir sein Wille
viel Freuden noch zu.

Ja, wenn mich im Dunkel
ein Auge verlor,
ich bin zum Gefunkel
der Himmel empor.

Der Wanderer.

Ob ich gleichmütig-traurig wandelte
durch engbohe Gassen unterm grau und hellen Märzenhimmel;
oder erschauernd schritte in Regengüssen,
die herniederwehn über die Waldberge;
ob der Sturmwind ränge mit mir
wie ein Räuber, der mich überfällt in der flachen Ebene: —
was treibt mich an, was wärmt mich doch,
was gibt mir Freude, zu widerstehen?

Daß ich weiß, du lebest,
und deine Gedanken fliehen zu mir
und greifen in meinen wehenden Mantel
wie Göttern gehorchende Genien
und führen mich an den Händen
hin zu dir, deren Seele mein Haus ist.

Wenn der feurige Abend verkläret den reinen Himmel
und der Wald düstert, nur die runden Wipfel erglänzen
und des Tales Seen erblinden in Nebelfloren,
fern schimmert der äußerste noch;
wenn die weißen Schwäne im niedern Fluge, langgestreckt
verüberziehen, den dunkeln Weihern zu;
wenn über den leicht hinschwimmenden Wolken der Ferne
der große Palast der Nacht sich baut
und aus klaren Fenstern grüßet die Freude der Seligen; —
was gibt denn mir Ruhe und milde Kühle
und löset meine Gedanken, und ich entschlafe?

Daß ich weiß, du lebest,
und dieser Arm wird dich herzen
ehe wieder die Sonne sank.
Morgen, ja ehe die Sonne sank,
zieht der Wanderer in das geschmückte Haus.

Fritz Philippi.

Halt mich!

Nachthimmel, hin durch den endlosen Raum
breitet sich dein Kleid
königlich. Deines Gewandes Saum
ist ein Perlengeschmeid.

Und ein Sternlein heißt Erde.

Erde, ich suche dein Ende;
nimmer greifen es meine Hände.
Gewaltige Erde, wie heiße ich? . . .

Halt mich! Ich seh rings mit Gewalt
Unendlichkeiten winken.
Halt mich! Ich müßte ohne Halt
als Nichts im All versinken.

Das Glöcklein beim Gewitter.

Wilde Wölfe laufen durchs Korn.
Wehe, die Wettermeute!
Über dem Tannwald reckt sich die Faust
dräuender Wolken nach Beute.

Da hebt das Glöcklein zu beten an:
Gott schütze uns Haus und Feld und Tann!

Nieder erdab das Unheil fährt,
sausenden Schwungs wie Hammerschlag.

Flammensprühend der Amboß dröhnt.
Grausend schließt die Augen der Tag.

Dem Glöcklein bricht die Stimm vor der Not:
Die armen Leute. Das liebe Brot!

Wo noch früh die Ähre genickt,
liegt ein Grab voll Schlamm und Eis,
liegt zerschlagen, zerstampft im Grund,
was gebaut der Mensch mit Fleiß.

Da ruft das Glöcklein beim Abendstern:
Erhebt die Hände zu Gott, dem Herrn!

Mich suchte Gottes Auge.

Hinter des Waldes hochstämmigen Buchen
kam ein leuchtend Auge hervor,
groß, am Abend. Und wollt etwas suchen ...
Die Leute sagen: Der Mond stieg empor
über dem Berg.
Der Wald aber leis
schüttelt das Haupt: Der Mond ist es nicht —
Gottes Auge!
Und Blatt und Reis
schauert im Licht.

Was kam das Auge zu suchen?

Liebreich Stamm und Wipfel hinan
fühlen die Blicke: daß Gott euch behüte!
Selbst den finster-ernsten Tann
überglänzt die freundliche Güte.

Suchte das Auge den Wald? ...

Mit mir das Auge den Wald verläßt.
Frei umfaßt's mich, heilig und fest!
Auge in Auge! Sein Leuchten spricht:

Dich suchte Gottes Augenlicht —
sein Kind!

Raimund Pissin.

Einer Mutter.

Dem Wohl des ganzen Hauses sinnend,
geheimer Seufzer furchenreiche Stirn:
Neunfache Sorge lastet dir.

Du ordnest, leitest, schaffest, Magd wie Herrin,
du rechnest, darbst, um mitzuteilen:
Im Geben Reiche arm an Gaben.

Kaum nickt dein blühender Garten Dank —
gewöhnt an Sonne und Behagen,
du sitzest müde auf der Bank . . .

Unruhe in unseres Hauses großgebauter Uhr!
An deinen stahlgerollten Willen hängt
ein Fels der Mühsal sein Gewicht,
vom Morgendämmern bis die Nacht sich senkt, —
doch unabässig spannt dich an die Pflicht:
Du goldner Spiegel schaffender Natur.

Dies anzusehen erschüttert dein Kind mit Dankgefühlen,
daß ihm die langersehnte Gnade ward zu weinen . . .
Die Tränen haben lang gebraucht sich durchzuwühlen:
Ich bin erschüttert und ich will es scheinen.

Dein edles Antlitz und dein mildes
wird sänftigend mein Herz umschweben,
die Guttat deines lieben Bildes
steht leuchtend über meinem Leben!

Wilhelm Popp.

Spätherbst.

Fahlgrau verdämmert der Tag ...
Nebel in flatternden Stücken,
will mir die Brust bedrücken,
Furcht regt sich im Föhrenschlag.

Und schon nahet der Sturm,
Herbst beugt die greisen Bäume, —
in meine dumpfen Träume
zittern die Glocken vom Turm.

Schall und verworrener Klang
aus dem Häusergewimmel;
Dampf quillt zum nächtlichen Himmel
in aufstrebendem Drang.

Dunkel schleicht mir ins Herz,
Wolken ballen sich dichter —
Aber drüben die Lichter
winken mir heimatwärts.

Heimatglocken.

Ich schrecke empor in tiefer Nacht ...
Der Heimat Glocken höre ich gehn;
sie haben mir fernen Gruß gebracht,
ihre Klänge wuchten und wehn.

Sie füllen meinen wachen Blick:
eine Kirche seh ich im Mauernkranz,
die Bäume davor im Blütenglück —
meine Heimat im Abendglanz!

Die furchtsame Herde zieht durchs Tor,
jäh scheucht der Hund die erschrocknen Lämmer,
in rußiger Schmiede sausen im Chor
auf glühendes Eisen klingende Hämmer.

Am Straßenrand ein kleines Haus,
in seinen Scheiben rotgoldnes Glühn —
Hier sah ich einst im Geschwisterstrauß
die Märchenblume der Kindheit blühn.

Das alles hat mir der Traum gebracht,
durch den meiner Heimat Glocken gingen ...
Nun lieg ich und lausche die ganze Nacht,
wie sie hallen und zitternd verschwingen.

Hermione von Preuschen.

Urquell.

Habt ihr von jenen Strömen nie vernommen,
die unversiegbar aus der Tiefe quellen,
doch bald verschwinden? In der Erde Schacht
sind sie aufs neu verborgen und die Sonne
strahlt nur auf Grün und bunte Frühlingsblumen;
doch rast- und ruhelos in tiefster Tiefe
rinnt fort der Strom, rinnt unermüdlich fort.

So flutet in der Seele mir der Schmerz,
der heimlich dunkle, unergründliche,
wenn neues Glück und neue Sonne lachen
und tausend Blumen mir ums Leben blühn,
um euch, die ich für immerdar verlor,
ihr, meine heißgeliebten, süßen Kinder ...

Via passionis.

Nach grauen, trüben Tagen, schlaff und still
und stillen, grauen Nächten, schlaff und trüb,
in die nur matt der Sternenflimmer drang,
kam eine Nacht, umwölkt und schwarz und schwer;

— wie müde hatte all die Zeit gepulst
des Meeres Wogenschlag, und sichtbar kaum,
eintönig, schläfrig, leise, sterbensmatt,
als hätt es seiner Tiefen all vergessen.
Heut aber dunkel, schwer, wie schwarzer Samt,
umhüllt die Nacht die weite Wasserwüste
und sie besinnt sich jählings auf sich selber.

... Am Strande steh ich in den Finsternissen
und lausche bang der Wellen Wutgeheul,
die mich geheimnisvoll aus dunklem Graus
mit weißen Wasserschleiern überstrühn,
indes aus tiefster Tiefe drängt empor,
wie Sang vom Jüngsten Tag, ihr wildes Lied;
und jäh auch ich besinn mich auf mich selbst
und auch aus meiner Seele gellt ein Schrei,
verzitternd in der schweren, schwarzen Nacht!

Doch wenn im Ost der Tag sich leise hebt,
dann sind wir wieder still, das Meer und ich.

Stürb ich in deinem Arm.

Stürb ich in deinem Arm
den Wonnetod,
wenn wilder Wünsche Schwarm
mich doch umloht!

Sieh, eine Willis, mich,
die dürstend irrt,
töte mich, rette dich —
daß Friede wird!

Warten.

Mein ganzes Leben war ein qualvoll Warten,
erst wartete ich sehnend auf die Liebe,
bis ich, durch Bitternis und Seelenpein
sie endlich fand.

... Da ich in ihrem Schatten bebend lag,
fühlt ich, daß mir nach Ruhm ein Sehnen wuchs,
bis daß er kam und küßte meine Schläfen;
doch wartend stand ich noch am Schicksalstor,
auf etwas wartend, dessen Nahn ich fühlte.

Mit schaudervoller Schnelle kam's — das Unheil
riß mir das Herz mit tausend Wurzeln aus ...
Noch immer steh ich wartend vor dem Tor,
das weiter meinen Fuß und weiter rückt.

... Über zertretene Herzen führt der Weg
und tote Jugend, über welke Blumen,
durch Staub und Kot und Jammer führt der Weg
zum letzten Ziel, —
ein lebenslanges Warten ...

Alberta von Puttkamer.

Dramatische Landschaft.

Wie im Zorn zerrißne Wolken hängen
über den verträumten Taxusgängen.
Hin und hin tropft Mondlicht an den Zinnen
eines Schlosses, als ob Tränen rinnen ...

Mit den königlichen Marmorfüßen
tritt das Schloß ins Meer; die Wogen grüßen
rufend und verlangend an den Mauern,
wo im Schlafe wilde Schwäne kauern ...

Einer fliegt erschreckt ins Mondgefunkel,
während aus dem letzten Büschedunkel,
fast als ob er dort geschlafen hätte,
murrend fährt der Wind aus seinem Bette.

Wie er aufsteht, wächst er jach zum Sturme;
zischend greift er auf zum Glockenturme,
durch die Mitternacht hin schreien Töne,
als ob Einer tief in Qualen stöhne.

Schlafgestört stürmt nun der Wildgeselle
hin ins Meer; — aufjammernd schwillt die Welle; —
Schiffe, die geruht im Mondenglanze,
taumeln nun, gleichwie in trunknem Tanze . . .

In den Lüften dröhnt es wie Posaunen
des Gerichts, und fremde Stimmen raunen,
als ob nun die letzten Dinge kämen.
Aus den Wolken nicken wilde Schemen.

Und im Garten dort die Marmorgötter
rüttelt wild das mitternächtige Wetter —
Ruhiger Schönheit bringt es frühes Sterben
und zerbricht die holde Form zu Scherben . . .

Aus den lebensstarken Eichenzweigen
löst der Sturm sich einen Kranz zum Reigen,
und, hinreißend wie im Liebeswüten,
bricht er dieses reichen Gartens Blüten.

Finster wird's, als ob die Welt erblindet,
und sich nie zurück ins Schöne findet;
es verglimmen alle, alle Sterne —
es erlischt die mondbeglänzte Ferne.

Also stürmt die große Leidenschaft,
blind in ihrer ungebundnen Kraft,
durch das Schöne, das sie wild zerrissen,
sehnsuchtsrastlos hin zum Ungewissen.

Liebessterzinen.

Es schläft die Stadt, die Regentropfen rinnen
am Dachfirst nieder in verträumtem Takt,
die feine Melodie zu meinem Sinnen.

Die Äste, die ins Fenster ragen nackt,
die zeichnen sich wie große Hieroglyphen
ins Himmelnachtgrau, rätselhaft gezackt.

Und ich bin so allein ... Aus Herzgrundtiefen
stehn Wunsch und scheue Sehnsucht wandelnd auf,
die ungeweckt von Leidenschaft noch schliefen.

Die Heilige rief sie nun ins Licht herauf
und gibt den beiden ihre Flügelkraft,
und deutet ihnen Ziel und Siegeslauf ...

Und also fliegt mein Herz aus seiner Haft,
zerbricht die Ketten, die der Zwang ihm bindet,
und es beginnt die selige Wanderschaft.

Und wie die Stege der Nachtwandler findet,
hart an den dämmerweiten Abgrundtiefen,
wenn sein Gestirn die Sehnsuchtsfackel zündet,

so find ich dich, als ob mich Himmel riefen ...

Trüber Abend im Süden.

Von meinem Marmorhaus hinab zum See
gehn oleanderduftende Terrassen;
der tiefe Garten schläft so lustverlassen
und geisterhaft in seinem Blumenschnee.

Und doch lag leuchtend rot der Tag am Kai,
der konnte kaum die frohen Schiffe fassen —
nun steht die welsche Stadt mit ihren Gassen
verstummt in einem abendblassen Weh ...

Der halbe Mond, wie ein zerbrochner Ring,
gleißt aus zerwebten Wolken, — und die Nacht
verschattet alles Farbensprühen sacht,

das überschwenglich überm Lande hing.
Und plötzlich stürmt ein Sehnen auf mich ein:
Da drüben könnte Herbst und — Deutschland sein! ...

In finstern Stunden

Es gibt viele Morgenröten,
die noch nicht geleuchtet haben.

(Nietzsche.)

Gewalt'ger, Düsterer, wie kam dies Wort
von deinem Mund? wer weckt es deinem Geist?
Welch fremde Kraft riß dich zum Hoffen fort?

Du, der du nur vom grundlos Tiefen weißt,
die Wurzeln näher als die Wipfel fahst,
und dessen Heimatland der Zweifel heißt!

Ach, wer im Quellengrund die Wahrheit faßt,
und Tod und Schmerz in Becherneigen weiß,
der wird der Fröhlichkeit ein scheuer Gast . . .

So trafen Leidenschaft und Sehnsucht heiß
einmal, in einer Stunde Gunst dein Herz,
und brachen deines Wissens kühlen Kreis

mit kurzer Glut, und brannten morgenwärts?
Indes um meine Welt, die sonnig lag,
die Stunden wachsen wie ein regles Erz.

Zu dunklen Toren gegen Glück und Tag;
indes in Finsternissen und beklommen
ich rastlos horche auf den Glockenschlag.

Der Morgenröten ruft, die niemals kommen . . .

Heinrich v. Reder.

Ein Lied der Bauern.

Ich bin der arme Kunrad
und komm von nah und fern,
von Hartematt und Hungerrain
mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
leibeigen, frönig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
vom Fürsten bis zum Bauersmann,
ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad
in Aberacht und Bann,
den Bundschuh trag ich auf der Stang,
hab Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
ich halt nun selber das Gericht,
es geht an Schloß, Abtei und Stift,
nichts gilt als wie die Heilige Schrift.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
trag Pech in meiner Pfann.
Heijoh! Nun geht's mit Sens und Axt
an Pfaff und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
und machten mich mit Hunger satt,
sie zogen mir die Haut vom Leib
und taten Schand an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Aus den „Federzeichnungen“ und dem „Lyrischen Skizzenbuch“.

Es war ein heller Wintertag,
der mich ins Moor gelockt,
ein flaches Schneefeld, da und dort
mit Föhren nur besteckt.

Drin strich ein Hungerfuchs herum,
ein Rabe flog vorbei,
der immer wieder nach ihm stieß
mit heiserem Geschrei.

Ich hob's Gewehr, ob schwarz ob rot?
Ich schwankte mit der Wahl —
den Raben schoß ich für den Fuchs
zu einem feisten Mahl.

*

Schneegänse flogen übers Moor
im spitzen Dreieckzuge,
es reichte nicht der Flinte Blei
hinauf zum hohen Fluge.

Ich hört, am Weidenstamm gelehnt,
von fern ihr Gigack-Schnattern,
sie kamen wohl von einem Schmaus
bei Basen und Gevattern.

Sie schwanden rasch aus meinem Blick
im grauen Schneegestiebe —
wie seltsam, daß ich da gedacht
an Tee dansant und Liebe.

*

Ein Urhahn balzte tief im Forst,
er schliff und knappte brünstig;
ich sprang ihn an von Stamm zu Stamm,
der Augenblick war günstig.

Ich zielt und schoß; der Schlaue lag
im Moos zu meinen Füßen;
daß ihn die Liebe blind gemacht,
das mußt er bitter büßen.

Doch seltsam wurde mir zumut,
mein Glück war mir verleidet;
zu sterben in der Liebe Glut,
ich hab ihn drum beneidet.

*

In einem Steinbruch saß ich lang
auf einem Block und sann,
dieweil vom Rande manches Mal
der Kies hernieder rann.

Gerölle schob sich langsam fort,
Luftsprünge machte der Stein,
doch schließlich lagen alle still
am Boden groß und klein.

Da fuhr ich auf. Wozu die Hetz,
Gedränge, Druck und Stoß?
Ich eil hinweg und dachte mir,
dem gleicht des Menschen Los.

*

Verfallen steht im Waldesgrund
am Saumweg eine Schmiede,
draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
ein lang gestreckt Gebäude,
dort walten im Maschinenraum
berußte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampffabrik
ward zu der Sarg geschlagen,
der den verarmten Hammerschmied
zu Grabe hat getragen.

*

Trauersang scholl mir entgegen,
auf der Trage lag ein Sarg,
der in nackten Fichtenbrettern
eines Älplers Hülle barg.

Wenig haben ihn begleitet,
arm und schmucklos war der Zug,
doch sein Weib und seine Kinder
hatten an dem Leid genug.

Gläubig, Gott vertrauend schritten
sie den schmalen Steig der Wand,
während ich mit meinem Zweifel
trostlos vor dem Abgrund stand.

*

Im Wald steht eine Mühle,
ein grau verwettert Haus,
dort drängt aus enger Felsschlucht
der Wildbach sich heraus.

Des Abends sitzt am Fenster
des Müllers junges Weib
und schaut aufs alte Schöpfrad
zu Langerweil Vertreib.

Das Wasser schießt hinunter
und dreht im Sturz das Rad.
Das Weib dreht einen Garnstrang
und sinnt auf böse Tat.

*

Märt schritt am Maienabend
hinaus ins grüne Feld,
er war vergrämt, zerfallen
mit Menschen, Gott und Welt.
Die Wachtel schlug im Klee.

Er zählte still die Schläge:
Bück den Rück, bück den Rück!
Doch weil er sich nicht bückte,
so hatte er kein Glück.
Die Wachtel schlug im Klee.

Im Sinnen ging er weiter
bis zu dem dunkeln Wald.
Er lauschte, wie von ferne
der Wachtelruf noch hallt:
Bück den Rück, bück den Rück!

Georg Reicke.

Die heiligen drei Könige.

Der Wintertag liegt auf dem Dörfchen stumm,
die heiligen drei Könige gehen heut um.

Der erste schreitet gebeugt einher,
sein Alter und Krone drücken ihn schwer.

Der zweite führt trippelnd ein Kind an der Hand,
ihn fröstelt im Königs-Bettlergewand.

Der dritte hebt hoch empor sein Gesicht —
er grüßt eines blinkenden Sternes Licht.

Und als sie die dörfliche Runde vollbracht,
hat jeder sich schweigend davon gemacht.

Im Armenhaus auf der Ofenbank
schlürft bald der erste den wärmenden Trank.

Sein böses Weib trifft der zweite an,
sie schlägt das Kind und sie schimpft den Mann.

Der dritte hat stumm sich hinausgewandt
und schaut übern Schnee und das dunkelnde Land —

schaut lange hinauf zu den Sternenhöhn,
kann sich und ihr Leuchten doch nimmer verstehn!

Wir.

Es ist nicht anders und wir wollen's wissen:
wir schweben hin auf einem schmalen Boot,
an stummen Ufern und in Dämmernissen,
entgegen einem lichten Himmelsrot.

Und ob wir sacht des Fahrzeugs Fährte leiten,
wenn Städte türmend steigen, da und dort,
wir müssen dennoch dran vorübergleiten,
uns bietet sich kein gastlich stiller Port.

Es trägt uns keine Brücke mehr hinüber
zu jenen Stätten, wo die vielen gehn,
ihr blasses Bild verdämmert trüb und trüber,
ihr letztes Licht erlischt im Windeswehn.

Wir aber sprechen mit des Himmels Dunkel,
wir reden mit der Wiesen Wunderlaut,
und Aug in Auge strahlt uns das Gefunkel,
darin den Sinnen Seele sich vertraut . . .

So laßt denn Land und alle Welten gerne,
nur unsre Fahrt verkünde unser Ziel — :
ob jenes Leuchten in der Himmelsferne
der Sonne Abend- oder Morgenspiel!

Paul Remer.

Wintergang.

Komm, gib mir deine schmale Hand,
wir schreiten in weißes Winterland.

Wir schreiten in lichte reine Weiten:
so sollst du nun immer mich geleiten,

so soll nun immer deine Hand
mich führen in ein reines Land.

Heilige Nacht.

Vor unserm Kammerfenster steht
ein zitternd Sternlein, wie windverweht,
das suchen deine fiebernden Blicke
und bauen eine schimmernde Brücke.

Und auf der schimmernden Brücke schwebt
ein Englein herab und bangt und bebt,
die kleinen Füße straucheln und irren,
die feinen Flügel zittern und schwirren.

Und als der Morgen ans Fenster fliegt,
das Englein in deinem Schoße liegt.

Anton Renk.

Ewigkeiten.

Es spielen blonde Kinder an dem Meer,
die blauen Blicke leise zu mir gleiten,
die blauen Wogen schenken Muscheln her,
wenn sie zurück vom Meeresstrande schreiten.
Es schenkt das Kind — was eine Unschuld gibt:
den Dankesblick, der Gott und Erde liebt.

Ich sehe Gott im Kinderaugenglanz,
ich höre ihn in stetem Wogenrauschen,
und jetzt erst fasse ich sein Wunder ganz:
Ich sehe Ewigkeiten Schätze tauschen!
und jene Frage ist für mich vorbei,
in welcher Ewigkeit er größer sei.

Gustav Renner.

Tagebuchblatt.

O, wüchsen mit dem Leben auch die Kräfte!
mit jedem Jahre Macht und Stolz und Geist,
die schwellenden Glieder und die Hochgedanken,
daß dieses rote, quellendheiße Blut,
das jetzt als Bächlein durch die Adern schleicht,
in Kataraften durch die Glieder stürmte —
dann möcht ich ewig leben, ewig wachsen!
Bis ich zuletzt, den weiten Raum beschattend,
des Weltalls ganze Kräfte in mich zöge,
all alle Leidenschaften, Triebe, Formen;
daß dieses Lebens ungeheure Fülle
in Strömen aus dem vollen Herzen bräche,
und alle Sonnen, alle Welten kreisten
in mir und durch mich — daß ein jeder Hauch,
der kommt und schwindet, mein wär! mein! mein eigen!

Zwei Welten.

Fremd ist mir diese Welt, ihr Tun und Handeln,
fremd ist mir selbst die menschliche Gestalt,
das ganze Erdensein, Form und Gehalt,
Geburt und Tod, der Stillstand und das Wandeln.

Als stammte ich aus fernen, fremden Auen,
so seh ich oft die Menschen an erschrocken,
und alle meine Pulse plötzlich stocken
vor diesem Rätsel, das nicht zu durchschauen.

Und mich erfaßt ein wundersames Grauen,
da ich doch in den gleichen Leib gebannt,
der mir im Innersten doch nicht verwandt —
Wer füllt die Kluft, wer kann sie überbauen?

Auf der Reise.

Aufsteigt die Nacht mit wilden Ungewittern,
die Stürme rütteln an den Fensterladen,
der Regen rauscht, und seine Fluten baden
die Bäume, die in bangem Stöhnen zittern.

Die Blitze zucken und die Äste splittern,
und der Vernichtung Grauen will sich laden
zu Gaste nun — es schrillt, als würd' in Schwaden
der Wald gelegt von ungeheuren Schnittern.

Horch, Mitternacht! Und halb verweht vom Sturme,
jetzt tief und voll und leiser dann zurück,
klingt dann und wann ein Laut vom nahen Turme.

Wie leises Mahnen, fast verschollne Kunde,
an Stunden, voll von tiefem, reinem Glück
auf sturmbewegter Tage finsterm Grunde.

Trotzdem.

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz.
Erhebt mich die Freude empor bis zum Himmel,
läßt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.
Warfst du mich nieder ins tiefste Elend,
legtest mich fest in eherne Ketten,
gabst du die Kraft mir doch auch, mich zu retten.
Dich lieb ich, o Leben! Die heiße Schlacht
um Sein und Nichtsein, um alles und nichts.
Dich lieb ich, o Leben!
Wenn der junge Tag in die Welt hineinspringt,
die glühende Sonnenfackel in Händen,
entzündend die Morgenwolkenschar,
daß lodernd sie aufflammt in prangender Glut —
Dann heb ich aufs neue empor mich vom Lager,
mit dir zu beginnen den Kampf, o Leben,

den heißen Kampf,
den unerbittlichen!
Und ich zwinge dich einst und ich zwinge dich doch,
ich trete dich einst, wie du mich getreten,
und ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
und gebe den Pfad, den ich will!

Ahasver.

Wie einsam ist der Mensch, wie einsam ich.
In all der tausendfältigen Überfülle,
die die Natur vor deinen Augen ausstreut,
im Schweigen süßer Sternennächte, wenn
der Himmel, wie in trunkenem Geheimnis
erzitternd, in das Herz herniedersinkt,
im heiligen Glanz des Tages, der emportaucht
aus Purpur und so wiederum verhaucht,
der allen Wesen seine Seele leiht,
die regenbogenglänzende, — wie in
dem Jubel der Gewitter, die die Gipfel
der Berge, eisumstarrt, mit Diademen
aus Blitzen krönen, — auf dem Meere, das
ein zweiter sternenloser Himmel, doch
wie jener schön, — in all der schauerlichen
Pracht des Weltalls — allein bist du, allein,
und Keines, Keines, Keines fühlt mit dir!
Denn was sie sagen, legtest du in sie,
und deine Träne, die herniedertropft,
reicher als alles — denn ihr Glanz ist Seele —,
fängt Keines in der Schale auf voll Mitleid,
und deine Stimme, die der Wind dahinträgt,
sie findet nirgends, nirgends Widerhall! — —

Robert Reß.

Aus „Farben“.

Zu den Gipfeln des Himalaja
aus dem roten Waldtal
singt der Sonnenvogel.
Der kranke Rajah lauscht.
Seine Seele stürmt,
seine Augen glänzen!
Unter einer Kuppel von Blutjaspis und Smaragd,
stumm im Kreis,
hocken die Weisen seines Landes.
Bis auf den Boden
kräuseln sich ihre Silberbärte.
Tiefer in ihre weißen Schleier hüllen sich zitternde Frauen.

*

Fern unter Blüten vergraben
schimmern die tausend Inseln von Japan.
Millionen bunte Papierlaternen
überstrahlt ein gelber Mond.
Schaukelt sich
in kleinen, eirunden Teichen,
eingefaßt mit Perlmutterglanz und stillen Farren.
Er ist selbst nur ein riesiger Lampion
aus ganz dünnem Seidenpapier.

*

Um das graue Schloß
blüht in weißem Schweigen
ein Liliengarten.
In das Abendrot,
leise,
jeden Tag,
öffnet sich ein kleines Turmfenster.
Wenn das letzte Purpurwölkchen verblaßt ist,
lautlos,
schließt es sich wieder.

Rainer Maria Rilke.

Volksweise.

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Aus „Vigilien".

Die falben Felder schlafen schon,
mein Herz nur wacht allein;
der Abend refft im Hafen schon
sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
der Mond, die weiße Lilie
blüht auf in ihrer Hand.

Aus „Traumgekrönt".

Das war der Tag der weißen Chrysanthemen,
mir bangte fast vor seiner Pracht . . .
Und dann, dann kamst du mir die Seele nehmen
tief in der Nacht . . .

Mir war so bang, und du kamst lieb und leise,
ich hatte grad im Traum an dich gedacht.
Du kamst — und leis wie eine Märchenweise
erklang die Nacht ...

*

Die Mädchen singen:
Alle Mädchen erwarten wen,
wenn die Bäume in Blüten stehn.
Wir müssen immer nur nähn und nähn,
bis uns die Augen brennen.
Unser Singen wird nimmer froh.
Fürchten uns vor dem Frühling so:
Finden wir einmal ihn irgendwo,
wird er uns nicht mehr erkennen.

Casabianca.

Am Berge weiß ich trutzen
ein Kirchlein mit rostigem Knauf,
wie Mönche in grauen Kapuzen
steigen Zypressen hinauf.

Vergessene Heilige wohnen
dort einsam im Altarschrein;
der Abend reicht ihnen Kronen
durch hohle Fenster hinein.

Bodensee.

Die Dörfer sind wie im Garten.
In Türmen von seltsamen Arten
klingen die Glocken wie weh.
Uferschlösser warten
und schauen durch schwarze Scharten
müd auf den Mittagssee.

Und schwellende Wellen spielen.
Und goldne Dampfer kielen
leise den lichten Lauf;

und hinter den Uferzielen
tauchen die vielen, vielen
Silberberge auf.

Aus „Gebete der Mädchen zur Maria".

Schau unsre Tage sind so eng
und bang das Nachtgemach;
wir langen alle ungelenk
den roten Rosen nach.

Du mußt uns milde sein, Marie,
wir blühen aus deinem Blut,
und du allein kannst wissen,
so weh die Sehnsucht tut;

du hast ja dieses Mädchenweh
der Seele selbst erkannt:
sie fühlt sich an wie Weihnachtsschnee
und steht doch ganz in Brand . . .

*

Nach den Gebeten:

Ich aber fühle, wie ich wärmer
und wärmer werde, Königin, —
und daß ich jeden Abend ärmer
und jeden Morgen müder bin.

Ich reiße an der weißen Seide,
und meine scheuen Träume schrein:
O, laß mich Leid von deinem Leide,
o, laß uns beide
wund von demselben Wunder sein.

Wenn etwas mir vom Fenster fällt.

Wenn etwas mir vom Fenster fällt
(und wenn es auch das Kleinste wäre)
wie stürzt sich das Gesetz der Schwere
gewaltig wie ein Wind vom Meere
auf jeden Ball und jede Beere
und trägt sie in den Kern der Welt.

Ein jedes Ding ist überwacht
von einer flugbereiten Güte
wie jeder Stein und jede Blüte
und jedes kleine Kind bei Nacht.
Nur wir, in unsrer Hoffart, drängen
aus einigen Zusammenhängen
in einer Freiheit leeren Raum,
statt, klugen Kräften hingegeben,
uns aufzuheben wie ein Baum.
Statt in die weitesten Geleise
sich still und willig einzureihn,
verknüpft man sich auf manche Weise —
und wer sich ausschließt jedem Kreise
ist jetzt so namenlos allein.
Da muß er lernen von den Dingen,
anfangen wieder wie ein Kind,
weil sie, die Gott am Herzen hingen,
nicht von ihm fortgegangen sind.
Eins muß er wieder können: fallen,
geduldig in der Schwere ruhn,
der sich vermaß, den Vögeln allen
im Fliegen es zuvorzutun.

(Denn auch die Engel fliegen nicht mehr.
Schweren Vögeln gleichen die Seraphim,
welche um ihn sitzen und sinnen;
Trümmern von Vögeln, Pinguinen
gleichen sie, wie sie verkümmern . . .)

Denn Herr, die großen Städte sind.

Denn Herr, die großen Städte sind
Verlorene und Aufgelöste;
wie Flucht vor Flammen ist die größte, —
und ist kein Trost, daß er sie tröste,
und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,

geängsteter denn eine Erstlingsherde;
und draußen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind —
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Da blühen Jungfraun auf zum Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh;
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schließen sie sich wieder zu.
Und haben in verhüllten Hinterzimmern
die Tage der enttäuschten Mutterschaft,
der langen Nächte willenloses Wimmern
und kalte Jahre ohne Kampf und Kraft.
Und ganz im Dunkel stehn die Sterbebetten
und langsam sehnen sie sich dazu hin;
und sterben lange, sterben wie in Ketten
und geben aus wie eine Bettlerin.

Anna Ritter.

Auf der Schwelle.

Wie regt des Abends
verliebter Hauch
so sanft die Wellen
und Busch und Strauch,
drückt weiche Falten
in mein Gewand
und bebt mir schmeichelnd
das Gürtelband.

Ein Gruß ... ein Seufzer ...
ein heimlich Wehn —
ward nichts gesprochen,
ist nichts geschehn,
und dennoch weiß ich
zu dieser Frist,
daß meine Stunde
gekommen ist ...

Durch meine Seele ein Ahnen geht,
daß auf der Schwelle die Liebe steht.

Das hat die Sommernacht getan.

Die Nacht ist keines Menschen Freund —
Was flüsterst du von Treue?
Der Mond verblaßt, der Morgen graut ...
Am Bette sitzt die Reue.

Die Reue ist ein häßlich Weib
und möcht mich wohl verderben —
Reiß mir das Herz nicht aus dem Leib,
ich will ja noch nicht sterben.

Mein Blut ist heiß, dein Mund so süß ...
O Gott, wie kannst du küssen!
Das hat die Sommernacht getan,
daß wir versinken müssen.

Wunder.

Sorgen trug ich in den Wald hinaus,
Blütenzweige bring ich mit nach Haus —
Was dazwischen hat gelegen,
all das Hin und Her von Lust und Pein,
bis zum vollen, goldnen Frühlingssegen,
soll mein andächtig Geheimnis sein!

Albert Roßhack.

Ballade vom Reiter.

Die Frühe schlägt die Augen auf.
Der Reiter trabt in munterm Lauf.
In buntem Zug begleiten
ihn tausend Möglichkeiten,
geschmückt mit seidnen Bändern
und schillernden Gewändern,
und in den Mienen allen
der Wunsch, ihm zu gefallen.
Der Hauch des Morgens trägt sie sacht,
von Aug und Mund Verheißung lacht.

Er reitet durch den grünen Plan.
Die Schönen um ihn fliehn und nahn.
Wie viel er auch mag zählen,
nur eine kann er wählen,
und als er sie gefunden,
sind alle rings verschwunden,
sind alle weggeblasen
und leer der grüne Rasen.
Und nur die eine schwebt herzu,
schwingt vor ihn sich aufs Pferd im Nu.

Und wie sie seinen Hals umfaßt,
hält er entzückt die warme Last
und streichelt auf und nieder
durchs Kleid die feinen Glieder
und trinkt vom roten Munde
des Lebens süße Kunde.
Nichts andres will er haben,
läßt frisch sein Rößlein traben.
Das trägt sie weit ins Land hinein,
den Weg weist ihm der Sonnenschein.

Und vorwärts geht es lange Frist,
bis er die andern doch vermißt,

er staunt, daß die beim Reiten
ihn nun nicht mehr begleiten,
nicht lockend um ihn schweben
und leichte Füße heben,
daß nur die schöne Kleine
von allen jetzt die Seine,
die sein Umherspähn schon verdrießt,
die küssend ihm die Augen schließt.

Von oben steil die Sonne sengt.
Er spürt, was lastend an ihm hängt.
Ihr Häuptlein mit den Händen
will sanft er von sich wenden,
die Glieder, die sich schmiegen,
ganz sacht beiseite biegen,
den Armen sich entwinden,
die gar zu fest ihn binden,
und als ein froh befreiter Mann
ergreifen, was er mag und kann.

Da sieh! Wie rascher Tauben Flug
naht wieder sich der bunte Zug
der tausend Möglichkeiten,
die schnell vorübergleiten,
und, will er eine fassen,
sich nicht mehr halten lassen,
an keinen Körper streift er,
in leere Lüfte greift er.
Fort sind sie! Nur auf seinem Schoß
ward unterdes die Kleine groß.

Der lange Ritt, die schwere Last
macht schon sein Rößlein stolpern fast.
Da springt sie rasch vom Pferde,
zieht ihn sich nach zur Erde.
Sie reichen sich die Hände
und wandern durchs Gelände.
Dann ruht sie müd vom Gange
mit ihm am Wandeshange —
bis ihrer Wangen Glanz verbleicht,
als Schemen blaß sie von ihm weicht.

Gleich einer roten Scheibe schwand
die Sonne hinterm Bergesrand.
Nun sinken nächt'ge Schatten
auf einen Lebensmatten.
Bis tausend mocht er zählen,
nur einmal konnt er wählen,
einmal zu Roß sich heben
und auch nur einmal leben.
Die Nacht verdunkelt sein Gesicht;
ob er gestorben, weiß ich nicht.

Am Tor des Hamadan.

Ein alter Priester war's; ihn beugt der Jahre
Gewicht; am Stab hält müdevoll er sich aufrecht.
Doch eifrig liest er noch im Gehn sein Buch,
und durch der Wange Furchen rinnt die Träne.
So traf ich ihn am Tor zu Hamadan.

Gegrüßt sei, Seid! Und sag, weshalb du weinst?

Sohn, sei gegrüßt auch mir! gab er zur Antwort.
Du siehst, ich lese Gottes Wort: so schön
ist dies, daß seine Schönheit Tränen lockt!

Ja, sprach ich, es ist schön, und Schönheit rührt
uns oft zu Tränen, wenn sie plötzlich auftaucht
in allem Häßlichen wie Mond im Sumpf.
Du aber bist ein alter Mann und liest
gewiß im Koran nicht zum erstenmal
und läßt davon dich nicht mehr überraschen!

Drauf er: Ich will den wahren Grund dir sagen:
Wenn sich mein Geist dem Ort voll Eifer naht,
so sind ich hundert Stellen, wo mich's jammert,
daß der Prophet nicht schärfer aufgefaßt,
was Engel Gabriel ihm überliefert.
Sonst stünde drin das grade Gegenteil
von dem, was heut uns vorgeschrieben ist!
Mag sein, sprach ich. Nur sollt es dich nicht kränken:
Wer rechten Sinnes liest, faßt doch das Rechte!

Da fing er an noch heftiger zu weinen:
Ja, wär's nur der Prophet, der Schlummerkopf!
Doch tausend Stellen zeigen allzuklar,
daß nicht einmal der Engel recht begriffen,
was er auf des Allmächtigen Befehl
dem horchenden Propheten künden sollte!

Jetzt traten eben wir durchs Stadttor ein.
Er schämte sich der Tränen, ich versuchte
aufs neu zu trösten ihn, doch eilends nahm
am Eingang einer krummgeschwänzten Gasse
er kurzen Abschied, noch im Gehen murmelnd:

Das wäre freilich nur das halbe Übel,
daß Engel und Prophet nicht wissen, was
sie sagen. Aber wenn man nun noch sehn muß,
daß auch der andre selbst — — —
Nichts mehr vernahm ich,
da hinterm Häuservorsprung er verschwand.

Die Entfernte.

In deinen Briefen les ich deine Worte
und hör aus deinen Worten deine Stimme
und aus der Stimme deine ganze Seele.
Du sprichst zu mir, du selbst, wenn du mir schreibst.
Ich horche dir, doch schweigend horch ich nicht.
Kann Schweigen Antwort sein so lieber Rede?
Ich rede selbst, und wie die Felsengründe
auf eines Mädchens holden Sang ertönen,
ist meine Antwort nichts als Widerhall.
So mischen süß sich unsre Sehnsuchtslaute,
und eng umarmen sich getrennte Seelen
und halten sich umstrickt in Liebeshaft.
Vor unsern Blicken schwinden Berg und Täler
zur schmalen Grenze, die den Schritt nicht hemmt.
Gehorsam schmiegt sich selbst das Meer zusammen
und sickert als ein Bach zu Füßen uns
und netzt uns kaum mit leichtbewegter Welle.

Nah wird das Ferne, was getrennt wird eins,
und über Abgrundtiefe, die sie scheidet,
vereinen sich im Windeszug die Flammen,
von Ursprung zwei, doch eine nur zu schauen!

Peter Rosegger.

Und sie gefielen mir beide.

Zur Morgenfrüh hab ich erlebt
wohl eine liebe Freude,
zwei Mägdlein standen am Gartenzaun,
das eine war blond, das andere braun;
und sie gefielen mir beide.

Das eine war ernst gegürtet und blaß,
gehüllt in dunkle Seide,
das andere leicht geschürzt und bunt,
mit Veilchenaug und Rosenmund;
und sie gefielen mir beide.

Da scholl von der Kirche Glockenklang
zum Jubel oder zum Leide,
die eine erglüht und betet leis,
die andre trillert muntere Weis';
und sie gefielen mir beide.

Da scherzten zu Paaren in Liebeslust
die Schäflein auf grüner Weide,
die eine senkt das Auge mild,
die andere hüpft und jauchzet wild;
und sie gefielen mir beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
sich bergend im nahen Getreide,
die eine horcht dem fröhlichen Sang,
die andere hebt den Arm zum Fang;
und sie gefielen mir beide.

Da neigte ich, bettelnd um einen Kuß,
mich über des Zaunes Scheide;
die eine blickte mit strafendem Stolz,
die andere blinzelte gegen das Holz;
und sie gefielen mir beide.

Grab ein!

Grab ein, grab ein
in unsrer Mutter reichen Schrein;
für alle Sorge und Beschwerde
erliegt dein Lohn in treuer Erde.
Grab ein, grab ein.

Grab einen Schuh
mit starker Hand, so findest du
dein Stücklein Brot aus Halmen sprießen,
o, mögest fröhlich es genießen!
Grab einen Schuh!

Grab zwei Schuh ein,
so sammelt sich im Grüblein klein
vielleicht die Quelle frisch und helle,
zur guten Lab für Leib und Seele.
Grab zwei Schuh ein!

Grab drei Schuh ein,
so wird dich einst ein Baum erfreun,
der hier so tief die Wurzel breitet,
und dessen Dach dir Schutz bereitet.
Grab drei Schuh ein!

Grab vier Schuh ein,
so ist's der Grund zum ersten Stein,
wenn emsig du ein Haus dir baust
und hoffend in die Zukunft schaust.
Grab vier Schuh ein!

Grab fünf Schuh ein,
so blitzt vielleicht des Silbers Schein,

und tausend goldne Fäden weben
sich herrlich durch dein ganzes Leben.
Grab fünf Schuh ein!

Grab sechs Schuh ein,
wie leer mag da die Grube sein?
O, nimmermehr, da findest du
das Beste, eine sanfte Ruh.
Grab sechs Schuh ein!

Drei himmlische Schreine.

Drei himmlische Schreine
stehen bienieden:
Eine Wiege voll Träume,
ein Bett voll Wonnen,
ein Sarg voll Frieden.

Georg Ruseler.

Die Herzogin und der Page.

Das war die schöne Frau Herzogin,
war so leicht, o zu leicht ihr Sinn!
Trug Otterpelz am Kleide,
am Hals ein blitzend Geschmeide,
und hinter ihr ging ein Page.
Ach, junger Page!

Kein Sternlein leuchtete durch die Nacht;
in Henkers Haus sie schlüpfte so sacht.
„Was willst du, schöne Fraue?“ —
„Daß ich deine Künste schaue!“

Sprach Meister Hans mit düsterm Gesicht:
„Meine Künste, nein, die sag ich dir nicht.
Doch zieh ich den Vorhang dir gerne
von dämmernd verborgener Ferne.“

Da flammten ihre Wangen so rot:
„Dann sollst du mir sagen, wann fällt der Tod
den Mann, der mit greisem Verlangen
meine blühende Jugend gefangen.“

Und als sie traten zur Tür hinein —
„Welch leiser Klang aus dem braunen Schrein?“—
„Was kümmert dich Klang und Klingen!
Meine Töchter ihr Brautlied singen.“

Sie wollt es wissen, da schloß er stumm
das Schränklein auf und kehrte sich um;
da sah sie mit düsterm Prangen
die Beil und Schwerter hangen.

Ach, zuckte ihr das Herz dabei!
Da schwangen der breiten Schwerter zwei
und klangen auf eigene Weise
seltsam klagend und leise.

Da sprach der Meister mit bleichem Mund:
„Meine Töchter, sie geben mir kund,
daß zweie sterben müssen,
die heimlich sich herzen und küssen.“ — —

Und als ein Mond vorüber war,
da kniete vor einem schwarzen Altar
die wunderschöne Fraue, —
Damit der Henker sie traue,
und neben ihr kniete der Page.
Ach, junger Page!

Das Gewissen.

Gerd Hansen, lang hat der Wind ihn geschwenkt,
und Raben pflückten ihn kahl:
Um dreitausend Taler ward er gehängt,
die Folkert Syassen stahl. — —

Um zwölf saß Folkert im Tannenkrug,
soff Wein, der alte Luchs,
und Gold warf er hin, dazu einen Fluch:
„Kreuz Gottes, nun sattelt den Fuchs!“

Hopp, hopp! Und ach, sein Kopf, der glüht!
Der Wind, der lacht und gellt.
Heim will er über den Esch, doch es zieht
ihn stracks nach dem Galgenfeld.

Wacht beim Galgen der liebe Mond;
ein bleichend Gerippe, das blinkt
und tanzt mit dem Wind; da oben wohnt
Gerd Hansen und winkt und winkt.

Da wohnt Gerd Hansen, der blöde Tor,
und büßt, was andre getan;
zum Schwur die Hand noch schlenkert empor:
Er wisse von keinem Span.

Unrecht! Unrecht! krächzt ein Rab
und hebt sich mit heiserm Schrei;
Folkert Svassen spornt sein Tier zum Trab:
„Vorüber, mein Fuchs, vorbei!"

Und ruft verwegen: „Gehängter im Strick,
willst mit, steig ab und lauf!"
Da hallt es zurück: „Einen Augenblick,
Folkert Svassen, dann hüpf ich hinauf!"

Hu, klettert's gelenkig herab, o Graus,
und naht mit klapperndem Schritt.
„Kreuz Gottes, mein Fuchs, greif aus, greif aus!"
„Folkert Svassen, wart, ich will mit!"

Hei, fliegt der Fuchs, und Folkert keucht;
doch hinter ihm rasselt's in Hast,
die Toten sind schnell, und Tote sind leicht,
hui, da hat's ihn gefaßt.

Da hockt es hinter ihm keck auf dem Roß,
und ob er schüttelt und ringt,
mit Knochenarmen sein flinker Genoß
ihm Nacken und Brust umschlingt.

„Gerd Hansen, wie ist so eng dein Arm!"
„So eng, wie der Strick in der Luft." —
„Wie dunkel mein Aug, daß Gott erbarm!" —
„So dunkel, wie eine Gruft."

Die Eule schreit, es kräht der Hahn,
von dröhnenden Hufen geweckt.
„Gerd Hansen, Erbarmen, ich hab es getan,
und das Geld, im Sand ist's versteckt."

„Im Sand, im Sand, an der hohen Wand,
wo tief die Grube sich senkt?"
Gerd Hansen, da nimmt er den Zaum zur Hand
und hinan den Hügel gesprengt.

Klappern die Kiefern an Syassens Ohr:
„Hinab, Kameraden, wir zwei!"
Und als der Huf den Boden verlor —
ein Wiehern, ein letzter Schrei. — —

Sie fanden tags mit gebrochnem Genick
Folkert Syassen und fanden das Geld.
Gerd Hansen hing noch immer am Strick
unterm Baum auf dem Galgenfeld.

Ferdinand von Saar.

Der Ziegelschlag.

Sie gedehnte, öde Strecken,
schmutzig-gelbe Wassertümpel;
einsam ragt der Schlot des Ofens
über morsche Bretterschuppen.

Fahle Menschen, wie geknetet
aus dem fahlen Lehm des Bodens,
drin sie wühlen, treiben lautlos
Jahr um Jahr hier ödes Handwerk.

Füllen und entleeren Truhen,
mischen, treten, streichen, schlichten,
so des Backsteins ewig gleiche
Form verdrossen wiederholend.

Träge ziehn vorbei die Stunden;
aufgelöst in Staub und Hitze,
oder rings in Rot zerfließend,
scheint die Welt auch hier zu Ende.

Miserere!

Tausendstimmig
und abertausendstimmig
klagt und schreit es empor:
„Herr, erbarme dich unser!
Siehe:
Tausendfältig
und abertausendfältig
drückt des Daseins Not uns,
zerfleischt uns unerbittlichen Schwunges
des Schmerzes Geißel.
Und wenn wir hinsinken
und aushauchen
mit dem letzten Odemzug den letzten Seufzer:
emporgewachsen schon
ist wieder ein Geschlecht
zu gleicher Trangsal,
zu gleicher Not ...
Ende, o ende die Qual —
Miserere domine!“
Aber ungehört
verhallt der himmelstürmende Aufschrei.
Niederscheint gleichgültig die Sonne,
Leben weckend.
Befruchtender Regen fällt,
die Saaten grünen,
es blühen die Bäume und tragen Früchte,
und Ernte um Ernte nähret die Qual ...

Von Zeit zu Zeit nur,
unerwartet und wie zum Hohn,
sprengen vorüber mit wahllos zerschmetterndem Hufschlag
die apokalyptischen Reiter.

Ottilie.

Es hat der ernste Gang der Jahre
dein Antlitz leise schon gekerbt
und dir die dunkelbraunen Haare
zu mattem Silber fast entfärbt.

Doch hold und schlank sind noch die Glieder,
die du so leicht im Gange regst,
und reich hängt deine Flechte nieder,
wenn du sie tief im Nacken trägst.

Und Stunden gibt es, wo die ganze
zurückgedrängte Jugend bricht
aus deinem Aug mit scheuem Glanze,
der von verlornem Leben spricht.

Dann will es schmerzlich mich durchsprühen,
und küssen möcht ich deinen Mund;
du fühlst es und mit sanftem Glühen
erbebst du tief im Herzensgrund.

So bebt des Herbstes letzte Traube,
vergessen von des Winzers Hand,
mit letzter Glut im fahlen Laube,
wenn sie ein später Wandrer fand.

Hugo Salus.

Kammermusik.

Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter,
es sind immer wieder dieselben Gesichter;
so eine Kleinstadt, es ist ein Graus,
Gott gebe, ich wäre schon wieder heraus.

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter
„Auf einen Löffel Suppe" den Großstadtdichter.
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die drei
sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut, da ist nichts zu sagen,
ihr Minister des Innern ist eben der Magen;
und der Wein nicht übel; nun ja, man spürt,
„man" hat eben in der Hauptstadt studiert.

Dann spricht man und raucht; es geschieht auch zuweilen,
daß Minuten ohne Gespräch enteilen,
dann spricht man wieder. Und dann, auf Ehr,
bringt die Hausfrau Notenständer her.

Und dann, da ich seufze: „Es ist nicht zu ändern!"
sitzen die Alten schon vor ihren Ständern,
ein jeder den Fidelbogen nimmt,
zwei Geigen, Viola und Cello. „Es stimmt."

Und sie spielen: Beethoven. Erst etwas befangen;
dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
und herrlich durch das Zimmer ziehn
die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert;
mein Herz wird mild und die Seele erzittert.
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
die Luft, der fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,
als müßt zum Gebet ich die Hände falten:
O Himmel, im Alter bewahre auch mir
die Freude am Schönen, wie diesen hier!

Der seltsame Abend.

Als ich abends in meine Stube kam,
aus den Feldern den Mondschein nach Hause nahm,
sie hatten mir alle Fenster geschlossen,
ich aber war ganz von Mondlicht umflossen.

Und da häng ich den Rock an den Nagel hin,
und der ganze Mondschein war noch darin,
und er schien mir noch immer bläulich zu flimmern
und noch aus dem Dunkel silbern zu schimmern.

Ich strich drüber hin: meine Hand ward weiß!
Und um mich her ein silberner Kreis.
Ich öffne das Fenster und da kam es in Massen,
das Zimmer konnte das Licht gar nicht fassen.

Ich atmete tief. Da war die Luft
ganz voll mit einem seltsamen Duft,
und ich wußte gleich, beglückt und beklommen,
solcher Duft kann nur aus den Mondgärten kommen.

Und da trat noch die Magd in die Stube herein
und sagte, sie hätte im Mondenschein
nur eben den Krug aus dem Bronnen gehoben,
und er wär mit Talern gefüllt, bis oben!

Da ging ich mit ihr in den Garten, zu sehn,
was da wieder für ein Wunder geschehn:
Und da war wirklich das Wasser drunten im Bronnen
zu lauter flüssigem Silber geronnen!

Don Roué.

Er ist nicht schlecht, der edle Don Roué,
ihr seid ihm, dünkt mich, etwas neidische Richter,
besieht ihn euch, wie ich, nur in der Näh:
er ist ein Träumer, sag ich, fast ein Dichter.

„Er hat die schönsten Fraun der Stadt verführt,
bei hundert Mädchen mit verruchten Küssen
die wilde Glut der Sinne aufgeschürt,
daß sie ihr Leben lang dran glauben müssen."

Das geb ich zu; und doch verführt er nie,
um zu verführen; nie aus niederm Triebe!
Ihn reizt der Liebeleien Poesie
und lockt das lyrische Beiwerk junger Liebe:

An Sommertagen an des Waldes Rand
mit einem duftigen Kind im Gras zu liegen,
das, Blumen auf dem Hut und buntes Band,
im hellen Kleidchen zittert vor Vergnügen;

oder im Winter, wenn es draußen tost,
vor dem Kamin bei einer Frau zu sitzen,
die, während sie sein lockig Haupt ihm kost,
ihn leis berührt mit der Pantoffel Spitzen.

Der Duft des Weibs, der unbeschreiblich ist,
des Busens Wogen unterm engen Mieder,
das Schauspiel des Errötens, wenn er küßt,
und sich der Vorhang senkt der matten Lider:

Dies Vorspiel ist ihm Handlung, Inhalt, Schluß;
dies Schmachten, Blicke senden, Hände pressen,
der halb verwehrte, halb gewährte Kuß,
dies Kosten von der Tafel, nicht das Essen!

Ist's seine Schuld, wenn, allzurasch verkürzt,
die Tändelei in tolle Lust sich wendet,
wenn sich der Stier brutal auf Venus stürzt,
und das Idyll als wüste Orgie endet?

Der Reimkünstler.

Im bunten Gauklerkleide
aus Samt und heller Seide
so tret ich vor euch hin.
Mit meinem Korb voll Worten
beweis ich allerorten,
daß ich ein Künstler bin.

Die Worte stehn, ihr Lieben,
auf Kugeln aufgeschrieben
von Farben aller Art.
Nun seht auf meine Hände,
ich wähle draus bebende
stets Farben, gleich gepaart.

Mit meinen raschen Griffen
nicht gleich euch zu verblüffen,
nehm ich erst zwei und zwei;
ich werf sie in die Höhe
und prüfe erst und sehe,
ob ich bei Stimmung sei.

Noch nie so gut, wie heute!
Nun merkt auf mich, ihr Leute,
schaut meiner Bälle Schatz!
Aus einer Hand zur andern
seht durch die Luft sie wandern
und wechseln ihren Platz.

Nun fliegen zehn, nun hundert;
je mehr ihr euch verwundert,
je sichrer meine Hand!
Sie kommen hoch im Bogen
zur andern Hand geflogen,
und keins fällt in den Sand.

Von all dem Kugelschwirren
will's vor den Augen flirren,
und Schwindel faßt euch an?
Ich bitt euch, schaut genauer!
Euch faßt ein Wunderschauer,
ihr seid in meinem Bann!

Ihr hört die Kugeln singen,
ihr hört die Bälle klingen,
o, wundersüßer Klang!
Ein Zauber in den Lüften!
Vor Farben, Klängen, Düften
wird euch die Seele bang!

Bewundert meine Stärke!
In solchem Feuerwerke
bin Meister ich allein!
Steht, lauft mir nicht von dannen!
Die Seelen zu entbannen,
kassier ich Groschen ein.

Ihr wollt auch Sinn beim Spiele?
Entfesselte Gefühle,
ein lyrisch Dichterlied?
O, Undank ohnegleichen!
Wahrhaftig, sie entweichen!
Und ich bin matt und müd!

Hedda Sauer.

Frühlingsnacht.

Vom Burgturm zwölf silberne Schläge klingen voll und rund
und hold,
als seien zwölf silberne Sterne in den Burggraben hinunter
gerollt.
Schwarzer Efeu schlingt seine Arme um die Mauern warm
und sacht,
und um die Mauern schlingt sich eine schwarze Früh-
lingsnacht.
Um Wall und Turm hängt wie ein samtener Mantel
die Luft,
hier müssen Veilchen stehen, man fühlt es an ihrem Duft.
Nun gehe leise, leise über die Veilchen hin,
dort steht sie, deine holde, schwarzhaarige Königin.
Aber halt an den Atem, und geh sacht, verstohlen und still,
sonst wird deine Nacht so dunkel, daß kein Morgen ihr
folgen will.

Herbst.

Und wenn die Blätter immer röter werden
und immer goldner die Kastanienzweige,
und wenn der Himmel wie ein Abschiedsblick
blau, herbstblau über bunte Wälder schaut,
dann weiß ich's: was in zarten Schleiern da
um Tannenzweig und Brombeerkraut sich windet,
was in den Blättern glüht, vom Himmel grüßt,
das ist das Eine, Unvergeßne immer.
Du Liebesherbst! Wie hab ich dich so lieb,
rotgolden schweben deine Tage nieder,
und jeder bringt die Sonne nochmals mit,
und jeder schlingt die zarten Birkenzweige
wieder ins Lichtnetz zitternder Träume ein.
O, immer wenn ich glaub, sie sind gezählt
und meiner Träume letzter Morgen komme

so kommst du leis aus deiner Wälder Nebel
du Liebesherbst, in rotem Buchenlaub
und bringst den Fluren wieder Sonnenwärme
und meinem Traum bringst du noch einen Tag.

Mondschein.

Carino — horch, horch, horch, — es klingt so leise,
schau aus dem Fenster, dort hinab, siehst du,
heut nacht macht er sich wieder auf die Reise,
das ist sein silberweißer Lederschuh.

Wo die Lagunen gleiten weich wie Seide,
durch abendstille Gäßchen gleitet er —
ein Glanz hängt ihm am Mantel und am Kleide,
als ob er selbst der helle Mondschein wär.

Über die Ponti schleicht er; von der Brüstung
späht er hinab nach seinem Schattenbild.
Ein Schatten? Auf der Brücke glänzt die Rüstung,
unten im Wasser glänzt ein Silberschild.

Über dem Wasser blüht wie eine Lilie
San Giorgio — siehst du, wie er um sich schaut
auf der Palazzi leuchtende Familie,
als wollt er sprechen: „Die hab ich gebaut."

Und weiter geht der schlanke Venezianer,
und heller Schein umleuchtet seinen Gang,
Der Kampanile, der getreue Mahner
schickt zur Piazza Silberglockenklang.

Carino, horch, horch, horch, es klingt so leise,
so sanft, als fielen Perlen in das Meer,
Santa Lucia, unsre alte Weise,
ein Klang zurück zur Seele. Singt das er?

Und immer näher kommt er, immer heller
wird es um uns — verbirg mich, laß mich fliehn,
ich kann nicht — leise, leise, immer schneller
kommt er — er schaut herauf — jetzt kenn ich ihn!

Hilf mir, — er ist ins Haus, ich hör die Stufen,
ihr Todesseufzen, horch, schon ist er nah,
hilf mir, hilf mir, laß mich den Wächter rufen,
jetzt wird die Türe hell — jetzt ist er da!

Ins Dunkel, in die Nacht will ich mich retten,
in das Verlies, zu Kröte und zu Molch,
Hilf mir! Er fesselt mich mit Silberketten!
— Ein Mondstrahl, sagst du? Nein, das ist ein Dolch!

Ein scharfer Dolch, und daß er mich verderbe,
faßt er mich jetzt mit weißen Händen an,
Carino, sieh — ich sterbe, sterbe, sterbe —
und er — er lächelt: „Das hab ich getan!"

Adolf Schafheitlin.

Der Gott.

Zu Theben stand ein Götterbild,
das glänzte im Morgen, wie geisterfüllt.
Wer diesem Gott ins Antlitz gesehen,
um dessen Frieden war's geschehen.

Er wurde die Blicke nicht mehr los,
so geisterstarr, so flammengroß.
In Menschen wußt er sich nicht mehr zu finden,
er fühlte sich langsam geistig erblinden.

Aus Menschendrang, aus Menschenstreit
trieb's ihn zur Bergeseinsamkeit.
Ward da sein Licht ihm wiedergegeben?
Der Riesenberg, er begann zu leben.

Es war kein Wahn, es war kein Spott —
riesenhaft flammte im Morgen der Gott!
In diesem Leuchten zaubertrunken
mit all seinem Leid ist er versunken.

Die Blindenschlacht.

Erst waren es zwei — (ihr Zwist ein Heringsmahl!) —
dann kam das ganze Hospital,
schon in Parteien lange entzweit;
und heute brach aus der Streit.

Am besten kamen weg, die bucklig und klein,
die bissen den Andern ins Bein —
wie sie das fanden, weiß Gott;
aber ihr Biß war kein Spott!

Die Augenhöhlen hoch, doch höher die Krücken!
Hier flog ein Stelzbein in Stücken.
Schon deckten Verknäulte heulend den Grund;
vom Beißen ließ nicht der Mund.

Welch Schimpfen, Fluchen, Kreischen, ein wahres Höllenfest!
und schließlich stand Keiner mehr fest.
Mit müden Knochen lagen sie herum;
und, wie auf ein Zeichen, ward's stumm.

Sie tasteten aus dem wüsten Hauf
Einer am Andern herauf,
hustend und prustend; aber es ging.
Und wieder fing

der Blindenmarsch an,
Mann hinter Mann,
die Hand auf der Schulter. Die Fackel, des Zwistes Graus,
Gewohnheit löschte sie seufzend aus!

Bergphantasie.

Verrauscht der Traum, der süße Traum,
Der Liebe Seligkeit — Scherben und Schaum!
Was ich glühend gehofft, ist mir nicht gelungen,
die Schale des Glücks, die ich formte, zersprungen.
Du liebliches Wesen, du stilles Gesicht,
das ich einst umschlungen — dich seh ich nicht!
Leer ist das Haus, der Liebe erdacht;
nun mag es zerfallen, in mir ist Nacht,

der auch die Unendlichkeit nur ein Baum —
Und doch, was die Brust nicht missen kann,
was mir entging, erhascht mein Blick,
nicht für Andre blinkend, den Stern von Glück:
Ein Gestad, wo Seele an Seele sich schließt
und Liebe von Busen zu Busen ergießt! . . .

Wie selig der Golf sich im Lichte wiegt,
der Inseln Geschmeid an das Herz geschmiegt.
Zum Himmel hebt betende Hände er dar
vor Reinweins rauchendem Opferaltar.
O Erde, Mutter! Im Flehen so schön,
wirst einst alle Kinder du glücklich sehn?

Ach, Dunst verschleiert das Bild voll Licht:
noch hält kein Tag, was der Morgen verspricht!
Da — Jubeln des Blitzes! Die Wimper scheu
hebt auf die Schwüle, und senkt sie aufs neu.
Wo ist der Tag, wo die Ferne, wo
die Küste, so farben- und sonnenfroh?
Wohin ist Neapels lichtblühendes Meer
und der Inselkranz und das fröhliche Heer
der Segel, tanzend im blauen Duft?
Nacht ist die See, ein Alp die Luft!
Frohlockendes Flackern! — Wie taumelnd sich mühn
Gedanken des Glücks: war's Traumerblühn?
Und wieder lebt's auf, und ein Feuer umhüllt
Stadt, Inseln und Meer — und erstickt ist's wild.
Und wieder lebt's auf, und greller denn je —
Flamme ist aller Himmel Höh!
Und wieder siegt Nacht. Da braust es heran,
ein Riesenbild stürmt durch des Himmels Bahn.
Ein Mantel von Glut, langwallendes Haar
umlodert das Riesenweib wunderbar.
Laut schlägt ihre Lanze den strahlenden Schild;
der Donner antwortet — vernichtungswild:
ein Heer von Donnern! — Die Nacht zerreißt
ein Geistergetümmel aus Wolken kreist.
Bedrückung und Kraft unterm geißelnden Blitz
streiten sich um der Welt Besitz.

Jetzt bebe, was morsch: jetzt hält nur stand
wider die Flamme, was selber ein Brand!
Was jetzt nicht vom Feuer, vom Licht — gewiß
sinkt unter den Streichen der Nemesis,
die daniedermäht die Saat von Leid,
was nicht entsprossen aus Brüderlichkeit!
Unerbittlich ist ihr Gericht;
was reif dem Fall, sengt ihr Gesicht,
wie des heißen Sirokko Wüstenhauch
zu Gerippen entkleidet Baum, Busch und Strauch.
Vorm Zürnen der göttlichen Richterin schwillt
eine Sintflut sausend aufs dumpfe Gefild,
zerklüftet den Weg, reißt mit den Stamm
der Riesenpinie, zerlacht den Damm,
prasselt dahin im wirren Glanz
und tanzt den großen Vernichtungstanz . . .
Doch tun sich die Pforten des Himmels auf?
Eine Welt glüht hinter dem Regen hinauf,
stäubt durch den Flor, einer Insel gleich:
zittert empor — das saturnische Reich?
O du Königin über dem wogenden Streit,
laß, Nemesis, wehen dein Feuerkleid,
nimm mich hinauf durch der Donner Gebrüll,
daß vor irrendem Auge sich mir enthüll
die Blume der Schlachten, der Stern im Erglühn,
deine Tochter, o Fürstin: ein Welterblühn,
eines neuen, freien Weltalters Pracht,
— oder schwemme mich hin in die Nacht!

Geheimnis.

Sag, wo bist du? Lebt in diesen Augen
das, was immer mich zu dir entrückt?
Möcht in deine Seele meine tauchen;
wo die ernste landet, sie erschrickt.

Dich ergreif ich nicht! In deiner Nähe
bin ich dir doch fremd. Du Huldgestalt,
die ich nur im Taumeln sehe,
weiße Well, vom Wellenhaar umwallt:

Wo umfang ich dich, vollglühend Leben?
Wo enthüllt sich mir, was dich durchfüllt,
daß ich fühl, was fühlt dein Beben,
„Mein" und „dein" mein Wissen überschwillt

Wie sich meine Arme um dich ründen,
deine Glut durchirr ich lange Zeit;
kann ich dich doch nie ergründen
Das Geheimnis der Persönlichkeit!

Frida Schanz.

Nichts ward anders.

Und nichts ward anders seit dem Abendgang,
da ihre Seelen frei die Wahrheit sprachen.
Kein Band umschloß sie, und kein Tor zersprang.
Kein Sturm stand auf, und keine Riegel brachen.

Gefestigter und stolzer nur ihr Mut,
und weicher ihrer Lippen feines Schwellen,
und eine zarte, goldne, tiefe Glut
auf seines Lebens großen dunklen Wellen.

Einschlafen.

Eine Stimme flüstert: Komm herein!
Bleibt vom Tor! gebeut sie meinen Schmerzen.
Leise zieht's mich in den Dämmerschein,
leise brennen große duftige Kerzen!

Lagerstätten, thymianumlaubt,
stehn auf Dielen, glatten, mondscheinweißen.
Weiche Schleier wirft es mir ums Haupt,
leise, leise, daß sie nicht zerreißen!

Leise klingt der Harfen goldner Ton,
und es tragen Knaben durch die Halle
Schalen voll von großem, rotem Mohn,
leise, leise, daß er nicht zerfalle.

Herbstklage.

Es braust durch den Herbst ein Schmerz,
der klagt schwer, so schwer:
Mutter! Mutterherz!
Warum schlägst du nicht mehr?
Mutterbrust, du bist kalt!
Muttermund, du bist stumm!
Aufstöhnt es mit Sturmesgewalt:
„Mutter, warum?
Warum bist du verstummt,
Mund, der uns zum Leben rief?“

Der Wald steht in Nebel vermummt,
trauernd, tief, tief! —
Schlaf zwingt den brausenden Schmerz.
Doch noch im Entschlafen, schwer,
stöhnt der Quell:
Mutter! Mutterherz!
Warum schlägst du nicht mehr?

Schneebeere.

Alles kahl. — Und rauh des Windes Hauch.
Nur wachsbleiche Perlen noch am Schneebeerstrauch.
Durch die hohe Tür im Kinderkrankenhaus
geht der ernste Schnitter emsig ein und aus.
Rauhe Herbstzeit, — seine Erntezeit!
Zahllos ist die kleine Schar, die ihm geweiht.
Eine reihte Beeren mit der dünnen Hand,
eine Sanfte, Bleiche, Schneebeerchen genannt,
reihte gestern, mühsam, müde, immerzu.
Heute liegt sie perlenbleich, in süßer Ruh,
mit der Schneebeerkette auf dem Sterbekleid,
die sie, schmerzvoll lächelnd, zierlich aufgereiht.

Sprüche.

Ein Glück, wie wir's uns in der Jugend träumen,
gibt es im Leben kaum.

Du eben bist das höchste Glück: du Überschäumen,
du goldner Jugendtraum.

*

Es gibt uralte Bäume, voll Wunden und Narben,
über und über mit Blüten beschneit.
Und Menschen, denen alle Freuden starben,
und doch sind ihre Seelen voll Heiterkeit!

Ludwig Scharf.

Traumbild.

Aus tiefem Schlaf bin ich erwacht —
war eine kummerlatte Nacht.

Ein Traumbild war es, grausig fast,
und lag auf meiner Brust wie Last.

Ich saß in einer Zelle leer —
es drückte auf das Hirn mir schwer.

In einer Ecke saß ich dort
mit stumpfem Blick und sprach kein Wort.

Schon zwanzig Jahre saß ich hier
und sah zu Boden wie ein Tier.

Und immer stand vor meinem Blick
ein längst gestorbenes Erdenglück:

Ich schlief mit ihr in einem Bett —
als ob ich's jüngst verlassen hätt,

so stand's vor mir. Ich schlief zur Nacht,
da stahl sie sich davon ganz sacht.

Zu einem Buhlen schlich sie hin,
ich kannte ihn am blonden Kinn. —

Dann kam sie wieder mir zurück
mit leerem, kaltem, blödem Blick.

Ich fragte sie, da log sie nicht:
ich sah ihr fahles Angesicht.

Ich weiß nicht mehr, was dann geschah:
in ihrem Blute lag sie da.

Und zwischen Blut und Därmen quoll
ein junges Leben unruhvoll.

Dann kamen sie mit Stricken noch
und schleppten mich in dieses Loch.

So saß ich dumpf in leerer Zell
und saß und sah auf eine Stell.

Wohl zwanzig Jahre war's schon her —
Ich saß und sah und sprach nicht mehr.

Und immer stand vor meinem Blick
dies ferne tote Erdenglück.

Und immer, wenn der Wärter kam,
er solchen stummen Sang vernahm.

Er sah in mir das Konterfei
der blinden Glücksuchtsraserei.

Er sah in mir das Bild des M[illegible]s
verzerrt durch eine dumme Gans.

Der bleiche Verbrecher.

Gott, wie haben sie mich durchs Leben gepeitscht —
nirgends Ruhe, nirgends Rast!
Und wie haben sie mir die wunde Seele zerfleischt,
als wär ich der Erde die schwerste Last.

Gärten und Felder standen trächtig von Früchten,
aber Zäune wehrten, welche zu nehmen:
Wollt ich betteln vor ihren Türen: „Mitnichten!"
sagten sie, „zu betteln mußt du dich schämen."

Sagten: ich sei verpflichtet, mein Brot zu verdienen
und das tägliche Brot meiner armen Kinder —
sagten alles mit ihren entrüsteten Mienen,
sie, die Lebensergründer und Weisheitsfinder.

Und so haben sie mich durchs Leben gepeitscht,
das mir ein unbegreiflich Geschick nicht kürzen wollte.
Und ich hab die Last meines Leibes weitergeschleift
und mein Herz beschwichtigt, daß es nicht grollte.

Daß es nicht grollte und keine Klage erhob
gegen die reichen, begüterten Herren der Welt,
daß es sich krümmte und schwieg, wenn der Herbstwind schnob,
der ihre faulenden Früchte zur Erde gefpellt.

Proleta sum.

Ich bin ein Prolet, vom Menschengetier
bin ich bei der untersten Klasse!
Ich bin ein Prolet! was kann ich dafür,
wenn ich keine Zier eurer Gasse?

Ich lebe stets von der Hand in den Mund,
trag, was ich verdien, in der Tasche:
Ich darf nicht denken, das macht mich gesund —
zur Betäubung dient mir die Flasche.

Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür?
Doch gibt es gleich mir Millionen:
das tröstet mich, wenn die Not vor der Tür,
das tröstet mich beim Frohnen!

Wir haben kein Haus, wir haben kein Gut,
wir haben nichts als Fäuste,
mit Schwielen bedeckt, zum Frondienst gut —
wir wissen nicht viel vom Geiste.

Wir sind vielleicht ein erbärmlich Geschlecht,
geboren den Nacken zu beugen —
Wir führen auch unseren Namen mit Recht:
Wir sind nur da, um zu zeugen.

Mit Samensträngen sind wir begabt,
millionenfach uns zu vermehren,
daß ihr, ihr Obern, die Hände habt,
die euch gemächlich ernähren.

Wir denken, denken nicht mehr daran,
daß wir euch könnten erschlagen:
Still ziehen wir unsere Lasten bergan —
wir können ja Lasten tragen.

Wir sind ein erbärmliches, ekles Geschlecht
und werden uns nie ermannen:
Ihr könnt uns getrost an den Wagen der Zeit
als Zugvieh der Zukunft spannen.

Das tote Kind.

Es war ein furchtbar schwerer Tag,
an dem ich qualsatt zusammenbrach.
Er ging vorbei und der Morgen kam,
der mein Kind in erstarrte Hände nahm.
Wie Eis die Stirn, das Köpfchen wie Blei
und die Augen für immer geschlossen, die zwei . . .

Und die Sonne brach durch die Nebel durch,
warf Strahlen nach unserer Winterburg.
Und die Alpen standen in roter Nacht,
vom Zwielichtgewölbe weich überdacht . . .

Und die Mutter hob sich, gekrümmt und gebeugt,
und sank zu dem Kind, das sie gestern gesäugt.
Und sie küßt ihres Leibes leblose Frucht,
hat nicht mehr geweint, hat ihr Los nicht verflucht.
Sie vergaß ihren Jammer, vergaß ihre Not:
sie sieht nur ihr Kind und den Mörder, den Tod . . .

Und ich horche hinaus in den nächtigen Tag,
in die purpurne Nacht, die auf Alpen lag:
und es klingt herüber aus Urgestein
millionenfaches Gestorbensein —

Da rauscht mir die Ewigkeit über dem Haupt:
ich bin nur ein Wurm, der ein Gott sich geglaubt, —
und ich lausche dem Leben, das drüben entschlief, —
und ich recke mich auf und beuge mich tief . . .

Richard Schaukal.

Die Fürstin.

Scheuer Knabe mit blonden Locken,
was weichst du mir aus?
Sei nicht so schüchtern. Bist wohl erschrocken?
Sag es niemand: ich will dich liebhaben,
aber mein Glück muß ich wie ein Dieb haben.
Komm nachts zu mir in den Rosengarten,
verschleiert werd ich dich erwarten
im Schatten hinter dem Palmenhaus.
Dann wollen wir in das Marmorbad schleichen
mit den glänzenden glatten weißen Wänden,
wir nehmen uns bei den Händen,
und du sollst meinen knospenweichen
königlichen Leib ohne Hüllen
umarmen,
wir wollen das Haar uns füllen
mit gelben und mit roten Rosen,
und über die Stufen zum duftenden lauen
Wasser sollst du mich tragen.
Nur eine von meinen Frauen,
die schönste jüngste in losen
wallenden schwarzen Haaren,
soll am Rande sitzen mit ihren wunderbaren
feinen schmalen Gliedern und leise Lieder sagen.

Meldung.

Ein schwarzer Ritter, Herrin, hält
im Burghof mit verhüllter Miene:

so wahr ich deiner Gnade diene,
er hat nicht Wesen dieser Welt!
Sein Helm trägt eine glatte Schiene,
sein Harnisch ist von schwarzem Stahl,
sein Roß hat Augen wie Rubine,
sein Wink durchfuhr mich wie ein Strahl . . .

Der Gesandte.

Als der Gesandte schied, ging meine Königin
— sie barg es hinterm Fächer, doch ich sah's —
Tränen verwindend zur Fontäne hin.
Das Kleid zu schürzen in dem feuchten Gras
vergaß die allzu Eifrige.
Er aber, den ich nie so schön gesehn,
braun und scharf gezeichnet,
heldisch und voll edler Art,
hat jeden Blick in seiner Macht bewahrt,
hat ehrerbietig sich verneigt und schritt
dem Ausgang zu und nahm in seinem Auge mit
das leise Zucken ihrer schmalen Schultern . . .

Porträt des Marquis de . . .

Halte mir einer von euch Laffen mein Pferd,
hole mir einer von euch Lumpen mein Schwert:
ich ließ es bei einer Dame liegen.

Lasse einer von euch Schurken einen Falken fliegen:
ich will ihm nachsehen und mich ins Blau verlieren,
störe mich keiner von euch Tieren!

Goya.

Ich habe die lange schwüle Nacht
bei einer jungen Dame verbracht:
sie liegt und träumt mit offenen Lippen von meinem Nacken . . .
Ich will jetzt malen, ihr sollt euch packen!
Steht nicht herum und gafft so ledern!
Sonst zerr ich euch an euren Agraffenfedern

oder kitzle eure dünnen Waden
mit meinem Degen. Ich bin von Gottes Gnaden,
ich bin ein Grande im offnen Hemd,
ich liebe das Licht, das die Welt überschwemmt,
ich liebe ein Pferd,
das bäumend sich gegen den Zügel wehrt,
ich liebe den Juden, den keiner bekehrt
Dem König lasse ich sagen, er solle
klopfen, wenn er mich stören wolle.

Angst.

In weißer Krawatte, der weißen hohen
Weste, die Haare gescheitelt, gantiert,
bin ich der Stille wieder entflohen
und habe getrunken, gelacht, causiert,
die Liebe in schönen Augen gesucht
und mich und meine Mienen verflucht.

Ich bin mir fremd und fremder geworden,
ich habe Gefühle und Stimmung posiert,
und geistreich hab ich mein Seelenmorden
mit zierlichen Wendungen diskutiert,
mich selbst um allen Stil betrogen,
und wenn ich am wahrsten war hab ich gelogen.

Es ist eine zitternde bleiche große
Angst in mir, die ich umsonst pariert:
vergeblich deute ich sie als bloße
Nervenschwäche, die mich geniert.
Es ist die Furcht vor der Lebenspeile,
die mich davonpeitscht, nicht Langeweile.

Die Stunden gehen in klirrendem Schreiten
neben mir hin. Ja, mich chokiert
sogar das harmlose Pendelgleiten,
wie Uhrgeticke mich alteriert.
Denn ich fühle, wie im Vorübergehen
die Stunden mich stumm und voll Hohn besehen.

März.

Frühling, wie bist du überall,
du Fremdling mit den blassen Wangen,
mit Schritten ohne Widerhall
in süßer Traurigkeit gegangen.

Dein Atmen liegt noch in der Luft,
viel scheue Knospen zittern bang,
und ein berauschend weicher Duft
schwebt tälerein und wegentlang.

Mir will die Brust vor Schmerz und Angst,
die liederreiche Brust verzagen:
du bangst in Sehnen und verlangst
nach ihm und kannst es ihm nicht sagen.

Paul Scheerbart.

Das lange Lied.

Gesang der Weltwalrosse:

Ja nun wollen wir singen das lange Lied,
das so still wie ein Schwan durch das Weltmeer zieht,
unser Lied von der sternraumentrannten Zeit
mit der weiterhinflammenden Ewigkeit.

Morgen, Heute, Gestern
sind drei liebe Schwestern,
aber nicht die Ewigkeit.
Wir aber wollten zum Herzen des Lichts
und da die Ewigkeit umfassen.
Urplötzlich aber begriffen wir nichts
und mußten alles Denken lassen.
Als langes wüstes Träumen
erschien uns alles Leben.

Stumpf wie altes Weltgewürm
schwammen wir nun ohne Worte
durch den langen Himmelsraum,
kamen so an eine Pforte,

deren weite Schallgewölbe
auf Säulen ruhten, die aus Glas bestanden
und blitzten, daß wir's überall empfanden.
Als wir nun sehr bald bemerkten,
daß die Schläge sich verstärkten,
riß uns die Geduld — wir schimpften;
unsre dicken Walfischfelle brannten.

Und es sangen die Säulen:

Also scheuert ihr nicht ab
eure Weltnatur.
Diese Pforte sei für euch
starres Sinnbild nur
und ein Jenseitsgruß.
Denn hier geht es zu den Weltgesichtern,
die auch hinter allen Räumen lachen
und auch hinter allen Farbenlichtern
Leben aus den Sehnsuchtsträumen machen.
Zwar zu der Jenseitsherrlichkeit
kommt ganz allein die Weltenzeit.
Die geht so leicht durch diese Pforte
und weilt an manchem Wunderorte;
sie hängt beinah an jeder Weltallsfalte,
nicht nur an der, die sich mit Sternen schaukelt;
sie ging nach vielen Seiten,
ohne zu verschwinden,
und pflegte fortzuschreiten,
ohne wegzugehen.
Die in Räumen sich befinden,
werden niemals das verstehen.
Es schwebet die leichte Unbekannte
nicht über dem ganzen Allgewande,
doch hat sie viel davon gesehen.
Wollt ihr das Ganze sehen, seht ihr Nichts,
wollt ihr das Ganze hören, hört ihr Nichts.
Ihr schwimmt im räumlichen Faltenschoß
und wißt von Formen und Farben bloß.
Und die andren Höhen, Weiten und Tiefen,
die im Allgewande wachten und schliefen

und weder Höhen, noch Weiten, noch Tiefen sind –
für euch sind sie nicht da.
Ihr wißt nicht, was geschah.
Was wißt ihr von dem Ganzen?
Mit dem könnt ihr nicht tanzen.
Doch hier vor unsrer Säulenpforte
entwickelt sich ein Ahnungsspiel
von andrer Sinne Sehnsuchtsziel.
Atmet doch in jedem Augenblick
noch manches andre Weltgeschick,
das weder Lichter noch Schatten kennt
und nicht vom Einen zum Andern rennt.
Und jede selige Stunde
wird von dem Ahnungsspiel durchglänzt,
daß eure Sehnsuchtsallkunde
sich licht- und schattenlos ergänzt.
Ja, nur Zeit und Ewigkeit
stehn mit einem Bein in andren Sphären,
des Gewürmes Wenigkeit
soll in Sehnsucht sich verzehren
und ein Ahnungsspiel gebären.
Diese Pforte sei für euch
starres Sinnbild nur
und ein Jenseitsgruß
von der Allnatur
mit den Faltengebilden
aus den Rauschglanzgefilden.

Nach diesem langen Gesange rufen die Wale sämtlich, als wär ihnen ein Stein vom Herzen gefallen:

Schluß!

Die Wale sinken in die Tiefe und singen:

Nun schwimmen wir wieder ohne Begehren,
wir ahnen der Welten Sehnsuchtsziel —
und wollen uns gar nichts weiter erklären,
wir bleiben beim großen Ahnungsspiel.
Und tun wir auch vielen Skorpionen leid,
wir sind doch die Weisen — im Narrenkleid.

Thassilo von Scheffer.

Ewige Gefährten.

Als wir noch Schatten waren,
von keinem Licht durchtränkt,
und noch mit stummen Scharen
in dunkeln Grund gesenkt,

als wir noch ohne Ahnen
in Stein und Laub geweilt
und in der Sterne Bahnen
zeitlos davongeeilt,

hast du schon damals leise
zur Seite mir geruht
auf jener großen Reise
durch unsrer Erde Blut?

Gabst du mir jenes Sehnen,
das mich zum Licht erweckt,
daß ich mit lauten Tränen
ins Leben aufgeschreckt?

Nun sich die Tage bauen
ins weite Sonnenland,
Und wir uns lächelnd schauen,
sind wir uns lang bekannt;

sind einer Sehnsucht Blüte,
die hier getrennt erscheint,
bis daß der Erde Güte
uns traumend wieder eint.

Vision.

Ich wähnte dich auf einer Heide stehn,
sah über dir die weißen Wolken gehn.
Du sahst mich nicht, so nah ich bei dir stand;
in deine Augen schaut' ich wie gebannt!

Es ging ein Wind, voll Bangen lag die Luft,
um ferne Bäume quoll's wie Nebelduft.
Es schossen Vögel durch den weiten Raum
und schrieen auf und schwanden wie ein Traum.

Mein ganzes Herz rief laut nach dir allein
in sel'ger Glut, in namenloser Pein.
Du lächeltest! Ein kühler Nebel schlug
sich um dich her, der dich von dannen trug. —

Nun sind des Meeres Wellen wieder zahm;
still geht die Flut zurück, woher sie kam.
Das Leben schläft, die Sterne ziehn im Rund:
geh auch zurück in deiner Heimat Grund.

Richard Scheid.

Der Künstler.

Den Worten, die mein Vater zu mir sprach,
geh ich mit diesen Klängen tastend nach,

daß ihres Sinnes köstliche Belehrung
zum Trost mir werde oder zur Bekehrung.

Mein weiser Vater aber also sprach:

„Der Tag der Freude und die Nacht der Qual,
sie führen beide dich zum heiligen Gral.

Die süße Unrast und der Sehnsucht Not
sind deiner Seele Labung und Gebot.

Doch sollst du stets in deiner Sonne gehn,
die Welt in deinem Licht und Schatten sehn:

Wir selber sind das irre Fackellicht,
in dem ein müdes Schicksal unsre Stäbe bricht.

Du glaube froh: die ganze Welt ist dein!
damit du lebest, modert das Gebein

vieler Jahrtausende und schwoll die Not
des Lebens also, daß sie jetzt dein Boot

zu deiner Sehnsucht fernen Küsten leitet:
dir ist die Welt von Anbeginn bereitet.

Mit tausend Wurzeln saugst du deine Kraft
aus tausend Herzen — nur dein Wille schafft —

Leben ist Sklave, der den Marmor bringt:
du aber bist es, der den Hammer schwingt.

So wird dein Werden dir zu Fest und Spiel,
in deinem Wissen ruht dein letztes Ziel.

Und aus der Not des tiefbelauchten Strebens
wächst dir das Göttliche und körpert sich

und aus der Schmach des aufgezwungenen Lebens
hebst du mit eigner Hand dein Werk:

erhebst du dich!"

Werden.

Es muß wohl sein, daß wir am Morgen
mit hellem Ruf ins Weite ziehn,
um zweifelschwer am Übermorgen
ins letzte graue Tal zu fliehn.

Daß wir um unsrer Seele Wahl
siebenzigmal verzweifeln müssen,
um nach der letzten Nacht der Qual
die eigenen Wunden still zu küssen . . .

Nun liegt die Welt vor dir so wahr,
es wächst der Mensch, weit wird das Land —
und jedes Rätsel wird dir klar
und jede Linie deiner Hand.

Julia Virginia Scheuermann.

Leben!

Leben! du purpurner, quellender Sprudel,
ich möchte mit beiden Händen dich fassen,
möchte mich stürmisch umtosen lassen
von deiner Brandung bacchantischem Strudel!
Möchte mich stürzen in deinen Schlund
jauchzend, mit gierig geöffnetem Mund. —
Möcht sie entlodern lassen die Gluten,
die scheu mich durchziehn, die der Erden entstammen,
in deines Taumels Champagnerfluten
zu blühenden, glühenden Flammen!

Jung bin ich — jung, und voller Verlangen,
von Reichtum, von schäumendem, quillet es über,
und es zuckt, es zittert mir jede Fiber;
dich, o du lockende Welt, zu umfangen.
Doch die Zeit, die kostbare Zeit, sie entflieht —
all meine Kräfte stehn im Zenit!
und nach deiner Hochflut schillernden Wogen
heimlich, begehrlich von ferne nur lugend,
dorren die Blüten, der Labung entzogen;
dorrt meine schwellende Jugend . . .

— Rings doch in Weiten, da winken die Wellen,
sie winken und werben mit schluchzenden Bitten . . .
Ich schleiche mich näher mit zögernden Schritten.
Sie fluten heran, sie steigen, sie schwellen!
Und der Sirenen wildsüßer Chor
tönt lockend herauf an mein lauschendes Ohr.
Und bäumend und schäumend die Wasser sich mehren,
die gleißenden Arme in Gier nach mir reckend —
schon züngelt's empor mit wildem Begehren,
die brennenden Sohlen mir leckend.

Und so stürz ich denn tollkühn, mit lachenden Lippen,
mit all meiner Jugend entfesselten Gluten,
Leben! in deine purpurnen Fluten
— durchstarrt von tausend zackigen Klippen —,

in deines Malstroms Wirbelgetos,
in seiner Fluten bölltiefen Schoß:
ob er zum Lichte mich stolz mag erheben,
ob ich im Strudel werde versinken —
Ihr Götter! nur leben, nur leben,
nur trinken!

René Schickele.

Sturmnacht.

Alles ist in späte Dämmerung getaucht . . .
Die Nacht brüllt wie ein Raubtier auf,
es ist die Stunde des Wirds.
In den Bäumen wühlen Winde,
und im schmutzig silbernen Wasser
blinkt die Farbe des bösen Blicks.

Auf den Pappeln aber,
die zwischen Himmel und Erde gestemmt sind,
schlagt der Sturm eine schwarze, dumpfe Weise.
Es ist, als peitschten vom Gebirge
ungeheure Schleppen übers Land . . .
so rauscht sie hin, so alle zarten Töne niederwuchtend,
die da und dort aufzucken: —
Die ganze Nacht tönt nur
in schweren, brandenden Akkorden.

— — — — — — — — — —

Den Hornruf bracht ein Windstoß mit! . .
Und er springt auf, reißt wild sein Weib an sich —
dort, dort! und dort . . . den Hügel herauf
gellt die Verfolgung . . . suchen sie den letzten
von den vielen.

Noch klebt an seinen Locken schwarzes Blut,
das ihm drei rote Tage ins Gesicht
und in die Haare spritzten.

Der Walhall Nebelglanz liegt ihm im Herzen,
wie er da steht,
das Haupt entblößt,
den letzten Streich zu führen.
Sie aber hält den Arm um seinen Leib geschlungen,
die Zähne knirschen aufeinander, und starr,
starr steht ihr Blick auf seinem Schwerte ...
Groß lehnen beide am
grauen Horizonte, — Schatten in der Dämmerung —
dumpf stößt der Sturm zum Hügel.

Dann ist ein Römerruf ... ein Pferd wirft auf ...
Sie ist zurückgetreten — einen Schritt zurück,
das Auge immer nur am tanzenden Schwert,
unheimliches Lächeln am Munde —

Der Reiterschwarm umnächtigt sie, und klirrend
springen Schwerter — —

Sie sieht ihn wanken ...
fallen ... fällt. Und dann — —
ertrinkt ihr Blick im Blut.

Der Sturm streicht auf den Pappeln
seinen tiefsten Baßakkord.

Im Garten.

Schon ist's die Nacht.
Ein leiser, feiner Duft im Wind,
und Dämmern weißer Nelken ..
Düften weißer Nelken .. weiche Mädchenarme,
die sich um den Nacken schmiegen,
stumme, stumme, weiße Lust ...
und durch das Schmeicheln drängt zum Mund
die Rose dort, ein roter Mund ...
Dann ist's, als schritt in nelkenweißem,
dämmrungleuchtendem Gewande,
das ein goldner Gürtel um die Hüften hält,
ein Mädchen schlank und träumend stolz
den langen, schmalen Weg der Mitte ...
als irrte bunt um ihre Füße ein Geläute:

Erwachen aller Blumen und Entschlummern —
schritte durch den Garten und verschwände . . .
Nur ein Ton, wie er im Abendsonnenweben schwimmt,
ein Duft nur blieb, dort, wo zum letztenmal
das Goldhaar hergeblickt. Die Sommernacht . . .

Johannes Schlaf.

Im Heidekraut.

1.

Auf der Klippe.

Hoch oben lieg ich,
im Heidekraut,
hoch über den dunklen Wäldern,
hoch auf dem sonnenglühenden Geklipp.

Ich denke, ich treibe auf einem endlosen Meer.
Das Spiel seiner Wogen ist das helle Himmelsblau,
das unaufhörliche Rauschen und Wühlen des freien
Bergwindes in den hohen Kronen,
Vogelgezwitscher und webende Düfte.
Summen, Schrillen und Knistern der Käfer,
die hundert Gerüsche der windbewegten Zweige,
blitzende Strahlen
und ruhende, gleitende Lichter,
wellende Farben
und das Blinkern und Donnern der Wildwasser —
und meine Gedanken,
meine dummen Gedanken. . . .
Mit Strömen von Wärme und Licht rauscht
die Welt Lieder durch meine Pulse,
dunkle, graulige, süße Lieder der Einheit.
Über die blauen Täler hin,
in die weite, sonnige Welt hinein,

schwatzt dich meine Sehnsucht,
du liebes, unergründbares Rätsel;
neckt sich mit kindlichen Torenworten
die uranfängliche Kraft,
ihr eigenes Rätsel
und ihres eigenen Rätsels Sinn . . .

2.

Heidekraut steck ich an meinen Hut
und wandre.
Was ist mein Ziel?
Der Ruf eines Vogels
glockenhell
aus einem tiefen
fernen Grund . . .

Regen.

Geht ein grauer Mann
durch den stillen Wald,
singt ein graues Lied.
Die Vöglein schweigen alsbald.
Die Fichten ragen so stumm und schwül
mit ihrem schweren Astgewühl.
In fernen Tiefen
vergrollt ein Ton.

Herbst.

Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein rot
knistert im Ofenloch und loht.

So! — Mein Kopf auf deinen Knien.
So ist mir gut;
wenn mein Auge so in deinem ruht.
Wie leise die Minuten ziehn! . . .

Spätherbst.

Prinz Zuckerkant
kommt ins Land.
Seine Pracht schimmert auf gelben Blättern,
an Stamm und Kraut,
auf dunklem Ackerbraun.
Wie heimisch ist sie zu schaun! —
Nun könnt ich hier immer so bei den grauen Weiden stehn
und die blinkenden Tropfen fallen sehn!

Winter.

Der schönste Cherub kommt;
mit weitweißen,
sanften Schwingen
schimmert er durchs Dunkel:
kalt, starr und grausig
und süß wie der Wille Gottes,
heimatliederumraunt.

Dem Meerkaiser.

Noch einmal bin ich unterwegs an Bord nach Nordland,
noch einmal seh ich auf weiter, freier, funkelnder Sommer
bucht
der glänzenden Regatta Start in Blau und Funkel
des schönsten Julitages.

Darüber endlos die gigantisch stählerne Mauer
des freien alten Ozean.

Sie will genommen sein.
Was doch lockt hinter ihr?
O, und was treibt hinaus? Was treibt?
Ja dies: was treibt?

Welchen Ernst gewann und welche Tiefe
das fröhliche Sportbild!

Hinter mir, noch einmal,
das Dröhnen, Brausen, Donnern der Kais und Werfte,
die zahllosen gereckten Riesenarme der Krane,

die rauchgeschwärzten endlosen Reviere der Mauermassen,
der Wald der Masten und der Schlote,
Tuten, Rauschen, Knarren, Brausen, Donnern, Pulsen;
das Gedröhn der Hämmer
auf den Stahlflanken der hochgetürmten Ozeankolosse;
noch einmal, erhaben, dies Riesenbild des Hafens und der Stadt,
die er liebt, der Kaiser,
der Meerkaiser.

Welche dunkle Willensbraue
sinnt da am Rand des alten Ozean?
Das Brausen, Sieden welcher Idee von Zukünften?

Der Liebhaber Nordlands und der Eddaberge,
der weltfernen Nordlandfjords
mit ihrer großen Einsamkeit,
wo in Vorzeit weiße Lebensströme,
erwähltes Volk, Germanen,
Urgeheiße erfrugen
und südwärts strömten,
frisch barbarisch, hell
in lechzend harrende,
heiße schwüle Sonnenländer hinab;
nordherab,
aus der Urzeitwiege der Kulturen!

Ja, mir war: ich sah ihn da
an jenem blauen Sommertag,
ihn, den rastlos unermüdlichen,
der überall ist,
in diesem Adlerhelm,
in diesem funkelnden Küraß,
von seinen beiden Standarten überrauscht,
in seiner Prachtliebe,
so bewußt und so
bedeutungsvoll
dunkel heißt man's romantisch;
ich aber heiß es Bewußtheit,
ich heiß es sinnend Treue und
Bedeutung.

Welcher Glanz da auf dem Gipfel des Reiches?
Auf dem Thron der schlichten Hohenzollern?
Begriff: Kaiser!
Wie sinnvoll gewahrt!
Sinntiefes Recht
Frei **betont, eigen!**
Und mir war: ich hörte
durch Braus und Schaum und Glanz und Tröhnen,
durch Pracht und Jubel des fröhlichen Sommervormittags
auf freie Meerweite hinaus
seinen frischen Ruf:
Hurra! Hurra! Hurra!

Ja! Doch: in Seinem Sinn,
Sinn der mein Herz erglühen macht,
der ich den Ozean liebe, die Anfänge
und das Weitere:
Hipp, hipp burra!

Hipp, hipp burra!
Welch **neuer** Reichsruf!
Welch Anheben und welche Zukünfte!
Welche Ziele!
Und dies erst: **Sein** Ruf!

Dieses kaiserliche Rätsel da oben,
das heute den Philistern zusetzt,
mit seinen Standarten,
seinem Adlerhelm und Küraß,
mit seinem flotten Reiterschnurrbart,
der Kaiser **mit dem Wort vom Verkehr:**
Hoch! und hipp hipp burra!

Du: notwendig beharrlich, treu auf Deinem Grund,
von Deinem Grund
vorwärts, über Meere doch gewandt den Blick!
Ja, ich weiß! in Deiner Seele borstet der Gedanke,
das über weitem freien Ozean,
in Kolonien, die nicht bloß so für Krämer taugen,
die Zukunft eine große Menschheitsfrage lösen will!

Heil solchem ersten und jüngsten großen Zollerngedanken!
Über dunkelbrausendes Gewühl
festländisch sich bereitender Vollendungen hinweg
Heil ihm! Heil!
Ihm des Reiches Kaiser!

Karl Schloß.

Der Weg.

1.

Die Blumen wurden Schatten,
auf abendstillen Matten
blickst du dich um, ein Fremdling:
Wie find ich meinen Weg?

Schon losch das Licht der Bäume.
Die rosenroten Träume
der kleinen Wolken spielen
auf einen fernen Weg.

Die weißen Zeigersteine
hart am Straßenraine
wie Zähne reihenweis
in eines Untiers Kiefern,
sie grinsen dir den Weg.

O Wandrer ohne Weg . . .

Von keiner Hand gehalten,
von allen den Gewalten,
von Baum und Stein erregt,
nie findest du den Weg.

Es keimen kleine Sterne
im Himmelsfeld — und ferne
fällt Rauch auf Feld und Steg.
Kein Sinn, kein Licht, kein Weg . . .

2.

Der Tod geht deinen Weg —
und deine Freuden fliehen
in ihren langen Haaren
über deinen Weg,
und du — du willst nicht fliehen?
Der Tod geht deinen Weg.

Die Blumen, leichenweiß
von deinem schrecklichen Begehren,
sie winken, umzukehren.
O achte ihr Geheiß!
Denn nie mehr geht die Sonne diesen Weg.
Der Tod geht diesen Weg.

Aus grünen Sträuchern heben Klagehäupter,
Aus feuchten Gründen heben Schlangenhäupter
sich schauerlich —
die Augen ohne Licht, sie warnen dich:
der Tod geht deinen Weg.

Der Felsen festes Herz, es bebt für dich,
die Wiesen, sie ersticken deinen Schritt,
und diese Bäume rauschen niemals mehr —

der Tod geht diesen Weg,
du gehst den Weg, der ohne Wiederkehr . . .

Christian Schmitt.

Spuren im Tau.

Weit glänzt das duftende Mattental
von blitzenden Demantperlen,
und purpurn prangen im Zwielichtstrahl
am Bach die Weiden und Erlen.

Still ist's; nur hie und da ein Hahn
verkündet im Dorf den Morgen.
Ich schreite dahin durch den Wiesenplan,
die Seele voll junger Sorgen.

Sieh da! Hier zeigt sich eine Spur
im Gras von flüchtigen Tritten. —
Wer hat wohl so früh schon die taunige Flur
einsamen Fußes durchschritten?

Es treibt mich, zu folgen mit spähender Hast;
jetzt führt es mich hinter die Hecken: —
da mag sich wahrlich bei stiller Rast
ein Träumer prächtig verstecken. —

Doch schau, ei schau, zwei Fährten gar!
Hier münden sie just in eine.
Und am Busch dort flattert ein Frauenhaar
flachsgolden im Frührotscheine. —

Nun wird es mir klar: Hier kündet sich neu
das tränensonnige Märchen. —
Halt aus, halt aus, trotzmutig und treu,
du hoffnungseliges Pärchen!

Das Dritte.

Oft, wenn vergnügt im weichen Dämmerweben
mein muntres Kleinpaar um mich tollt und lacht
bei heiterm Spiel und Scherz vorm Schlafengehn,
kommt plötzlich unter all der lauten Lust
ein Wehgefühl mich an, und ernst und schweigsam,
da ich beglückt noch eben mitgelärmt,
setz' ich abseits mich. — Leis durchfröstelnd sinkt's
auf mein Gemüt: — Ein bleiches, kaltes Händchen
seh' ich verlangend greifen aus dem Nichts
und langsam sich und müd nach irrem Tasten
aufs Herz mir legen. Ein Gesichtlein blickt
so heiß begehrend und so traurig fragend
aus leerer Luft mich an, daß länger nicht

die Tränen ich bezwinge. — Weiter schallt
das unschuldvolle Jauchzen mir zu Füßen.
Fremd ist dem ahnungsleisen Kindersinn
noch jedes Erdenleid. Sie wissen nicht,
daß meine Träume zwischen Gräbern wandeln,
und daß, wo sie des Lebens Freude grüßt,
mit mir geheime Zwiesprach hielt der Tod.

Artur Schnitzler.

Ohnmacht.

In neuen Worten, tiefen, sehnsuchtsbangen,
wie du sie nie gehört, möcht ich dir nahn.
Mit neuen Küssen möcht ich dich umfangen,
dich neue Gluten lehren, bessern Wahn.

Ich möchte dich in Seligkeiten hüllen,
darin dich ungeahnter Schauer faßt,
ich möchte dich mit tiefem Leid erfüllen,
wie du's von keinem noch erlitten hast —

Und kann es nicht! Dasselbe bleibt es immer,
es ist im Wort derselbe irre Klang,
im Aug derselbe liebesfeuchte Schimmer,
die gleichen Bitten sind's, der gleiche Dank.

Und wenn mein Arm den Nacken dir umwindet,
irrt er der Spur vergangner Nächte nach,
und wenn mein Mund den deinen bebend findet,
küßt er ihm kaum vergeßne Küsse wach.

Und in den reichsten Stunden, liebesüßen,
umschwelgt uns trunkener Erinnrung Traum:
aus meinem Lächeln und aus meinem Grüßen
schaut ein Gewesnes dich vertraulich an.

Und wenn ich mit dem Blick des Hohns dich quäle,
seh ich im Aug dir ein Gedenken glühn.
Und was ich löschen will aus deiner Seele,
in hellern Farben laß ich dir's erglühn.

Und wenn ich mich gemartert von dir wende,
spielt um die Lippen dir ein müder Zug —
der lächelt stumm: Ich kenn ja auch das Ende,
wie's immer kommt — mit Ekel und Betrug.

Anfang vom Ende.

Daß all das Schöne nun längst zu Ende,
wie könntest du's verstehn?
Ich hab ja die lieben, süßen Hände
geküßt beim Kommen und Gehn:

Und hab in deinem dämmrigen Zimmer
mit dir gekost und gelacht —
und hab auch geplaudert mit dir wie immer
bis spät, bis spät in die Nacht.

Im Heimgehn wieder, durch stille Gassen,
schlich's über mich so bang,
wie ich mein armes Mädel verlassen,
so lange schon! ach wie lang!

Doch, daß ich so einsam von dir gegangen,
wie käm's dir denn zu Sinn,
und daß ich, von deinem Arm umfangen,
so endlos fern dir bin!

Ich will ja morgen wieder kommen
mit lächelndem Gesicht;
und daß ich längst Abschied von dir genommen
mein Mädel, — du weißt's ja nicht.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Vorüberreitend.

Dort wo die Wiesen abwärts gehn
zur blauen Bergeskette,
mag tief im rauschenden Walde stehn
die kleine verlaßne Gloriette.

Es liegt das Schlößchen bis an den Hals
im Efeu verstrickt und verloren,
die steinernen Wappen von Mainz und Kurpfalz
bröckeln über den Toren.

Es klettern über den Erker stumm
Wildwein und Feuerbohnen,
vom leeren Brunnen starren dumm
pausbäckige Tritonen.

Einst in den Tannen sang der Wind,
es schwatzten süß die Stare,
im Sonnenscheine stand ein Kind
mit weichem, goldleuchtendem Haare.

Es blühten würzig düsterbunt
die Nelken an den Wegen,
doch heißer schwoll der Liebsten Mund
dem jungen Glück entgegen.

Des Hirsches Brunftruf schnob vorbei,
es war zur Mittagsstunde,
von ferne nur scholl ein Häherschrei
über dem schwülen Grunde,

zuweilen die brütende Flur entlang
zog es wie Taubengirren,
zuweilen murrten die Bäume bang
rauschend in Traumeswirren.

Und um uns schloß im Dämmerschein
der Wald sein goldgrünes Gitter;
da brach ein Windstoß jäh herein,
es kam ein Lenzgewitter . . .

Ich habe verlassen mein Heiligtum,
um trügendes Glück zu jagen —
O goldnes Vlies, o finstrer Ruhm,
wie seid ihr schwer zu tragen!

Mag lachen das Leben königlich
aus allen Türen und Toren,
ich trage Reue und Leid um dich,
die ich verkannt und verloren.

Nun decken die Wälder in Ewigkeit
ein Glück, das ich verscherzte;
o Jugend, wie bist du so weltenweit,
du heilige, nie verschmerzte!

Bald küßt die schauernde Heimatflur
der Lenz, der lachend neue,
doch krächzend um meiner Schritte Spur
flattern die Raben der Reue.

Der Tag bricht an, ein Sturm aus West
wälzt sich über die Hügel,
mit Schüttern und Gleißen, in Stahl gepreßt,
traben Heeresflügel.

Wir ziehen des Wegs zum letztenmal,
und auf dem Schild mit Beschwerde
trag ich ein Kreuz von schwarzem Stahl
zur gelobten Erde.

Uebeltag.

Vorbei nun ist es mit den blauen Tagen,
es senkt der Herbst die graue Schlußgardine;
vom Garten, der einst Rosenpracht getragen,
dringt Grabesduft verblühter Balsamine.

Ein letztes Ideal ward mir zerschlagen,
Brief zuckt auf Brief verflammend im Kamine;
indessen Schauer überm Parke jagen,
pfeift hell der Sturm die Abschiedskavatine.

Mir ahnt es trüb: wer um das Glück der Erden
sein Herzblut gab, den trösten nur hinferne
noch Arbeitslämpchen und Kaminggefunkel.

Denn alle Wonnen, die begehret werden,
die Welt, der Ruhm, die Frauen und die Sterne,
sie wärmen nicht und sind im Grunde dunkel.

Wissen und Wandern.

Will einmal noch geben,
mein lustiges Kind,
im Sommerwind
mit dir durch die blühenden Schleben.

Du möchtest von Liebe sprechen;
o, lachte die Jugend mir heiß,
und wüßt ich nicht, was ich weiß:
Wir wollten viel Blüten brechen.

Wie reich sind des Lebens Auen,
wie wonnegroß!
Doch denen fiel dunkles Los,
die nur gewandert im Schauen.

Wer kann offenbaren,
wohin mancher Traum,
wohin vom prangenden Lebensbaum
der Blätter viele gefahren?

Wer kann benennen
die große Qual,
wer kann die Zahl
verlorener Herzen kennen?

Laß uns getröstet ziehen,
sieh, über uns erstehn,
erfüllen sich, vergehn,
Prophetenmelodien.

Frag nicht! Im Windestosen
gib mir zum Wegesschluß
einen tiefen Kuß,
voll Hoffnung, voll Traum und voll Rosen

Ver sacrum.

Wir saßen am Strande der Syrten,
es rollte und grollte das Meer,
ein Duft von Narden und Myrten
zog tief aus Süden her.

Die Wellen brausen und funkeln,
doch bäumt sich mein Herz vor Weh,
wenn ich das große Verdunkeln
unsres Lebens seh.

Wir haben die weißen Paläste
der Träume hoch getürmt,
wir haben, zwei jubelnde Gäste,
den Himmel des Glücks erstürmt.

Das mahnt mich an sündige Städte
voll Lichtgewirr und Samt,
wo reich aus goldnem Geräte
der Weihrauch der Lust geflammt.

Da wurde vergeudet, zerrüttet
der Arbeit Segenstat,
da wurde der Weizen verschüttet,
der Jugend heilige Saat.

Da wurde von trunkener Zunge
manch Hosianna gelacht,
bis plötzlich mit Raubtiersprunge
einbrach die Flut bei Nacht.

Versunken im rächenden Meere
die Städte hochbenannt,
die Tempel, drin einst Cythere
im thyrsischen Reigen stand.

Verschwunden die Marmorlöwen,
die Meisterhand einst schuf —
Nur weiße, raublüsterne Möwen
kreisen mit hungrigem Ruf.

Die Stadt mit Tempeln und Türmen,
darüber die Wellen ziehn,
gleicht unsrer Jugend, in Stürmen
versunken wie einst Julin.

Wir wollen vom Haupt uns streifen
der Kränze sengenden Saum,
das fiebernde Lustergreifen,
den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
des Schiffsherrn von Nazareth,
der, wenn die Sterne verblassen,
nachtwandelnd auf Meeren geht,

der tief in Wellen und Winden
verlorenen Stimmen lauscht,
um Städte wiederzufinden,
darüber die Sintflut gerauscht.

Der aus dem brausenden Leben,
drin unser Gut verscholl,
versunkene Tempel heben
und neu durchgöttern soll.

Der säumige Landsknecht.

Der Trommler schlägt Parade,
die Seidenfahnen wehn,
nun heißt's auf Glück und Gnade
marschieren gehn.

Das Korn reift auf den Feldern,
es schnappt der Hecht im Strom,
der Wind streicht heiß durch Gelbern
hinauf gen Berg op Zoom.

Wer weiß, wer dort den Himmel,
wer hier das Feld gewinnt —
Herab vom Fliegenschimmel
grüßt Herr Carolus Quint.

Wir schlucken Staub beim Wandern,
uns hängt der Säckel hohl,
der Kaiser schluckt ganz Flandern,
bekommt ihm ewig wohl.

Er weilt beim Länderschmause,
bis er die Welt erwürb;
mir lebt ein Lieb zu Hause,
das weinte, wenn ich stürb.

Auf letzten Bergen.

Ein Bergzug von wildem Gemäuer
an südlichem Meere ragt,
darüber blinkendes Feuer
allnächtlich ein Leuchtturm jagt.

An jene Felsenschranke
wirft, haltlos, der Ozean
manch golddurchzimmerte Planke,
manch morschen Hoffnungskahn.

Das ist Berg Lebensende,
Kap Finisterr genannt,
dort flutet, in Augenblende,
das Weltmeer in Wechsel und Wende
zu Küsten unbekannt.

An steiler Absturzstelle
auf Trümmern von braunem Basalt
winkt eine Gedächtniskapelle
als Gruß und letzter Halt.

Es schirmen buntdüstre Scheiben
ein Bildnis, goldumstrahlt,
das hat zu Sein und zu Bleiben
ein fahrender Künstler gemalt.

Barhäuptig steht ein Ritter,
hält Harfe, hält Eisenschild;
ein Himmel voll Sturm und Gewitter
verdämmert tief im Bild.

Den Ritterfuß umzingelt
dampfschnaubend, blutbefleckt,
ein Drache, sprunggeringelt,
vom Schwerte hingestreckt.

Des Ritters Augen blicken
weit in die Ferne hinaus,
sacht ruht in seiner Linken
ein dürftiger Ährenstrauß.

In Meißelschrift, erhaben,
läuft um des Bildes Rand
der Spruch, aus Stein gegraben:
„Ich fall in Gottes Hand.

Ich habe mein Schwert geschwungen
hoch über den Drachen der Zeit,
es fuhr mit feurigen Zungen
mein Lied zur Ewigkeit.

Ich brach mein Brot den Armen,
den Schwachen schuf ich Lehn,
gib, Herr, auch mir Erbarmen,
gib trostvoll Auferstehn.

Dann rauscht aus Staub und Winden
ein frischer Sensenstreich,
dann werd ich Garben binden;
Herr, dir sei Kraft und Reich."

Wilhelm von Scholz.

Der fremde Wandrer.

Der fremde Wandrer singt ein Lied
von der Not.
Es lauscht ihm der graubärtige Schmied
und sein blondes Weib, — die beiden Jungen
sind spielend wieder fortgesprungen.

Der fremde Wandrer ist grau und blaß
von der Not.
Sein rissiger Mantel ist schwer und naß.
Und, was der fremde Wandrer singt,
hart an die niedern Mauern dringt.

Zwischen des Liedes Töne klangen
Hammerschläge auf Eisenstangen.

Zueignung.

Deinen Blick empfing ich aus dem Reigen,
der geschlossen mir vorüberschwingt.
Deine Augen seh ich tief sich neigen
in den Schritt, der Hand in Hand verschlingt.
Grüßend weht dein atemstilles Schweigen
durch das Tanzlied, das gebrochen klingt.
In den Fesseln bebst du leicht die Hand —
wieder ist dein Blick mir zugewandt . . .

Stützerbach.

Mit dem Abend senkte sich mein Weg
wie der Bach hinab ins Tal.
Häuser schimmern durch den Duft
letzter Sonne. Laue Luft
wärmt empor. Von kühlen Höhn
steig ich nieder.

Und der weite Frieden klingt
rings umher in Glocken,
Räderknarren, Sensendengeln,
klingt in summenden Menschenreden
zu mir auf und will mich locken. —

Spät dann kommst du, Kühle, mir
von den überschrittenen Bergen
nach ins stillgewordene Tal,
drin ich Rast fand; kommst durch Wiesen,
übers Mühlwehr, hebst den Vorhang
meines Fensters wehend auf. —

Rückschau.

Immer neue Landschaft will
um den raschen Schritt sich runden.
Tal um Tal ist schnell entschwunden,
blaue Berge ziehen still.

In des Wanderns Wälderflut
tauch ich von den Höhen nieder;
doch aus Wandertiefen wieder
lockt ein Gipfel Sonnenglut.

Stand ich dort auf fernem Stein?
Trümmer der verlassenen Runde,
Trümmer der vergangenen Stunde
ragen jenseits noch herein.

In einer Dämmerstunde . . .

Ich wohne, wo die Wolken gehn,
stillhoch in einer Dämmerstunde;
waldtiefer Bäume Wipfel stehn
um meinen Tisch in naher Runde,
die gern mein Licht im Abend sehn.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
alt sind die Bäume, die es schauen,
die Flamm ist alt, die sich bewegt
und flattert durch das ewige Grauen,
wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
mich und mein Licht, das nach ihr greift.
So alt ist alles, ich so jung —
da ist's, als ob ein Wort mich streift,
das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir –"
sprach es das Licht, sprach es der Baum,
sprach's der zersprungne Tisch vor mir,
sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl es dunkel jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
wenn solch ein Strudel Erdenzeit,
ein Mensch aufwacht in ihrem Ringe,
aufbraust in ihrer Einsamkeit —
wie lächeln doch die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
Nun rag auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst du?
Bist du ein Wort aus meinem Munde,
rief dich die Dämmerung mir zu? —

Nächtlicher Weg.

Schwer schweigt der Wald in schwarzer Pracht.
Mein Mantel flattert durch die Nacht,
streift welkes Laub am Boden mit;
und wo die Äste wie Gestalten
hoch über mir die Hände halten,
folgt Zittern meinem festen Schritt.

Und leis an mir herniederglitt,
als woll's im feuchten Gras erkalten,
was in mir kämpfte, rang und litt;
was ich in mir für schlecht gehalten,
das nahm die Nacht im Atem mit.

Und stiller meine Schritte hallten,
wie eines fremden Freundes Tritt.

Zwiegespräch im Raum.

Wer bist du?
Der Gestaltende,
der Waltende.
Und du?
Bin der Gewahrende.
Mein Leib, das Blut, das in ihm kreist,
mein dunkles Sein, wird mir zu Geist;
was ohne Worte in mir spricht,
wird mir zu Wort, wird mir zu Licht.
Ich bin der Offenbarende.

Was als Gedanke mich durchwallt,
dem geb ich bleibende Gestalt,
dem geb ich dunkles Sein und Blut,
darin es auf sich selber ruht.

So gib mir Blut!
Gib du mir Licht!
Wären wir eins, Gott wäre nicht.

Brunneninschrift.

Ich bin der Erde kühles Blut.
Hier schöpft von meiner ewigen Flut,
wo sie aus Dunkel kommt und quillt
und rauschend eure Krüge füllt.
Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:
ihr tragt nicht Wasser mit euch fort:
den Schatten meines ewigen Fließens,
den Nachhall meines Sich ergießens
habt ihr in euren schweren Krügen.
Ihr trinkt — da faßt euch Sehnsucht an,
der keine Wanderfahrt genügen
und die kein Sturm verlöschen kann.
Ihr trankt die Flut der ewigen Zeit:
mein ist die tiefste Trunkenheit.

Eine andere Brunneninschrift.

All eures Fragens Sinn ist heißer Durst.
Erwartet keine Antwort. Doch erwartet
vom Quell des Lebens einen kühlen Trunk.

Der Wandrer.

Schwermütig wächst mein Frieden
in Herbst und Einsamkeit.
Mein Weg zur Dämmerzeit
vergraut wie abgeschieden.

Ich fühle mich Gestalt
und Wesen tief vertauschen;
wildfremde Schritte rauschen
durchs Blattgewirr im Wald.

Still geh ich, schattenlos
im Grau, als wandle sich
der lange Weg in mich,
auf dem ich wurde groß.

Daß ich der Wandrer bin,
der diesen Weg gegangen,
sind Worte, die verklangen,
und haben keinen Sinn.

Gustav Schüler.

Meine Väter.

Meine Väter sind Bauern, derbtrotziger Schlag,
ich bin ihre Lerche am frühen Tag.
Ich fliege und flattre ob ihrem Korn
und blase der Sehnsucht Himmelshorn.
Sie wissen's nicht, wie die Seele fliegt,
wie marternde Angst auf Knieen liegt.
Sie schlafen die Nächte. Ich grüble in Pein:
Will's noch nicht, noch nicht Morgen sein?
Sie gruben stille Jahrzehnt um Jahrzehnt
und wissen nicht, wie Hoffnung höhnt.
Gott gab den Tau, und jedes Jahr
Speise für seine Kinder war.
Kornblumen blauten und wilder Mohn
flackerte purpurn vor seinem Thron.
Uns aber flackert die Sehnsucht ums Haupt,
die unerhörte Wunder glaubt,
die nach neuen Sonnen suchend geht,
die Tag für Tag auf den Bergen steht,

ragend mit ihrer Siegerstirn
über Adlerhorste und Gletscherfirn:
die trägt die Saat der Ewigkeit
daher in ihrem weiten Kleid.
Die säen wir — die jungen — aus:
Mache der Himmel die Ernte draus!

Klingers Beethoven.

Fäuste, die die Erde aufgerissen,
Augen, die von Gott und Satan wissen.
Und die Stirn wie Eisen, das verknittert
und zerhämmert und in Rost verwittert.
Und der Adler? Hier ist Zeus erstanden!
Mehr als das! Ein Zeus aus Erdenbanden!
Mehr als das! Ein Zeus, der rasend grollte,
der die Himmel niederreißen wollte!
Der aus Felsenschroffen Stufen türmte
und von da die Himmelsfesten stürmte.
Du bist du! Du hast das Meer geschlagen,
eine jede Woge muß dich tragen.
Jede Wolke kannst du meisternd fassen,
dich von ihren Schleppen schleifen lassen.
Jeden Sturm in Wetternächte jagen
und die Blitze gürtend um dich schlagen,
und die schütternden Donner, dir Vasallen,
wie die Löwen vor dir niederfallen.
Du bist du! Denn deine Augen haben
Zeus und Gott und jeden Stern zergraben!

Gebet an den Sonntag.

Allen, die in Trübe irren,
sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren
in dein strahlend Schloß hinein.

Allen Müden, die die schwere,
sorgendunkle Woche brach,
sei mit deinem Seraphsheere
ein entglühter Siegestag.

Allen, die nach Liebe gingen
sechs verarmte Tage lang,
sollst du sieben Leuchten bringen,
sieben Harfen voll von Klang.

Alle, die nach Hause wollen,
nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen
Berge von dem andern Land.

An eine Verlorene.

O du wundersame Sommernacht,
wo die Welt vor schauernder Fülle wacht —
Meine Sehnsucht, die treibende Netze spinnt,
wandert nach dir, du verlorenes Kind.
O wär es wie einst! Ja, weißt du's nicht mehr?
Es waren Nächte, an Glück so schwer,
so süß und so heilig. So schöpferstark,
Lilien, innen voll Feuermark.
Du schlossest die Augen, die man schließt,
wenn die Seele ratlos überfließt.
O hätte ich dich! — Ich fühl dich ja,
dich bei mir! unausdenkbar nah.
Dein küssender Atem lebt und quillt,
und durch die Zweige strahlt dein Bild.
Und in das pochende Blütenleben
deine Augen zwei neue Blumen geben. —
Deine Arme konnten Riesen bezwingen,
und waren weich wie Seidenschlingen.
Komm wieder her! Wie ist's so lange,
daß wir nicht ruhten, Wang an Wange.
Wo bist du? — Und wärst du drüben am Meer
deine Nähe zittert zu mir her. —
Zwei Vöglein sind wir, die Flügel weit,
wir können fliegen, o Seligkeit,
durch die Nacht, durch den Tag, bis ich bei dir,
du wußtest mich kommen, du bist bei mir!

Es ist, als hätte dies arme Leben
Uns schon die zweite Welt gegeben. —
O Liebste, komm! — Mir ist so schwer. —
Du kommst nicht? So lebst du auch nicht mehr?

Einem Greise.

Wie du, in Trümmern, noch ins Leben ragst!
Wie eines Doms zerbröckelndes Gestein
auf junger Straßen bunte Kleinheit schaut,
ernst wie in Trauer und doch hoch im Licht:
So bist du, Greis. Ein leiser Schleier trennt dich
geheim und wunderbar vom Unbegriffnen,
von jener Welt, aus Angst und starrer Not,
aus Tod und Todesschauern aufgebaut.
Ich frage dich — du bist so nah am Ziel —
ob deine Sehnsucht noch nicht Hände hat,
das neue Unbegreifliche zu greifen,
ob deine Seele keinen Ton erlauscht,
verstürmend aus dem großen Siegeslied?
Ich frage dich!
Aus Gram und Nacht, vom Staube fast erstickt,
aus Zweifeln, eingewühlt wie Meer im Felsen,
daß alles Hohn sei, was das Leben will,
und aller Dinge Sinn und Schluß die Nacht?
Ich frage dich!
Webt über Sternen, was die Seele träumt,
das große, herrliche Hinüberretten,
das alle Qual, die uns so stöhnen macht,
in still geborgen Kinderjubeln bettet?
Sag mir das eine, daß du aus dem Winter,
an des Gemarkung dich dein Weg gebracht,
in eine neue Erde sehen kannst:
recht eine Heimat für verirrte Kinder.
Das sag mir auch noch: Ob da Veilchen sind
und weiße Bäche, schaumgekraust und schimmernd,
und Buschgezelte, drin ein Zeisig nistet,
und eine sammetweiche, laue Luft,
die Balsam sät und sich zu Schwingen dichtet. —

Und jeder Leib wird leicht und kann sich tragen,
und jedes Tragen kommt der Gottheit näher.
Und jeder Tag hält seine goldene Ernte,
und jedes Herz hat seinen eigenen Namen. —
Du bist dem Ausgang unaussprechlich nah!
Ich frage dich!

Lied der Toten.

Da wir schweren Abschied nahmen
von der Erde, weggelähmt,
ach, da zitterten die Hände
wie an morschen Stegs Geländer.
Nun wir hier hinüber kamen,
wie ist alle Angst beschämt.

Einer ist des andern Brücke,
einer ist des andern Hand,
eines hier ist alles Sagen:
Höhen sich hinaufzutragen,
bis vor neuem, großem Glücke
keiner mehr sich selbst erkannt. —

Und wir dürfen bei euch bleiben,
die ihr noch dort unten geht:
Geister formen, Hände leiten,
über Saaten Segen breiten,
Worte in die Nächte schreiben,
Wachen, wo die Sehnsucht fleht.

Eines ist des andern Brücke,
eines ist des andern Hand,
bis wir euch hinüberwinken,
bis wir eure Schmerzen trinken,
bis vor großem neuen Glücke
keines mehr sich selbst erkannt.

Ewald Gerhard Herliger.

Der Bäckerstreik.

(1730.)

Meister Ahlers sprach zum Kneter Brannt:
Satt hab ich dein Quengeln und Quesen!
Hinaus! Such anderswo Unterstand!
Hier bist du am längsten gewesen!
Und Carsten Brannt lief zum Herbergskrug,
den Tisch mit dem Degen er fegte und schlug,
als wär es ein Reisigbesen.

Zu Unrecht warf mich der Schuft aus dem Haus,
aus Backen und Brot und Stuben!
Weblan, laßt uns ziehen aus Hamburg hinaus,
ihr Kneter, Gesellen und Buben!
Und weil er wußte trefflich zu schrein,
da sahen sie alle das Unrecht ein,
und laut sie die Stimmen erhuben:

Wir folgen dir alle bis in den Tod,
kein Teufel soll uns trennen!
Den Hamburgern soll die Hungersnot
den Schlund und den Magen verbrennen!
So laßt uns treulich zusammenstehn,
bis uns zurück die Meister flehn
und bis sie ihr Unrecht bekennen!

Am Sonntagmorgen durchs Millerntor,
den Wochenlohn in der Tasche,
zogen sie aus im trutzigen Chor,
im Beutel das Brot und die Flasche.
Sechsundneunzig wagten die Fahrt,
die Meister rauften sich Haare und Bart,
die Rundstücke kohlten zu Asche.

Sie zogen bis nach Altona,
wo sie einstweilen blieben,
mit Kegelschieben und Hopfassa
sie sich die Zeit vertrieben,

sie sangen hoch und tranken tief,
auch haben sie einen Fehdebrief
an ihre Meister geschrieben.

Das ganze Fastenbäckeramt
es ging aus Fugen und Falzen,
die Meister waren dazu verdammt,
selber zu kneten und salzen,
sie mußten sich vor dem Ofen mühn,
und ihre Gesichter kamen ins Glühn
beim Schüsseln, Walzen und Schmalzen.

Auch Barbara Smeit, der Witfrau, war
der Altgeselle entsprungen,
sie war so drall und erst dreißig Jahr
und liebte den frischen Jungen:
Nach Altona lief sie zur Dämmerstund
und herzte und küßte ihn auf den Mund,
bis sie sich ihn wieder gedungen.

Die Meister lockten mit listigem Wort,
weiß brannten sie Arbeit und Sorgen,
manch Kneter und Bube stahl heimlich sich fort,
am Abend oder am Morgen.
Leer war der Beutel, das Bier war gut,
groß war der Durst und versöhnlich das Blut,
auch wollte der Wirt nicht mehr borgen.

Und Carsten Brannt stieß in die Wand
den Degen: Wer spricht von Reue?
Wer treu bleibt, krieche auf Fuß und Hand
hindurch und schwöre aufs neue!
Und vierundvierzig krochen hindurch
auf allen vieren wie Molch und Lurch,
und jeder fühlt sich als Leue.

Doch Hunger tut weh, und Bettelbrot
dem Bäcker schmeckt's doppelt bitter:
Wir litten zu Hause noch niemals Not
und aßen wie Herren und Ritter.

Auf! Ziehen wir wieder nach Hamburg zurück!
Dort wächst allein für uns das Glück,
und müßten wir flugs hinters Gitter!

Doch Carsten Brannt fuhr der Degen heraus,
und fuchtelnd die Feigen er suchte:
Ich freße euch alle wie Laus und Maus!
Und wie ein Türke er fluchte.
Wie ein Mann fielen sie über ihn her,
und auf den Rücken mit Stöcken schwer
jeder die Sünden ihm buchte.

Sie zogen durchs Millerntor wieder herein
beschämt, betrübt und beklommen,
auch Carsten Brannt hat den Weg hinterdrein
unter die Füße genommen.
Mit trotzdem Ohren schlich er zum Trog,
Meuter Ahlers die Schürze vom Leibe sich zog
und hieß ihn lachend willkommen.

Carl Spitteler.

Kronos und der Greis.

In finstrer Nacht, auf steilen Wolkenpfaden,
gefesselt, einem Übeltäter gleich,
schied der verbannte Kronos grambeladen
aus seinem goldnen Himmelskönigreich,
die lichtumblaute Götterburg zu tauschen
mit des Cocytus Tränenwogenrauschen.

Zwei stumme Häscher ritten vor dem Wagen,
zwei andre folgten lautlos hinterdrein.
Ihr Ohr blieb taub auf alle bangen Fragen
und die geschloßnen Lippen schwiegen: nein.
Und daß beim Jammer die Beschimpfung wohne,
war er verhöhnt mit einer Flitterkrone.

Als sie gen Morgen kamen auf die Erde,
wo sie an einem Brunnen pflogen Rast,
nahte des Wegs mit schwankender Gebärde
ein Greis, gebrochen von der Jahre Last.
Trüb war sein Blick, der nach Erlösung lechzte,
und öfters hielt er still und stöhnt und ächzte.

„Willkommen mir, Gefährte meiner Leiden!"
Seufzt ihm entgegen der entthronte Gott.
„Wen Macht verläßt und Kraft und Jugend meiden,
er fahre hin, sein Antlitz wird zum Spott.
Getrost! ein jeder muß sein Dasein sühnen.
Sprich frei! du darfst dir einen Wunsch erkühnen."

Unwillig hob der Greis die buschigen Brauen
und rümpfte mürrisch den entzahnten Mund.
Dann, näher pilgernd, ohne aufzuschauen,
gab er verächtlich ihm die Antwort kund:
„Wer du auch seist, behalte deine Gaben,
wen Durst nicht brennt, den kann der Quell nicht laben.

„Willst du beglücken, willst du Segen spenden,
frag an beim Jüngling, dem der Wunsch noch reift;
frag an beim Kinde, das mit gierigen Händen
nach jedem bunten Gegenstande greift.
Was diese Welt enthält, ich hab's genossen,
mein Maß ist voll, mein Kreis ist abgeschlossen.

„Geschäh das Wunder, daß vom Himmel stiege
Allvater Kronos und mich wissen ließ
die Ahnenleiter und Geschlechterriege
der Sippe, die mit meinem Namen hieß,
er würde köstlicher mein Herz ergetzen,
als Geld und Gut mit allen irdischen Schätzen."

Auf die gebundnen Dulderhände nieder
sah schweigend der Gefangene und sann.
Dann schloß er dichtend die Prophetenlider,
erhob die Stimme singend und begann
vor dem erstaunten Hörer auszubreiten
die süße Sage der entschwundnen Zeiten.

Rückwärts sich wendend mit Gedankenschritten,
zog er, was die Erinnerung verlor
und was dem blöden Menschenblick entglitten,
behutsam aus der Dunkelheit hervor,
sang ihm von seinen Eltern und Verwandten
und wob das Unbekannte zum Bekannten.

Kein Name, kein begehrtes Antlitz fehlte,
der Liebeskette mangelte kein Glied.
Freundschaft durchwärmte, was er auch erzählte,
und was er immer nannte, ward zum Lied.
Mocht er Erlebtes, mocht er Fremdes schildern,
ein Heimatodem quoll aus allen Bildern.

Die Not des Augenblickes war vergessen,
auf Geisterflügeln schaukelte der Greis.
Mit offnem Munde herdend unterdessen
lagen die Wächter ringsherum im Kreis.
Das Bächlein spann den Takt mit leisem Munde,
die Dämmrung schwieg und staunend stand die Stunde.

Da gellt ein Hahnenschrei, die Sonne weckend,
vom Gipfel steigt der Tag im Morgenrot.
Die Wächter, jäh aus ihren Träumen schreckend,
erfassen wieder Auftrag und Gebot.
Getümmel — Schelten — Streit — Befehle schallen
„Vorwärts!" Und weiter geht's mit Peitschenknallen.

Sieh! welche Zauberkraft verjüngt den Alten?
das Auge flammt, der Nacken reckt sich auf.
Das emsig fliehende Gespann zu halten,
stürzt er ihm keuchend nach in tollem Lauf.
Jetzt bumpelt er im Gleichschritt mit den Speichen,
klammert sich kläglich fest und will nicht weichen.

„Ein letztes Wörtchen noch vergönnt zu fragen!
Halt ein! So hört doch! Gnade! Gebt Erlaub!"
Die Geißel pfiff, es rasselte der Wagen
und schüttelte den Alten in den Staub.
Ferner und ferner klapperten die Hufe
und mutlos starben seine Schmeichelrufe.

Die jodelnden Schildwachen.

Am Ütliberg im Züribiet
da steht ein Pulverturm im Riet;
Herr Cavaluzzi, der Major,
pflanzte drei Mann als Wacht davor.

„Hier bleibt ihr stehn, ihr Sackerlot!
Und daß sich keiner muckst und rod't!
Sonst — Strahl und Hagel — gibt's etwas!
Verstanden? — Also: merkt euch das."

Drauf bog er um den Albisrank,
wo er ein Tröpflein Roten trank.
Ein Schöpplein schöpft er oder zwei,
da weckt ihn eine Melodei.

Dreistimmig wie ein Engelchor
scholl's hinterm Pulverturm hervor.
Da half kein Zweifeln: das ist klar!
Die Schildwach jodelte fürwahr.

Wer galoppiert jetzt ventre à terre
wie Blitz und Strahl vom Albis her?
„Vor allem haltet dieses fest:
Drei Tage jeder in Arrest!

Jawohl! das käm mir just noch recht!
Um eines aber bitt ich, sprecht,
wie diese Frechheit euch gelingt,
daß einer auf dem Posten singt?"

*

Da sprach der erste: „Kommandant!
Dort unten liegt mein Heimatland.
Ich schütz es mit der Flinte mein.
Wie sollt ich da nicht lustig sein?"

Der zweite sprach: „Herr Cavaluzz!
Seht Ihr das Rathaus dort am Stutz?
Dort wähl ich meine sieben Herrn.
Drum dien ich froh; drum leist ich gern."

Der dritte sprach: „Ich halt als Norm:
's ist eine Freud, die Uniform.
's ist eine mutige Mannespflicht.
Da muß man jauchzen. — Oder nicht?"

Der Junker schrie: „Zum Teufel bin!
Die erste Pflicht heißt Disziplin! —
Ihr Lauser! wart! Euch krieg ich schon!
Glaubt mir's"
und wetterte davon.

*

Am selbigen Abend spät indes
meint Oberst Lafont in der Meß':
„Was Kuckucks hat nur der Major?
Er kommt mir heut ganz närrisch vor!

Singt, pfeift und möggt in seinen Bart.
Das ist doch sonst nicht seine Art."
Der Cavaluzzi hörte das,
sprang auf den Stuhl und hob sein Glas:

„Mein lieber Vetter Ferdinand,
Stadtrat und Oberst zubenannt!
Wenn einer kommt und hat die Ehr
und dient in solchem Militär

Von wetterfestem Bürgerholz —
Gesteift von Trotz, gestählt von Stolz —
Hauskehrer, die man büßen muß,
weil ihnen schildern ein Genuß —

Mannschaften, wo der letzte Hund
hat ein Ideal im Hintergrund —
Komm her beim Styx! stoß an beim Eid! —
Wer da nicht mitmöggt, tut mir leid."

Der Vater.

Mit einem Trupp entschlossener Gesellen
entwich im Traum ich heimlich übers Weltmeer.
In finstrer Nacht erreichten wir die Heimat.

Die einen hielten mit gespannter Büchse
am Tor der Kirchhofmauer Wacht. Der Rest
versah die Pferde. Nach dem Grab des Vaters
schlich ich hinüber, und mit banger Hast,
verhaltnen Atems fing ich an zu schaufeln.
Ich grub und grub. In bodenlose Tiefen
tauchte der Spaten. Doch vergebens. „Vater,"
rief ich, am Boden hingestreckt, „ich bin's!
Die Pferde stehn bereit! Auf! laß uns fliehn!"

Da stand er plötzlich neben mir; leibhaftig
und wahr, als wär er niemals tot gewesen.
Nur etwas müde. Mit den Händen faßt
er meinen Arm; sein Auge blieb geschlossen
und wie im Traume lallte seine Zunge.
Ich hob ihn rasch aufs Pferd. Und während wir
mit hoffnungsfrohem Mut von dannen sprengten,
begann ich ihm von Völkerkrieg und Frieden
und was sich andres seither zugetragen,
zu melden und zu schildern. Muntrer wurde
sein Angesicht und öfters nickt er lächelnd.

Allmählich aber schlottert er im Sattel.
Der Körper sank, die Hände suchten Stütze.
Unruhig schüttelt er den weißen Bart.
Dann flüstert er mit tonverlaßner Stimme:
„Es wird mir doch zu schwer. Ich möchte ruhn."

Und während ich ihn aus dem Sattel hob,
entdeckt ich plötzlich, daß ihm eine Wunde,
vom Hemd verdeckt, die mächtige Brust zerfraß.
War alles hohl inwendig, gleich als wenn er
unter der Haut nicht Fleisch und Bein mehr hätte.

Und ich begriff, daß ich ihn nie mehr rette.

Der Wanderer.

Flaumflocken flüstern vom Himmel leis.
Ein Wandrer steigt über Firn und Eis.
Die Schneefrau folgt ihm mit tückischem Schritt:
„Halt stille, mein Lieber, und nimm mich mit!

Der Abend ist nah und der Gipfel ist fern.
„Ich spiel dir zur Kurzweil ein Liedchen gern."
Sie setzt an die Lippe die grüne Schalmei,
die jauchzte von Blumen und Lenz und Mai.
Er lauschte, die Wangen von Tränen naß,
dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß.

Und finstrer wölkt sich der dämmernde Schnee.
Sie schlich ihm zur Seite auf listiger Zeh:
„Halt! daß ich dir leuchte, du wandelst irr!
Ein freundliches Märchen erzähl ich dir."
Eine Amsel zog sie aus ihrem Gewand:
Da glänzt ihm vor Augen der Heimat Land,
der Hügel, der Garten, die Eltern sein
im seligen goldigen Jugendschein.
Er schwankte. Schon kürzt er der Schritte Maß,
dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß.

Und es stürmt und es stöbert mit Sturmesmacht,
vom heulenden Felsen gähnt weiße Nacht.
Sein Wille versagte, sein Knie versank.
Da saß sie auf einer steinernen Bank.

„Hier ist es behaglich; komm, setze dich!
Ich weiß zu kosen gar minniglich.
Und lockt dich der Schlummer und lacht dir ein Traum:
An meinem warmen Busen ist Raum."
Sie blickte so lieblich, sie nickte so hold
als ob sich der Himmel ihm öffnen wollt.
Er wankt ihr entgegen in taumelndem Lauf
und fiel ihr zu Füßen — stand nie mehr auf.

Die Mittagsfrau.

Wenn die Mittagsfrau durch das Kornfeld schleicht,
leis und geschwind,
wie die Schlange so rasch, wie der Iltis so leicht,
hüte dich, Kind!

In der Schürze trägt sie die Buben fort
halbdutzendweis,

und versteckt sie an einem heimlichen Ort,
den niemand weiß.

Eine Salbe kocht sie im Suppentopf,
tut Mohnsamen drein.
Damit wäscht sie dir deinen Krauselkopf
bis an das Bein.

Dann bist du verwunschen, du armer Schneck,
denk doch einmal!
Herz weg, Verstand weg, Erinnerung weg,
alles aufs mal.

Kennst nicht mehr Eltern und Heimathaus,
du Schandgesicht!
Und lugst nach den luftigen Maidlein aus.
Das darfst du nicht.

Walpurga.

Sprengt ein Knappe durch den Heidenwald,
stieß den Schild an jeden harten Felsen,
schlug das Schwert an jeden roten Baumstamm,
rief und jauchzte gellend durch den Eichwald:
„Auf, ihr Elfen! Stellet euch zum Strauße!
Hab geschworen einen mächtigen Eidschwur,
daß ich, eurer eitlen Rache trotzend,
meine Arme schlinge um Walpurga,
eures Königs blondgelockte Tochter,
mir zum Scherz und minniglicher Kurzweil."

Zischend aus dem Busche fuhr Walpurga,
sprang zum Angriff, schwang sich in den Bügel,
packt ihm an der Stirn die Scheitellocke,
biß ihn kreischend in die roten Lippen.
Weh und Siechtum fehrte da den Knaben
Und sein Zelter floh mit Schreck und Grausen.
Als nach sieben Monden er genesen,
war ihm weiß entfärbt die Scheitellocke,
gähnten seine Augen hohl wie Sünde,
bebten seine Lippen schwach und klanglos.

Aber als die Herzogin im Maimond
sammelte die Knaben von Burgundien,
sich zu küren einen eignen Pagen:
„Keinen andern," rief sie, „keinen andern,
einen einzigen will ich um mich leiden:
Jenen mit der kühnen Hühnenlocke,
jenen mit dem wilden Wedansblicke,
jenen mit dem süßen Büßermunde."

Der gute Besuch.

Abends, wenn der letzte Strahl vom Gipfel leuchtet,
und der blaue Nebelduft das Tal befeuchtet,
kommen im Versteblenen mit leisen Schritten,
aus dem Föhrenwald zwei Mägdlein angeritten,
hängen ihre luft'gen Schleier an mein Gärtchen,
springen leichten Schwungs bebende von den Pferdchen,
schmiegen sich am Tor behaglich in die Ecke,
allda plaudern sie im sonnigen Verstecke;
während in mein Stübchen durch die Blumentöpfe
beide Köpflein schieben ihre klugen Köpfe.
Plötzlich, wenn die Dämmrung schreitet durch die Tannen,
stehn sie hurtig auf und sprengen rasch von dannen.
Was sie sich erzählen, konnt ich nie ermessen,
doch am Zaun die Schleier haben sie vergessen.

Die Glockenjungfern.

Die Glockenjungfern schwingen
sich hoch vom Turm und singen
ein Morgenjubellied im Chor.
Kein Engelmund tönt reiner,
je ferner, desto feiner,
und niemals fehlt ihr kluges Ohr.

Verknüpft die Schwesternbände
zur Kette ohne Ende,
blüht durch das Blau der farbige Kranz.
Auf Schlüsselblumenmatten
segelt ihr Wolkenschatten
rainauf, rainab im flüchtigen Tanz.

Frühling und Lerchenlieder —
sie jauchzen alles nieder,
siegreich behauptend ihren Ton.
Die Sonne horcht von oben,
das Echo möcht's erproben,
versucht's und wiederholt es schon.

Der Wanderer im Staube
erhebt das heiße Auge,
lächelt und hemmt den müden Schritt.
Doch längs dem Weg die Wellen,
die durch das Bächlein schnellen,
laufen in flinken Sprüngen mit.

Da mahnt vom Turm ein Zeichen
ein plötzliches Erbleichen,
und alles heimwärts stürzt und drängt.
O weh! der Jungfern kleinste,
die Lieblichste, die Feinste,
ist von dem Reigen abgesprengt.

Sie huscht auf leisen Sohlen
die Schwestern einzuholen,
den Finger ängstlich an dem Mund.
Jetzt langt sie an mit Zagen —
ein Taubenflügelschlagen —
schlüpft ein — und stille wird's im Rund.

Horch! welch Posaunenschweigen!
Die Lüfte kreisen, steigen
und lauschen nach dem Turm vereint,
ob irgendwo ein Röckchen,
ein Zipfel oder Söckchen
der Glockenjungfern noch erscheint.

Mittagskönig und Glockenherzog.

In weitem Bogen öffnet sich des Waldes Tor.
Auf mächtigem Roß der Mittagskönig tritt hervor.
Ob seinem Anblick stockt der Sonne Siegeslauf,
die Berge recken sich, der Wolkenbaum steht auf,
vom Himmel huldigend, mit fliegender Standarte.

Doch von des Münsterturmes königlicher Warte
sendet der Glockenherzog, seinen Herrn zu grüßen,
von Sangesfluten einen Teppich ihm zu Füßen.
Der Mittag schützt das Auge mit der hohlen Hand,
dann reitet er empor die luftgewohnte Wand.
Was ist sein Steg? Der Töne wogendes Gewühl.
Drob schweigt die atemlose Luft erwartungsschwül.

Horch! jauchzend Roßgewiehern. Auf erhrungner Zinne
geschieht von Herrn zu Herrn in brüderlicher Minne
der Willkommgruß. Dann hält das Fürstenpaar zu Pferde
im Rundgang um das Münster Umschau auf die Erde.
Von Glockensturm umbrüllt, von Fahnenwind umweht,
und den geschäft'gen Werktag adelt Majestät.

Das Begräbnis.

Mir war im Traum, sie täten dich begraben,
an einem Sonntag, draußen unterm Wald,
mit Singen und mit Beten. Leisen Trittes
durch eine Seitenpforte nahm ich traurig,
entblößten Haupts von hinten der Versammlung.

Da stockte plötzlich der Gesang. Erstaunt,
mit scheuen Blicken starrten sie nach mir.
Die Messner zischelten. Ein Gärtnerjunge
schob mir mit dienstbeflißnem Grinsen heimlich
durch meine Finger einen Kranz von Dornen.
Aber die Menge teilend trat der Pfarrer
mir feierlich entgegen, schrieb das Kreuz
auf meine Stirn, legte die Heilige Schrift
mir auf die Brust und las mit lauter Stimme:
„Vergib, auf daß man dir vergebe," las er.
Da regte sich's im Dornenkranz, und wuchs
und quoll wie Blust im Frühling. Rote, samtne,
großmächtige Königsrosen fraßen wuchernd
die lichte Luft, den leiderfüllten Kirchhof.
Blieb nichts mehr übrig als ein stilles Antlitz,
von Schmerz verschönt, die Heimataugen
wehmütigen Blicks mich grüßend durch die Rosen.

Die Blütenfee.

Maien auf den Bäumen, Sträußchen in dem Hag.
Nach der Schmiede reitet Janko früh am Tag.
Blütenschneegestöber segnet seine Fahrt,
Lilien trägt des Rößleins Mähne, Schweif und Bart.
Lacht der muntre Knabe: „Sag mir, Rößlein traut:
bist bekränzt zur Hochzeit, doch wo bleibt die Braut?“

Horch, ein Pferdchen trippelt hinter ihm geschwind,
auf dem Pferdchen schaukelt ein holdselig Kind.
Solche kleine Fante nimmt man auf den Schoß,
auf die Schulter wirft er's spielend: Ei! wie groß!
Zappelnd schreit die Kleine: „Böser Bube du!
weh! ich hab verloren meinen Lilienschuh.“

Rückwärts sprengt er suchend ein geraumes Stück.
Wie er mit dem Schuhe eilends kam zurück,
an des Kindes Stelle saß die schönste Maid.
Da geschah dem Jungen süßes Herzeleid.
Flüsterte die Schöne: „Liebster Janko mein,
hab ein kostbar Ringlein, strahlt wie Sonnenschein.
Bin dir hold gewogen, schenk es dir zum Pfand.
Weh! ich hab's vergessen, badend an dem Strand.“

Wie er mit dem Ringlein wiederkehrte: schau!
hing gebückt im Sattel eine welke Frau.
Ihre Zunge stöhnte: „Janko, du mein Sohn,
weh! ein Tröpfchen Wasser! Schnell! um Gotteslohn.“

Wie er mit dem Wasser kam zum selben Ort,
war zu Staub und Asche Weib und Pferd verdorrt.

Die Korrektur des Weibes.

Nachdem der erste Liebeswonnesturm verrauscht
und Kuß und Kosen karger ward getauscht,
nicht konnte Adam leider länger sich's verhehlen:
an seinem Weibe schien ihm allerlei zu fehlen.
Dies war zu viel und jenes fand er nicht darin,
und nicht begriff er seinen Rausch zu Anbeginn.

Im Ärger rief der Herr: „So mag er drauf verzichten.
Das beste Werk, das er nicht schätzt, ich will's vernichten."
Da lief ein Schrei des Schmerzes durch die Cherubim,
und Ariel sprach, der sündigste der Seraphim:
„O Herr, die Schöpfung kann des Weibes nicht entbehren.
Gestatt es mir, den Nergler will ich schnell bekehren."

Bei diesen Worten bückte Ariel sich und las
vom Himmelsboden ein gefärbtes Stäubchen Glas.
Das fügt er heimlich hinter Evas Augen ein,
so daß das Stäubchen glänzte durch die Fensterlein.
Und kaum daß Adam den geborgten Schimmer sah,
so jauchzt er: „Haschamasim! Jah! Halleluja!"

Adamsruh.

Nachdem umsonst an Edens Tor mit grimmer Hand
Adam gerüttelt, floh er unstet über Land.
Nicht seines Weibes Tränen, nicht der Kinder Klagen
vermochten, daß an einem Ort er dauernd raste.
Nur immer vorwärts stürmen, immer weiter jagen.
Es war, als ob er jeden festen Wohnsitz haßte.

Da opfert eines Mittags, während Adam schlief,
Eva dem Herrn der Berge, betete und rief:
„Sieh meines Opfers Brodem himmelwärts sich winden.
Wann werd ich Unglückselige eine Heimat finden?
Ist denn im Hause des Allmächtigen keine Kette,
die meinen flüchtigen Gatten fesselt an die Stätte?"

Der Herr vernahm das Wort, erhob die Feuerhand
und schlug den Erstgebornen ihr mit Fieberbrand.
Kein Priester konnt ihn heilen und kein Tränklein laben.
Nach sieben Tagen ward er auf dem Feld begraben.

Und als nun Adam trauernd weitertrieb die Reise,
da beg sich heimlich seiner Füße Spur im Kreise.
Näher und näher kehrt er zu dem Grabe wieder,
stach einen Graben, steckt ein Haus und ließ sich nieder.

Ernst Stadler.

Stille Stunde.

Schwer glitt der Kahn. Die Silberweiden hingen
schauernd zur Flut. Und bebend glitt der Kahn.
Und deine Worte fremd und klanglos fielen
wie blasse Mandelblüten, leicht und leuchtend,
zum Fluß, aus dessen schwankem Grunde spiegelnd
die hellen Wiesen lockten und der Himmel
und allen Lebens traumhaft Bild, indes
vom flirrenden Geäst durchsungner Kronen
der Abend in Rubinenfeuern sprühend
sich golden in die lauen Wolken schwang.

Und deine Worte sanken mit dem Rauschen
erglühter Wasser und dem süßen Takt
tropfender Ruder fremd und schwer zusammen
in eine dunkle Weise, hingeschleift
vom matten Licht der Dämmerung, die schon feucht
die Wiesen überraun, ein Kinderlied
aus Spiel und Traum gefügt, das weich wie Flaum
blaßroter Wölkchen durch den bebenden Glanz
der Wasser ging und still im Abend losch.

Herbstgang.

Und strahlend unter goldnem Baldachin
um starre Wipfel funkelnd hingebreitet
und Kronen tragend gehn wir hin,
und flüsternd gleitet
dein süßer Tritt gedämpft im bunten Laub.
Aus wilden schwanken lachenden Girlanden
rieselt's wie goldner Staub
und webt sich fließend ein in den Gewanden
und heftet wie Juwelen schwer
sich dir ins Haar und jagt vom Licht gehetzt

in grellen Wirbeln vor uns her
und sinkt aufstiebend in das wirre Meer
kräuselnder Blätter, die vom Abendduft genetzt
wie goldgewirkte Teppiche sich spannen . . .

Nun lischt im fernsten Feld der letzte Laut.
Vom Feuer leis umglüht ragen die Tannen.
Ein feiner dünner Nebel staut
und schlingt sich bäumend um zermürbte Reiser,
und irgendwo zerfällt ein irres Rufen.

Und deiner Schleppe Goldsaum knistert leiser,
und atmend steigen wir auf steilen Stufen.
Weit wächst das Land, von Schatten feucht umballt.
Trabend aus Nebeln reckt sich Baum an Baum.
Und schwarz umfängt uns schon der große Wald.
Und dunkel trägt uns schon der große Traum.

Maurice Reinhold von Stern.

Triumphzug der Nacht.

Ein müder Zugstier schreitet schwer und sacht,
vom Flimmerglanz des Mondenlichts umlacht.

Sein warmer Odem haucht durch reifes Korn,
in Rosenketten prangt das Riesenhorn.

Er schreitet still durch Duft und Blütentau,
und wo er rastet, lächelt stumm die Au.

Zu seinen Häupten strahlt ein blauer Stern,
zum Greifen nahe, und doch nebelfern.

So rollt in Ruhe, müde, schwer und sacht,
im Traum dahin das Goldgespann der Nacht.

Im Nebelkleide thront die Königin,
und über Blüten rauscht ihr Schleier hin.

Traumschloß.

Ich scheuch dich fort. Gib Raum, du lauter Troß!
Ich träum von meinem traumversunknen Schloß.

Von schwarzem Gitter ist es rings bewacht:
die güldnen Spitzen leuchten in die Nacht.

Sie leuchten durch der Büsche falben Schnee
und blitzen bis hinunter in den See,

wo sich der Nachen schaukelt in der Flut,
die, ein Geheimnis, still im Monde ruht.

O plätschre, Welle, murmle mir im Traum!
In dein Geplätscher rauscht der Schattenbaum.

Wenn sich der Mond in Spiegelscheiben schaut,
die kühle Nacht durch Rosenbüsche taut,

dann klirrt die Pforte. Leise auf dem Kies,
gedämpft noch von des Mondes goldnem Vlies,

der eigne Schritt tönt durch den stillen Park, —
und Sehnsucht faßt mich in der Seele stark.

Mit deinen Türmen, deinen Scheiben blank,
mein Schloß am See, das Heimweh macht mich krank!

Im Traum seh ich das kühle Mondenlicht,
das sich im Spiegel deiner Tische bricht.

Der alten Schränke mattes Ebenholz
betastend, durch die stillen Gänge rollt's

und weckt mit seinem seelenlosen Strahl
die tote Welt zu eines Traumes Qual.

Nach Leben schluchzend, bleibt dem Tod geweiht,
was ungeboren nach Gestaltung schreit. —

Ich scheuch dich fort. Gib Raum, du lauter Troß!
Ich träum von meinem traumversunknen Schloß . . .

Murmeln der Quelle.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
ist uferlos träumende Ewigkeit.
Hier steht die Zeit
und ihr goldener Zeiger tastet.
Sie, die sonst hastet,
die Stunde,
steht mit erschrockenem Munde
und lauscht und lauscht,
wie die Quelle rauscht.

Sie schöpft und schöpft in das Becken hinein
mit klingendem, goldenem Becherlein
und kichert fein.
Es scheint dies Kichern und Wasserfallen
leise in dich hineinzuschallen.
Du weißt schon nicht, ist es in dir, das Rauschen,
und mußt verwundert nach innen lauschen,
wie dort nun fortklönt der goldene Klang,
der lieb wie von lebenden Lippen sprang.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
ist labende, kühlende Ewigkeit —
und Vergessenheit!
Es löst sich die Seele im Klingen,
eint sich den Dingen
und dämmert.
Der Schmerz hat nun ausgehämmert.
Du hast die Ruh
und bist nicht mehr du.

Und du bist nicht mehr du, und der Zauber zerrann,
du bist nun die Quelle, der rauschende Tann,
du selbst bist die lachende Erde.
Jauchz nur mit Quelle und rauschendem Wald,
wie jung ist die bräutliche Welt von Gestalt
und wie lieblich des Lebens Gebärde!

Heimat.

Aus weiter, verworrener Ferne
leiteten mich die Sterne
heim in die alte Stadt.

Da sah ich auf Erkern und Stiegen
das weiße Mondlicht liegen,
es schien so fremd und matt.

Es ward mir so weh und eigen,
als klagte das glimmende Schweigen
mich des Vergessens an.

Ach, wie man doch nur verlassen
die alten verwitterten Gassen
und ganz vergessen kann!

Die Menschen ruhen im Schlummer, —
da faßt mich am Herzen ein Kummer,
ich kenne niemand mehr.

Ihr Jugendgenossen und Lieben,
wo seid ihr doch alle geblieben?
Mein Herz ist mir so schwer.

Ich möchte gleich weiter wandern,
fort wie alle die andern
auf Nimmerwiedersehn. —

Die Stadt mit den Erkern und Stiegen
bleibt träumend im Mondschein liegen,
doch ich muß weiter gehn.

Georg Stolzenberg.

Aus „Neues Leben".

Nun ist es Herbst.

Ich wandre durch das Sterben.
Und fühle,
wie ich selber sterbe.

Schwarze Blumen starren am Weg, welke Blätter fallen auf mein Haar

Du schöne Zeit! mein altes Glück!
Komm!
Tröste mich wieder!

Durchsinne mich!

Wenn sie vor Fremden heimlich mir die Hand berührte,
Seligkeit mich lähmte . . .

Ach, jener Tag, an dem ich einst geweint
vor Liebe!

Kalt
schneidet der Wind
mitten durch mein Herz.

*

An des Himmels blauer Wölbung
stieß ich die Flügel wund.

Nun wohn ich im Hüttchen
unter Blumen.
Ein Taubenpaar um meinen Giebel,
an meinem Herd ein Weib.

Mitternacht.

Sie schläft auf ihrem Lager.
Ich lausche.

Aus ferner Höhe
Sternengeläut.

Ein Traum läßt sie lächeln . . . wie schön!

Ich schluchze.

*

Onkel, wir wollen in den Wald gehn
und eine schöne weiße Blume pflücken.

Aber deine Füßchen trugen dich nicht mehr . . .

Heute
liege ich allein unter den Tannen.
Meine Hand streichelt eine Sternblume.

*

Hinauf den ewigblühenden Erkenntnisbaum
kriecht eine graue Schnecke.
Fahles Jahrtausendmoos schleppt sie auf ihrem Rücken.
Todmüde
betastet sie einen schwarzen Riesenknorren.
Dicht hinter ihm
rauscht die Seligkeit!
Sehnsüchtig,
mit blutenden Fühlern,
quält sie sich über ihn hinweg . . .
Wieder in die blaue Unendlichkeit
wich der Sternenwipfel!

*

Altmutter Philosophie,
ewig junge!
Dein koisches Kopfnetz mit goldnen Zikaden,
die Schaube,
das hohe Weltschmerz-Chignon,
die interessante Cleo de Merode-Perücke
feuertest du in die Ecke,
läßt nun die Locken lose flattern
und übst mit verbundenen Augen deinen Mignontanz.
In jedem der bunten Eier schläft das Weltgeheimnis.
Es ist ein kleiner, schwarzer Punkt.
Geschickt
wippst du an ihm vorbei.

*

Durch die Nikolausnacht, aus schneegebeugtem Tann,
klingelt ein Schlitten;

kurrt über Steine
und rumpelt über die Brücken.

Mitten auf der weißen weiten Heide
hält er an.

Aus dem Himmel
schießt goldener Glanz.
Hallende Harfen, jauchzende Engel,
herabregnende Holzpferdchen, Schreipuppen, Trompeten,
Ruten und Marzipanherzen!

Lachend
streicht Knecht Ruprecht seinen langen Bruschebart.

Weiter trappelt der Hirsch;
der Stern vor seiner Stirn strahlt, blau flimmert sein Atem.

*

In unser dunkles Stübchen leuchtet der Schnee.

Draußen
trappeln die Pferde wie auf Samt;
Schlittenschellen läuten im Takt, verwimmern in der Ferne.

Großmutter schnarcht; das gurrt so graulich.

Ich blicke scheu in die Ecke
nach dem schwarzen Schrank mit dem bleichen Uhrgesicht
und lange langsam in meine Tasche nach den Knallerbsen!

*

In den herbstvioletten Nebel
führt eine Allee von goldnen Bäumen.

Hier entlang
trippelst du einmal als altes Mämchen.

Vor dem Häuschen mit dem tiefen Moosdach und der roten Türlaube
lehnst du dann am Staket.

Lächelnd suchst du in deinen Gedanken.

Und horchst,
wie der Mohn in den gelben Köpfen zischelt.

*

Noch im Einschlafen
spüre ich, wie der Mond mir das Bauernfenster mit den Blumentöpfen
übers Bett legt.

Sanft verschwebt meine Seele.

Melodien
singt mein Atem.

Zu mir tastet auf weichen Traumfüßen,
was ich nur ganz allein weiß.

Maria Stona.

Komm — Marie!

Ich ging durch die Felder im Abendschein,
die blauen Wiesen schliefen ein,
da klang's mir nach so hell und rein,
als rief's mit frohbeschwingter Lust
eine junge, jubelnde Menschenbrust:
Marie, komm — komm, Marie!

Und wie ich lauschend mich umgewandt,
sprang ein Hirt vom dunklen Hügelrand
vor goldflammender Wolkenwand.
Der duckte sich, als ich ihn sah,
und neckte mich wieder und rief so nah:
Komm, Marie — Marie, komm!

Mich führte tief ins Land mein Weg,
Kornhalme bogen und neigten sich schräg
mit roten Blüten über den Steg.
Und wie von unsichtbaren Höhn
klang immer noch ein Silbergetön:
Komm, Marie — Marie, komm!

Mir war, als bangte im weiten All
eine Sehnsucht nach mir, und ihr zärtlicher Hall
suchte liebkosenden Widerschall . . .

Und lächelnd flog mein Gruß zu dir.
Riefst du durch ferne Lande mir?
Marie, komm — komm — komm

Ich nickte, als wärst in den Lüften du,
und schritt beglückt der grünen Rub
des alten stummen Waldes zu.
Verhallend zog mir leise nach
die schmeichelnde Stimme, so süß, so schwach:
Komm, Marie — Marie — Marie — —

Meine Lippen brennen so . . .

Meine Lippen brennen so
von den Küssen, die sie nicht geküßt,
von der Sehnsucht, die mein Herz zerfrißt.
Nimmer werd ich meiner Liebe froh —
Meine Lippen brennen so.

Und die Augen sind so schwer
von den Tränen, die kein Blick gesehn,
die mir finster in der Seele stehn
wie ein weites, totenstilles Meer . . .
Meine Augen trinken dran sich schwer.

Julu von Strauß und Torney.

Der Seefahrer.

„Der Schiffsraum aber barst mit schwerem Knall,
in greller Lohe Bug und Deck und Masten,
hoch bäumt nach Backbord sich der alte Kasten, —
die Bö johlt, — ein grauer Wasserschwall, —
Schreie, — Gebete, — wetternde Befehle, —
ein Stoß, ein Sturz, — Gott gnade meiner Seele! —
hinunter. Schwarze Nacht auf allen Sinnen. —

Maat, noch ein Glas! Das Garn ist lang zu spinnen.

Tief unten war's. Da sah ich, was ich sah.
Es ist kein Tag, und auch nicht Nacht ist da.
Grün glimmt der Sand. Gesunkner Schiffe Planken,
ein Riesenmast, der fahle Splitter streckt.
In Blasen quirlt es auf aus bleichen Ranken,
die flutend in lebend'gem Spiele schwanken
wie lange Arme, lauernd ausgereckt.
Am Wrackholz Muscheln, die mit Riesenklappen
lautlos nach Beute in die Strömung schnappen,
und Fische stehn zu Haupt in fahlem Glänzen
und schlagen mit den schleierzarten Schwänzen.

Da unten wandert es. Ein ruhlos Heer,
tausendmaltausend, ohne Zahl und Ende,
blicklos die Augen, blauerstarrt die Hände,
watend im Sand, die Füße bleiern schwer.
Verlorne Fahrer ohne Weg und Pfad,
Blaujacken, graue Kerle, blasse Weiber,
in matten Armen schlaffe Kinderleiber,
gesunkner Schiffe Volk mit Mann und Maat,
verschollne Trachten, längst vergeßne Namen, —
alle, die gingen und nicht wiederkamen.

Ich sah sie alle.. Schemenhaft und blaß
sah ich sie ziehn, wie durch betautes Glas,
mir nah vorüber. Einer winkte stumm,
da ging ich mit. Ich wußte nicht, warum.
Endlos der Weg. Er wuchs vor unsern Schritten.
Die müden Füße taumelten und glitten.
Wer strauchelnd fiel, dem half der nächste auf.
Ein Weib schlug hin. Ich bog mich, zuzupacken,
da hing sie bleiern sich an meinen Nacken.
Abgründe blauten bodenlos herauf,
und über uns im Grau, dem lichtlos matten,
zogen wie Wolken großer Wale Schatten.

Da sah ich einen an, der vor mir ging,
dem schwer und schlaff der Kopf vornüber hing,
und kannte ihn: den Peter Jens, den langen,
der nachts bei Dover über Bord gegangen!

Ich zog ihn leise am zerfetzten Hemd,
und meine Stimme klang mir fern und fremd:
„Wo geht ihr hin?“ Er sah mich glanzlos an.
„Wir suchen, suchen, suchen!“ sprach er dann.
„Was sucht ihr, Jens?“ Ein Wort nur sprach er: „Land!“
Da beben alle rings, die mit uns schlichen,
matte Gesichter, gramvoll und verblichen,
und scheues Jammern lief entlang dem Sand.

Mir aber war's, als wuchs mir jäh die Kraft.
Ich wandte mich und rief mit starkem Schalle
in diesen Strom der Totenwanderschaft:
„Faßt Mut! Mir nach, mir nach! Gott führt uns alle!“
Mein toter Herzschlag zuckte auf und schlug,
vorwärts und vorwärts in die fahle Stille
riß mich ein großer unbekannter Wille,
und endlos hinter mir der dunkle Zug.

Ich kannte nicht die Zeit, die dann verging;
bisweilen schien das Dunkel sich zu hellen,
das farblos lastend uns zu Häupten hing,
und aus des Sandes bleich erstarrten Wellen
wuchs es wie Land, ganz nah vor unserm Blick,
zum Greifen nah, — dann wich es jäh zurück.
Der großen Tiefe fratzenhafte Brut
folgte uns lauernd nach in trägem Heere.
Verloren in der ungeheuren Leere,
erfror die Hoffnung, losch der letzte Mut:
Erlösung gibt es nicht. Kein Morgen graut.
Wozu die Qual? — In taumelndem Ermatten
Blieben sie liegen unter ewigen Schatten.
Wo bist du, Gott? — Mein Schrei war ohne Laut.

Da brach's herein: Ein Punkt! Ein jäher Schein!
Der Spalt riß auf! Das quoll in goldnen Fluten!
Himmel und Erde stand in Glanz und Gluten —
Erlösung! Heil! Ein Sturm ins Licht hinein! —
Ich schleuderte das Weib hinauf zum Strand
und schrie mit letzten Kräften taumelnd: „Land!“

He, Steuermaat, ein Schluck! Mein Glas ist leer.
Was weiter war? Sonst nichts. Ich weiß nichts mehr.
Sie haben mich — die Nacht war schlimm gewesen —
in Schottland an der Küste aufgelesen.
Mein Schiff? Das Wrack? Gott weiß es, wo das blieb.
Was in der Nacht mit mir zu Lande trieb,
war kalt und tot. Nun hat es seine Ruh,
drei Handvoll Erde und ein Kreuz dazu,
Gott hab es selig.

Manchmal in der Nacht,
wenn's um die Koje ächzt und knarrt und kracht,
und oben in den Rahen pfeift die Bö,
und an die Achterluken klatscht die See,
dann kommt es wieder. Wandern, immer wandern,
lautlos und ruhlos, mit den tausend andern.
Viele sind da, die seh ich ziehn seit Jahren.
Und immer neue. Jede Nacht in Scharen.
Bisweilen einer, den ich gut gekannt,
der nickt mir zu und gibt mir stumm die Hand.
So manchen von den stillen Kameraden
hab ich ein Stück geschleppt und aufgeladen.
Ich sehe alle, die die See genommen.
Und auch die andern seh ich: die noch kommen!
Manch junges Blut, das heut hier oben lacht
und sich ums Sterben keine Sorgen macht.
Tief, tief da unten ziehn wir. Schritt für Schritt.
Die ganze Nacht.

Du weißt das ja, Jan Witt,
dann kann kein Schütteln aus dem Schlaf mich schrecken,
und wenn ihr schreit, als wollt ihr Tote wecken.
Ich komme wieder, wenn's auf Morgen geht,
wenn's grau im Osten überm Wasser steht.
Dann fahr ich hoch. Mein Kopf ist dumpf und schwer.
Ich kann nicht lachen, tagelang nachher.

He, singt eins, junges Volk! Was sitzt ihr stumm?
Was morgen kommt, wer schert sich heute drum?
Kopf hoch und lustig, das ist Seemannsbrauch!

An jedem Tag, daheim und in der Fremde,
trägt unsereiner ja sein Totenhemde, —
und der da oben kennt die Tiefen auch!"

Der Gott der Arbeit.

Der Tag hing grau in Wolken und war doch schwül und schwer,
die blauen Blitze flammten nachts über die Gärten her,
das Korn stand reif im Felde, und goldner war es nie, —
ich bog dem Gott der Liebe mit Zittern meine Knie.

Die Sommernelken blühten und brannten purpurrot,
die ich mir damals pflückte, sind nun verdorrt und tot.
Der Gott, vor dem ich kniete, er schritt an mir vorbei,
ihm nach durch graue Leere, ging meiner Sehnsucht Schrei. —

In gelbe Lindenwipfel stößt nun der nasse Wind,
ich gehe stille Wege, die menschenferne sind;
die Stirne, die ich senkte in Tränen und im Traum,
streift wieder eines Gottes dunkler Mantelsaum.

Und zwischen letzten Garben, die goldner Herbst beschert,
im Dampf gepflügter Scholle, die junger Saat begehrt,
das strenge Haupt erheben in freier Winde Wehn,
seh ich mit starken Füßen den Gott der Arbeit gehn.

Der du gebietend schreitest durch Sichelklang und Saat,
sich mühen heißt dir beten, und Andacht ist die Tat!
Im Werke meiner Hände hör meiner Sehnsucht Schrei:
Du Gott, zu dem ich bete, — Herr, geh mir nicht vorbei!

Hermann Sudermann.

Meinen Eltern.

(Zum 16. November 1887.)

Frau Sorge, die graue verschleierte Frau,
herzliebe Eltern, ihr kennt sie genau;
sie ist ja heute vor dreißig Jahren
mit euch in die Fremde hinausgefahren,
da der triefende Novembertag
schweratmend auf nebliger Heide lag
und der Wind in den Weidenzweigen
euch pfiff den Hochzeitsreigen.

Als ihr nach langen, bangen Stunden
im Litauerwalde ein Nest gefunden
und zagend standet an öder Schwelle,
da war auch Frau Sorge schon wieder zur Stelle
und breitete segnend die Arme aus
und segnete euch und euer Haus
und segnete die, die in den Tiefen
annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

Es rann die Zeit. — Die morsche Wiege,
die jetzt im Dunkel unter der Stiege
sich freut der lang verdienten Rast,
sah viermal einen neuen Gast.
Dann, wenn die Abendglut verblichen,
kam aus dem Winkel ein Schatten geschlichen
und wuchs empor und wankte stumm
erhobenen Arms um die Wiege herum.

Was euch Frau Sorge da versprach,
das Leben hat es allgemach
in Seufzen und Weinen, in Not und Plage,
im Mühsal trüber Werkeltage,
im Jammer manch durchwachter Nacht
ach so getreulich wahr gemacht!
Ihr wurdet derweilen alt und grau,
und immer noch schleicht die verschleierte Frau

mit starren Augen und segnenden Händen
zwischen des Hauses armen vier Wänden,
vom dürftigen Tisch zum leeren Schrein,
von Schwelle zu Schwelle aus und ein —
und kauert am Herde und bläst in die Flammen
und schmiedet den Tag mit dem Tage zusammen.

Herzliebe Eltern, drum nicht verzagt!
Und habt ihr euch redlich gemüht und geplagt
ein langes schweres Leben lang,
so wird euch bei der Tage Neigen
ein Feierabend vom Himmel steigen.

Wir Jungens sind jung — wir haben Kraft,
uns ist der Mut noch nicht erschlafft,
wir wissen zu ringen mit Not und Mühn,
wir wissen wo blaue Glücksblumen blühn;
bald kehren wir lachend heim nach Haus
und jagen Frau Sorge zur Tür hinaus.

Der Scheich.

Ausgestreckt im kühlen Zelt,
sprach ich zu dem Scheich dem greisen:
„Du bist einer von den Weisen,
und du lachest in die Welt.
Darum sage deinen Gästen,
allwo trinkt es sich am besten?“ —
„Fremde,“ sprach er, „wie mir scheint,
Trinken kann ein Mann entbehren,
sei's denn einem Freund zu Ehren
und zum Hohn für einen Feind.“

Sprach ich weiter: „Dieses Wort,
weiser Mann, soll uns geleiten;
und nun sag uns auch zum zweiten:
Liebe gilt als höchster Hort
wie nach Schlachten, so nach Festen,
doch wann schmeckt sie wohl am besten?“

„Fremdling, das ist ungewiß.
Eine gibt's, die keinen reute,
wenn er sich sein Weib als Beute
aus dem Arm des Feindes riß."

Lachend rief ich: „So ist's brav!
Ich genoß, er hat gelitten.
Und nun sage mir zum dritten:
Nach der Liebe kommt der Schlaf,
löst uns Wonne wie Gebresten; —
doch wo schläft es sich am besten?"
Und er streicht den Bart und lacht:
„Auf dem Rücken junger Pferde,
auf der sturmgepeitschten Erde,
auf dem Feinde — nach der Schlacht."

So der Alte. Todesmut
weitet ihm das Aug das harte,
und in seinem greisen Barte
sitzt es schwarz wie altes Blut.
Froh bin ich hinausgegangen;
mahnend an des Zeltes Stangen
scharrte meines Pferdes Huf.
Und ich dankte Gott da droben,
der mir, meine Kraft zu proben,
eine Welt von Feinden schuf.

Zwei Grabschriften.

War's dir nicht möglich, Ewiger,
des Lebens und des Sterbens Herr,
mein Flehen zu erhören,
da ich im Staube vor dir rang
und da mein Weinen aufwärts drang
zu deinen Jubelchören?

Was jubelt wohl die Engelsschar,
wozu schlägt man die Harfen gar,
als um das große Stöhnen,

das Schreien dieser armen Welt,
den Jammer unterm Himmelszelt
mit List zu übertönen?

Mein Stöhnen war dir nur ein Spott,
du nahmst ihn mir, o Herre Gott,
behalt ihn denn zum Raube:
nun siehe, was dein Zorn mir tu,
nun mußt du mir wohl lassen Ruh
und lassen, was ich glaube.

*

Gute Nacht, du liebe Welt!
Weil es meinem Gott gefällt,
will ich Abschied nehmen;
meine Kinder sind nun groß,
drum geh ich in Erdenschoß,
will mir Ruh bezähmen.

Hatt im Leben viele Plag',
lange Nächt und heiße Tag'
und viel Sorg um morgen;
meine Sorgen groß und klein,
schlafen alle mit mir ein:
wie bin ich geborgen!

Falte ruhig meine Händ',
alles kömmt zu seinem End',
so in Gottes Namen,
ja, mein Bett ist schon gemacht,
darum sag ich: gute Nacht,
gute Nacht und Amen.

Margarete Susman.

An Leopardi.

Du bist's allein, dem meine Seele glaubt,
schwermütiger Verkünder der Verneinung.
In meiner tiefsten Seele liegt ein Tal,
wohin kein Sonnenstrahl sich je verirrt,
ja, wo das Mondlicht selbst das Dunkel flieht
der tiefen Nacht.
Mit bangem Fuß enteilet dort die Hoffnung;
nur schluchzend an zerbrochnen Tempelstufen
liegt noch der Schmerz und neigt das schwere Haupt.
Und durch die schwarzen Tannen rauscht der Sturm
sein trauriges vernichtendes Warum? —
Und eine, eine Antwort weiß ich nur:
Vergehn und Sterben. —

Du bist's allein, dem meine Seele glaubt,
schwermütiger Fremdling, mir so tief verwandt;
denn auch in deiner Seele war die Nacht.
Ich glaube keinem jener Überwinder,
die mit den frevelnden Titanenhänden
keck nach der nie erreichten Sonne greifen,
aus ihrem ewigen Gold ein Diadem
um ihre Stirn zu flechten; — keinem jener,
die stolz mit diesem ewigen Glanz dem Tod
noch einen Lebensschimmer leihen wollen; —
aus ihren bleichen Fingern rinnt das Gold,
indem sie sterben. —

Ich glaube dir, der alle Lebensgüter
geliehen weiß vom Tod. Und so wie du
vergeß ich nie das schauernde Warum,
das durch der Tannen dunkle Kronen rauscht.

*

Wie du das Glück liebst — mit der heißen Liebe
der Unglückseligen — brennend — unauslöschlich,
so liebt die Nacht den schönen frohen Tag,

der vor ihr flieht —
so der Verbannte sein verloren Land,
wenn er im Dämmerschein hinüberstarrt
nach ferner Küste, die der Nebel deckt —
so Luzifer des Himmels lichtes Reich
und Gott, der ihn verstieß.
Sie alle suchen, die doch längst entsagten —
und da der Geist mit klarer Stimme spricht:
unwiederbringlich ist's und unerreichbar
da flüstert tief in wunder Brust das Herz:
ich sind es doch.

Die gelben Blätter . . .

Die gelben Blätter wirbeln von den Bäumen,
der Sturm schlägt mir den Regen ins Gesicht,
in schwarzen Wolken stirbt das letzte Licht.
Ich geh voran — jetzt ist nicht Zeit, zu träumen.

Ich geh voran. Des Sommers Blumen starben,
viel süße Träume starben matt und schwer.
Nach keiner Hand greift heut die meine mehr.
Ich geh allein. Ich hab gelernt, zu darben.

Die Hände, die nach meinen greifen wollen,
mit sanftem Druck geb ich sie wieder frei.
Nicht glaub ich mehr, daß jede würdig sei.
Doch ward ich still. Ich hab verlernt, zu grollen.

Nun bahn ich durch des Herbstessturmes Tosen
mir einen Weg, den nichts mehr hemmen soll,
zu einem Land von neuen Träumen voll,
zu einem neuen Sommer schwer von Rosen.

H. K. T. Tielo.

Das Kartoffelland.

(Litauen.)

Der Abend rötet die Wolkenbank.
Hart knieen im Werktagsjoch
rings alte Weiblein. Im braunen Gerank
Kartoffeln wühlen sie noch.

Schon schleppt sich der Nebel den Hügel empor,
durch Sträucher quillt kühles Getropf,
und immer noch taucht aus Furchen und Flor
keuchend manch Strähnenkopf.

Denn zwischen den Weiblein kauert die Not.
Sie brummelt: „Ich blieb Euch treu!
Ich brach mit Euch betend trockenes Brot,
lag mit Euch auf knisternder Streu!

Und Ihr müßt mich einst tragen Huckepack
ins Spital und ganz stille sein“ . . .
Sie füllen seufzend den letzten Sack
und klopfen die Spaten rein.

Und es schwimmt von Laternen ein bleiches Heer
gleich Glühwürmchen ungewiß
murmelnd hinab durch das Nebelmeer
in des Dorfes Schattenriß.

Zuletzt die Not. Sie humpelt: „Sacht — sacht!
Mich friert und mich hungert auch“ . . .
Und es schweigt das Feld. Und der Nebel wird Nacht.
Fern ringelt sich Hüttenrauch —

Johannisnacht.

(Kurische Nehrung.)

Es hatte flüsternden Zauber entfacht
über Dünen und Dorf die Johannisnacht,
um Rossitten ein Gluthauch irrte —
Sakut, der reichste der Fischerwirte

saß spät noch am Fenster mit seinem Weib
und leerte umflackert die Flasche:
„Hörst Du's? — Im Stalle wiehert es sacht!
Auf! Daß ich ein Wunder der heiligen Nacht
Endlich als Greis erhasche!

Wisse! Oft hat die Johannisnacht
den Pferden Weisheit und Rede gebracht
Und heut' in heimlicher Stunde
von unsern zwei Rappen erlausch' ich die Kunde,
Wo schimmernd der Schatz in den Tünen ruht!" —
Sie hielt ihn zurück: „Dich umgarnen
böse Geister — Gott hat uns bedacht
mit Korn und Fischen — die gleißende Nacht
Will ein Opfer — o laß dich warnen!" —

Doch er riß sich los, und es wieherte sacht!
Und er schob sich hinein in die flimmernde Nacht,
und still an des Stalles Pfosten
lehnt' er auf schattigem Lauscherposten;
und die Rappen im Dunkel auf knisternder Streu
spitzten die Ohren und sannen —
Und es bebte der Alte: dumpf und verwacht
die Uhr überm Dorfe schlug Mitternacht —
Und die Rappen zu raunen begannen . . .

Er bekreuzte sich — was raunte das Paar?
Und es sträubte sich feucht sein weißes Haar.
Er horchte am Türspalt und horchte gut —
Sie raunten von ihm, dem Michel Sakut,
und es war eine falsche, finstere Mär:
„Noch giert er nach goldener Habe —
Und ruht bald in säuselnder Pappelwacht,
unterm Kreuze wird ihm ein Bett gemacht,
und es ruht sich gar kühl im Grabe" . . .

Da verstummten die Rosse.
Ihn packte die Wut,
Und er schwang ein Beil: „Der Michel Sakut

steht heute wie morgen seinen Mann —
Und Ihr fahrt dem Herrn in die Grube voran
für eure dreimal verdammte Mär!“ —
Und er drängte zur dunkeln Kufe —
Da bäumten sich beide Hengste mit Macht,
ihn umwogte rauschende Mähnenpracht,
Und es trafen ihn schmetternde Hufe — —

Er stürzte zusammen! —
Die rasende Jagd
der Rappen schäumte hinaus in die Nacht
auf Nimmerwiedersehen.
Auf den Blutenden warf sich mit Weinen und Flehen
in grauen Strähnen sein zitterndes Weib:
„Er stirbt! So muß er entsühnen
Gier und Grimm — die Johannisnacht
holte ihr Opfer“ . . .
Und fern hat's gelacht
über den dämmernden Dünen! —

Der Laumen Flucht.

(Litauen, Sept. 1835.)

„Hol über!“ — Fröstelnd dehnt sich, dumpf erwacht,
der greise Ferge. Wolkig saust die Nacht.
„Hol über!“ hallt es wieder. Rasch, ein Schluck —
Dann stößt er rüstig ab mit knarrendem Ruderruck.
„Hol über“ — —

Er stiert: schwer überm dunstigen Memelrand
wankt der Rombin. Zahlloser Lichtlein Brand
auf wilder Opferhöhe rauchend weht,
zuckt und verglüht. Der Alte summt ein Stoßgebet.

Aufknirscht sein Kiel. Ein dürrer Weidenarm
das Dunkel fegt. Ein Bettlerinnenschwarm
in Lumpen wogt, verhüllt und hochbepackt,
wimmelnd herein. Der Kahn in allen Fugen knackt.

Der Graukopf möchte fragen, wagt es nicht.
In blonden Locken blinkt manch Angesicht
verbärmt und fürstlich. Und die Fähre fliebt
geheim bewegt. Nun quillt daraus ein dunkles Wanderlied
ans alte Ufer:

„Rombin! Längst wurde gefällt dein heiliger Hain,
gebrochen, Rombin, dein flammender Opferstein!
Und Glauben und Treue zerbrach. Unsre Gloria verschlang
höhnender Kirchen dröhnender Glockenklang.

Und die Mitternachtsglocke ruft. Ach, kränkelnd und alt,
nur sterben wollen wir, sterben im tiefsten Wald.
Und auch du, Rombin, ruhst bald verschollen und fremd,
wie ein Maulwurfshaufen verstäubt und fortgeschwemmt!"

Noch bebt das Echo — Wolkendämmer kreißt —
Aufreckt sich der Rombin! Sein Gipfel reißt
und donnert flutwärts schwarz in dampfendem Gischt.
Das Steuer zuckend bellauf zum brandenden Stege zischt.

Verwirrt der Steurer starrt ... Kein Gruß und Dank!
Fortfluten seine Gäste schattenschwank
in Wiesenweiten — sieh, der Schleier Grau
hellt Kronenglanz, und silbern perlt der Säume Tau.

Und also schwinden sie, wie lichter Nebel jagt.
Die Gräser zittern, und die Memel klagt
um morsche Trümmer. Bang in trüber Bucht
der Alte seufzt gebückt: „Das war der Faunen Flucht —

Der guten Geister! — Auf den Planken rollt
noch ihrer Füße Staub — 's ist reinstes Gold!"
Stumm rafft er's in den Strom. Es wirbelt sein Bart:
„Die Väterzeit versank. Bald rauscht des Fergen Fahrt:
Hol über!" —

Heinrich Vierordt.

Orangenernte.

Da ich, fast zögernd, erstmals im Orangenhain
die goldne, saftgeschwellte Frucht vom Zweige brach,
mit hohler Hand umspannend den elastischen Ball:
beschlich mich ein unsäglich wonniges Gefühl,
als tasteten die Finger, voller Schönheitsdurst,
um eines Mädchenbusens sanft gewölbtes Rund.

Am Brunnen.

Ihren Tonkrug voller Anmut tragend,
wandelt früh das Mädchen an den Brunnen,
einen Pfeil aus Silber in den Haaren:
Wasser sich zu schöpfen aus der Schale
und im Zwielicht ihren Schatz zu treffen.

Kommt vom Meere der geliebte Jüngling,
heimwärts kehrend von dem nächtigen Fischzug,
nackten Oberleibs, die rote Mütze
phrygisch aufgestülpt den wilden Locken,
schlanker Bursche voller Kraft und Schönheit.

Und sie plaudern, wie Verliebte plaudern,
lustiger Eifersüchteleien knatternd
Feuerwerk herüber und hinüber.

Glühenden Errötens hascht das Mädchen
ihren Haarpfeil mit der flinken Rechten,
streift damit die Schulter des Geliebten,
daß ein Tropfen Bluts aus dunkler Haut quillt,
im Triumphe leidenschaftlich rufend:
Wund geritzt vom Pfeil des Liebesgottes,
mußt du mir für ewig nun gehören!

Spricht der Jüngling lächelnd und besänftigend:
Diesen Mai noch feiern wir die Hochzeit,
um den Hals des Bräutchens will ich hängen
Muschelschnüre, Perlen und Korallen.

Am Heiligenbild.

Jeden Abend, wenn's Nacht wird,
schleicht sie heran
und zündet das Lämpchen
vorm Marienbild an.

Es rasselt das Kettlein,
es flackert das Licht,
durch die dunkle Gasse
glänzt ihr Gesicht.

Und sie stellt einen Strauß
von Blumen davor
und stammelt und seufzt
ihr Gebet empor:

Ach, heilige Mutter,
mir ist so schwer!
Geleit meinen Schatz
übers Tyrrhenische Meer.

Die Zikaden.

In der Gondel steuernd nach Torcello,
hatt ich noch zwei kleine Passagiere
zu der Morgenseefahrt eingeladen,
dürre, braune, winzige Passagiere:
silberstimmig zirpende Zikaden
in dem messingdrahtgeflochtnen Käfig!
Zu den vielen angebornen Grillen
hab ich diese käuflich noch erstanden
auf dem Grillenmarkt an dem Rialto.

Nun, so singt doch, lustige Kornfeldwesen,
Zirperinnen, Wiesennachtigallen,
wehmend sonst auf blühenden Apfelbäumen,
Götterlieblinge von alters her schon!
Hoffe doch, ihr werdet mir nicht seekrank!
Oder liebt ihr stillere Vergnügung,
grüne Blätter duftenden Salates
mit großmäuligem Behagen schlingend?

Horch, sie singen! und ich lehne lässig
in den Lederkissen meines Bootes;
unter mir das träumerische Plätschern
der Lagune, meine ich: zu liegen
tief in Gras und flüsterndem Getreide.
Vor der schläfrig halbgeschloßnen Wimper
gaukeln Pfauenaugen und es tönen
sommersonnige Zikadensänge.

Campagnanacht.

Heidefeuer flackern in der Ferne,
wie ein Brand der Steppe qualmt ihr Wehn.
Still und groß und wunderbar der Sterne
Himmelsbilder auf und nieder gehn.

Horch! von eines Ziegenhirten Munde
klingt ein leiser Flötenton heran;
singt er Psalmen auf der nächtigen Runde,
wie der König David es getan?

Schwermutzeugend saust des Windes Heulen
in dem Schilf und durch der Gräser Meer;
drohend schwarz, gleich Gotenheerzugsäulen,
eilen Wasserleitungsbogen her.

Um der Gräberstraße Mäler irren
Nachtleuchtkäfer, dicht in goldner Schicht;
spukhaft huscht der Fledermäuse Schwirren
in des Vollmonds bleichem Geisterlicht.

Helene Voigt-Diederichs.

Fallendes Laub.

Oktobermorgen. Dampfgewordner Tau
erhebt zur Sonne sich in lichten Säulen.
Der Park liegt traumhaft noch im blassen Grau.
Vom Stoppelfelde klagt Maschinenheulen.

Verschlafen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Raben ziehn. Von schweren Flügelschlägen
wird in der Linde leiser Luftzug wach.
Aufschauernd sinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir aufs Haupt. Ich wollt, ich wäre blind
und könnte mit dir durch die Stille schreiten
und träumen, daß es deine Hände sind,
die segnend über meine Haare gleiten.

Du.

Wohl unter Erlenbäumen
am kühlen Grabenhang
wollt ich vergessen träumen,
träumen und säumen mein Leben lang.

Und nun bist du gekommen,
hast aus dem bleichen Grün
zum Garten mich genommen,
wo Mohn und dunkle Rosen blühn.

Karl Gustav Vollmoeller.

Aus „Parzival".

Als Parzival im ersten Morgengrauen
das Roß gelenkt vom heiligen Schloß des Gral
und durch den finstern Wald hinab ins Tal,
gedankenschwer und ohne aufzuschauen,
kam er zu einem See, blank wie geschliffener Stahl.

Rings blühten wilde Gärten. Heiß und lüstern
umduften ihn große Orchideen,
und hier zuerst zwang ihn sich umzusehen
einer fremden Frau geheimnisvolles Flüstern:
Er sah das Schloß im Morgensonnengolde stehen

die goldene Sonnenburg von Munsalvaesche.
Und da geschah es, daß ein heißes Schauern
sein Auge bannte an die roten Mauern.
Er hielt, gestützt auf seiner Lanze Esche

und starrte stumpfen Blicks, in dumpfem Trauern
und dunkel ahnend den verscherzten Thron
zur goldenen Sonnenburg von Munsalvaesche.

Erst als die Nacht hereinbrach, ritt er irr davon.

*

Ich bin ein Mann und bin ein Kind,
mein Vater ist mir lange tot,
meine Mutter hieß Herzeleide.
Alle meine Geschwister sind
mir entfremdet und kühl und stumm:
Menschen und Dinge beide,
weiß ich warum?

Tun der Menschen kannte ich nie,
Liebe der Frauen kannte ich nie,
ich habe nur ein wenig geträumt.
Ich fühle wohl: purpurne Ströme rinnen
und irgendwo dunkel ein Brunnen schäumt.
Nun soll ich ein Leben beginnen
und weiß nicht wie.

Mir liegt eine alte Weise im Ohr,
die nächtlich kam und nimmer ging:
Das ist ein altes, das ich verlor,
und ein neues, das ich nicht finde.
Und andres sinkt und andres kommt,
ein Raunen von Sühne und Sünde.
Weiß ich wozu das frommt?

So reite ich durch die Dörfer des Lands,
und Kinder und Frauen schauen mich an
mit zitternden Seelen und keine,
die dies Rätsel lösen kann . . .

O ihr meine Freunde, wie ist das geschehn?
Hat einer von euch je mich weinen sehn?
Ich weine.

Und ein schaurig Vergessen. Wie schwand der Sinn
von Bösem und Gutem, von Tagen und Jahr.
Schon fahr ich Straßen die keiner fuhr:
und weiß ich denn noch wer ich bin?
Weiß ich wo meine Wurzeln sind,
weiß ich wo heut ich bleibe,
weiß ich wohin ich treibe
im Wind?

* *

Und man erzählt: An einem Siegesabend
— der Brand der Schlösser leuchtete zum Mahl —
hab er, in Händen das Gesicht vergrabend,
mit wenig Treuen das Gelag verlassen.
So kam er spät durch wirre Hafengassen,
wo grell behängt, geschminkt und leichenfahl

vor niedern Türen müde Weiber winkten;
und jede neben sich ein kleines Licht.
Rings Brunst des Schiffsvolks auf zerfaulten Lagern.
Ihn fror. Da, wo die letzten Lämpchen blinkten,
rührt an sein Kleid und kniet und weint und spricht
die letzte, ärmste, hagerste der hagern:

„O Parzival! — Ein kleines Pfand und Zeichen!"
Er hielt erbarmend. „Bleichste der Bleichen,
wie kennst du mich?" Am Himmel glitt ein Klingen
und wie ein dünner güldener Harfenton.
„So bitte." Und sie stöhnend: „Einen Sohn . ."
Ein langer Blick. Er winkt. Die Treuen gingen.

* *

Nun wird mein Leben mit jedem Tag
stiller und blässer.
Kaum daß ich noch Stunden vernehmen mag
wie unterirdischen Tropfenschlag
verlorner Gewässer.

Wie dämpft sich das Laute mit einem Mal,
wie ist das Gewimmel
der bunten Tage verhüllt und fahl
und Morgen und Mittag vom steten Opal
ewiger Abendhimmel.

Und wie ist es, daß Dinge jetzt einfach geschehn,
die unfaßbar deuchten:
Schwarze Teiche mir im Vorübergehn
und Frauen, welche ich nie gesehn,
ganz plötzlich leuchten,

und Zerrißnes sich bindet. Und sagt mir, was
macht jetzt meine Lider
von lange vergessenen Tränen naß.
Ganz alte Worte, die ich vergaß,
finde ich wieder.

O mein Gott, die Zeit ist Wunders voll,
es fallen und steigen
die Wasser uralter Liebe und bald
wird Altes zu Neuem und Neues alt,
mich schläfert eigen.

Es spinnt sich ein dunkel verworrener Traum
vom unbekannten
hinüber zum unbekannten Raum.
Dazwischen leb ich und hab es kaum
einmal verstanden.

*

Ich sah den Helden durch die Städte reiten,
den Panzer schwarz von Staub, gesenkt den Speer,
und solchen Blicks, als käme er von weiten
entlegnen Fahrten und von fernen Streiten.
Die Eisen seines Rosses klangen schwer

hinab die kühle Straße der Platanen.
Rings um ihn fielen Rosen, Anemonen
und winkten Wimpel und geschwellte Fahnen . . .
und Frauen von Balkonen und Altanen
und Mädchen von Altanen und Balkonen.

Die steile Sonne schien mit weißem Feuer,
ein Leuchten milden Ruhms floß ihm voraus,
und hinter ihm entfernt und ungeheuer
stieg dunkler Rauch verschollner Abenteuer.
Das Volk in Trunkenheit von Haus zu Haus

rief schluchzend im Gebet um seinen Segen,
ein Greis flocht zitternd ihm den Eichenkranz,
ein Frühlingstaumel flog auf allen Wegen
und aller Weiber Liebe ihm entgegen.
Doch seiner blauen Sterne steter Glanz

blieb unverrückt am Rand der Fernen hangen
mit einem innern Leuchten, wie der Blinden,
und ganz im Anschaun letzten Ziels befangen.
Und Kinder, die ihm singend nachgegangen,
sahn ihn zuletzt im Zauberwald verschwinden.

Notturno in G-Dur.

Der Nachtwind singt und säuselt durch das Rohr.

Vom Garten hängt zum See der bleiche Flieder.
‚Ich harre dein im Boot, wann steigst du nieder
die kühlen Stufen?' . . . leis . . . das Gittertor . . .

Der Nachtwind singt und säuselt durch das Rohr.

Der Nachtwind streift und flüstert um das Boot.

Der See liegt still. ‚Schling um mich deinen Arm,
gib diese junge Brust mir, keusch und warm . . .
wie feucht dein Nacken glüht, dein Mund wie rot.

Der Nachtwind streift und flüstert um das Boot.

Der Nachtwind zittert fröstelnd durch das Rohr.

‚Frühvögel . . horch . .' ‚Wenn der Rausch je verblich?'
‚Du weinst?' ‚Ich weine — süß und bitterlich.'
Der Mond scheint grell. Leis geht das Gittertor . .

Der Nachtwind rauscht und schauert durch das Rohr.

Aus „Das Buch der Landschaften".

Der Landschaften letztes Stück.

Die nackten Tempel, die im Mittag starren
in ihrem Trümmerglanz und heißen Gleiße! —
Erschrickst du nicht der leichenhaften Weiße,
ward deine Seele noch nicht müd, zu harren?

Noch deine Hand, die zittert, nachzutasten
der steilen Säulen stets gelassenem Schwellen,
die Stirn nicht müde der metallnen Hellen —
So sollst du nie in dem Gewährten rasten

und stets um die erhobenen Leuchten schwärmen:
Fremd, ewig wandernd auf den fremden Steigen
dich durstig zu den fremden Brunnen neigen
und immer dich an fremden Feuern wärmen!

Schon ward dein Auge vom viel Schauen kühler
und dein Herzblut von langer Sehnsucht matter . .
Schau auf! Ein neuer Hauch weht düfteschwüler,
die Dinge glänzen rund und lebenssatter,

und sieh, der Abend sank, ein letzter Hort.
Wie hüllt dich Dämmerung vertrauter Wände,
ein Kind, ein Mädchen, rühret kühle Hände,
ein Kind, im Abend, fand das rechte Wort.

*

Ja die Musik umfängt dich wie mit Nächten,
die heilige Hochstadt wankt und dämmert fahl.
Doch aus den innersten und tiefsten Schächten
fühlst du Lebendiges regelnd sich verflechten:
Die Leidenschaft, gebändigt im Choral.

Vor dem, was Edle tief verknüpfend schufen,
vor Stimmen, die im ungeheuren Strom
bald aus den Höhen, bald aus Tiefen rufen,
zerbricht der Tempel Säulenflucht und Stufen —
Schon flammt dir im emporgerißnen Dom

brünstiges Violett der mystischen Rose
und blühen Fenster dir mit eigenem Glanz,
wie schaust du innerlich das namenlose
unendliche Kleine und unendlich Große,
wie hältst du deines Volkes Seele ganz

in Orgellautes tiefster Qual und Wonnen:
Hier flattern Engel der verschollnen Meister,
aus Flöten singen alle Märchenbronnen,
und lächeln milder heimische Madonnen,
und unten seufzen die gequälten Geister.

Daß dir noch einmal die Erkenntnis werde
des Sakraments, wie beugst du das Genick,
wie kniest du wurzelnd in erkommner Erde! . .
Fern decken Nebel heidnische Gebärde.
Nun bleibe so und wende nicht den Blick.

Leicht daß schon bei den frühen Morgenroten
ein Neues dir geheißen und geboten.
Dann vor der ewigen Wandlung nicht erschrick:
Sieh, dies ward so dein eigenstes Geschick —
und später Ruhe bei den großen Toten.

Christian Wagner.

Wachtraum.

Ist mein Leben ein Traum Rückliegendes schauend, und fahr ich
nicht vom Schlummer empor beim Donner der Mörser, dem Klange
schwedischer Hörner, so wie der Trompeten Geschmetter? — Im Kornfeld
wimmelt's von Bayrischen, selbst Rotmänteln. — Längsbin der Straße
schwedische Plänkler in Gelb, Leibfarbe des Königs. — Er selbst sitzt

drüben im Kirchlein vielleicht. Halb windverwehet ertönt das:
„Eine feste Burg“ fernhin durchs weite Gelände.
Also der wachende Traum. — Ausweichend der rasselnden Fahrpost
seh ich Cyanen und Mohn als wallende Mäntel und Fußvolk,
Labkraut gelbliches, stehn als die Leibschar schwedischen Königs . . .

Das gefeite Haus.

Hauslaubrosetten auf dem Dache feien
Leutholdens Haus auf seinem Hof, dem freien.

Weinranken hie, daneben Efeureben
das alternde Gemäuer dicht umweben.

Und Vordach, Stall, mitsamt dem Ziehebronnen
von Holderzweigen schattend ist umsponnen,

und Mann und Weib und Kinder sind am Mahle,
zwei schwarze Katzen schlürfen aus der Schale.

Vom Birnbaum in dem Hofe plaudernd spähen
neugierig nieder dort ein Paar der Krähen.

Dazwischen tönt das lärmende Geflatter
der Hühner und der Tauben aus dem Gatter.

Dazwischen noch das fröhliche Gesinge
der Lerchen, Finken und der Emmerlinge.

Denn was da kam geflogen und geschwommen
ward hier im Hause gastlich aufgenommen.

Zur Winterszeit stand offen stets die Tenne
den Vöglein aus dem Wald, der Gans und Henne.

Doch als die Seuche durch das Dorf gewütet,
von Engelswachen ward dies Haus behütet:

Am Fenstersims da standen beieinander
so waffenprächtig Nelk und Oleander. —

Ob auch der Tod gewandelt in den Gassen,
die heil'ge Wacht hat ihn nicht eingelassen:

Am Fensterrims da standen noch beisammen
ihn abzuweisen sel'ge Rosenflammen. —

Märchen vom Immergrün.

Es zogen durch Schwabens Wälder,
durch seine Fluren und Felder,
emsi Kinderscharen dahin:
sie wollten zum heiligen Lande,
sie wollten zum heiligen Strande,
zum Grabe des Heilands ziehn.

Doch Hunger und manche Gefahren
verringerten ihre Scharen
gewaltig von Tag zu Tag:
und unter der Bäume Schatten
gar manches der müden, matten
und sterbenden Kinder lag.

Doch jeder sonnige Hügel
belebte der Hoffnung Flügel
in diesen Wallern so matt:
sie stellten sich auf die Zehen,
ob sie nicht möchten erspähen
so die Jerusalemsstadt.

Und oft bei seltsamem Rauschen,
da huben an sie zu lauschen,
zu lauschen wohl eine Weil,
zu horchen auf ferne Klänge,
ob es der Pilger Gesänge?
ob es der Heiden Gebeul? —

Und mit enttäuschter Gebärde
sanken so viele zur Erde,
erliegend stumm dem Geschick.
Doch wann und wie auch geendet,
nach Morgen war stets gewendet
bei allen der letzte Blick. —

Nach Morgen, nach Morgen schauen
die Blumenaugen, die blauen,
am sonnigen Hügelsaum dort;
aus immergrünem Laube,
es wirket der Wunderglaube
noch heute in ihnen fort. —

Artur von Wallpach.

Siegvater.

Siegvater, sause durch die Nacht!
Einsaug ich deines Sturmes Hauch.
Du hast ja meine Seele auch,
den Atem meiner Brust entfacht.

Durch Sturm und Wetter braust dein Ruf,
du Totenkönig, Lebensheld,
und Wald und Heide, Senke, Feld
macht fruchtbar deiner Rosse Huf.

In dir muß alles Sein verwehn —
erschüttert steh ich, Sohn der Zeit,
und fühl in deiner Ewigkeit
mein Sterben, Wandeln, Auferstehn!

Hartung.

Julfriede, stille Weihnachtszeit.
Frau Berchta klopft ans Haus verstohlen
und lockt mich auf des Schneeschuhs Sohlen
ins Eisschloß der Bergeinsamkeit.

O Hochwelt, menschenrein und frei!
Bereifte Tannen stehen Wache,
Eislanzen dräun am Felsenbache
und warnend gellt der Geierschrei.

Ein Reh stapft übern Glitzerharst,
rupft hungernd an den Fichtensprossen
sichert und flieht wie angeschossen,
weil fern das Eis im Weiher barst.

Den Blick vom Sonnengolde hell
trägt Hochschau über weite Tale.
Umgleist vom letzten Abendstrahle
geht meine Fahrt lawinenschnell.

Vom Firnstaub Haar und Bart zerzaust,
den Alpenhang hinab, die Matten
stürz ich mich in der Ebne Schatten,
mein Schicksal in der eignen Faust.

Holepfann.

Das Schratlein heckt am Weidenstrauch
und schneidet Maienpfeifen,
am Krokusfeld, im Veigelbauch
die Flügelhübchen schweifen.
Du Amsel, Frühlingsruferin,
verkünde Schatz und Schätzchen:
Schon blühn am Quellbach uferhin
Ostaras Weidenkätzchen.

Knospentage.

Das Lieblichste war uns beschieden,
Köstliches, das nicht wiederkehrt:
der ungestandnen Liebe Frieden,
der noch kein fremder Wille wehrt.

Gedenkst du, wie in jenen Wochen
wir kinderfroh im Klee getollt,
welch ein Erröten, Schweigen, Pochen,
ein Sich-Verraten, ungewollt!

Welch tiefbeseligtes Entfachen
hat deinem Schämen sich vermählt!
Ich las in deiner Augen Lachen:
„Ich hab dich lieb, du meine Welt."

Und Tag für Tag schwor ich verborgen:
„Heut küß ich dich, heut wirst du mein,“
zögerte glücksbewußt bis morgen
und sog den Duft der Schönheit ein.

Nacht und Schweigen.

Ich bin von dir so ganz umhüllt,
als ob ich heut dich finden müßte,
das Atemholen deiner Brüste
noch heute meine Hände füllt.

Gewölk am dunkeln Himmel geht,
die kalten, klaren Bronnen fließen —
O dürft ich diese Nacht genießen,
die lau an deine Wange weht.

Wie ihre Stille mich ergreift!
Mit halberstickter Glut das Sehnen
der Stunden mich verzehrt, in denen
zur Ernte unsre Liebe reift.

Hans Weber-Lutkow.

Der Pflüger.

Spät des Abends über Flur und Äcker
wandl ich einsam. In den dürren Stoppeln
pfeift der Herbstwind seine schrillen Sänge.
Nur das Unkraut blüht noch. Sanft in braunen
Wölkchen träumt die Nacht. Der purpurrote
Mond, der aufgeht, leuchtet ihr ins Antlitz, —
fern, in bleichen Dünsten stirbt der Tag.

Seine Stirn in Dämmerfluten badend
winkt mein Haus schon zwischen Lindenbäumen.

Rüstig schreit ich aus und in Gedanken
wäg ich all das Korn in meinen Speichern,
all das Gold, das rasch sich häuft im Schranke,
träume vom Behagen meiner Stube,
von den roten Backen meiner Kinder.

Doch auf jenem Hügel, wo die Pappeln
leise rauschend sich im Mondlicht wiegen,
ackert noch ein Knecht. Ich seh's mit Staunen;
und ich eil bergan und will ihn mahnen,
Ruhe sich und seinem Tier zu gönnen.

Kühler wird's, und manchmal klingt's wie Seufzen
klagend, sacht verhallend durch die Luft;
und zerrißne dunkle Wolken treibt
mächtigen Hauches vor sich her der Wind, —
schwere, frisch gepflügte Ackerschollen
glänzen, schwarzem Samte gleich, und dampfen.

Gänzlich unbekannt ist mir der Knecht;
riesengroß in spätem Dämmerschein
wuchtigen Schritts dem Pfluge geht er nach,
wie ein schwarzer Fittich weht sein Mantel,
breit und mächtig starrt sein fahler Schädel;
und er schwingt in kräftiger Faust die Peitsche,
daß es weit in Lüften knallt und hallt.

Und das Pferd, gewaltigen Knochenbaus,
zieht den Pflug wie einen Federkiel,
daß die Krume stiebt, die Pflugschar glüht
und im Winde wirr die Mähne weht.
Manchmal wiehert's und, die Nüstern bläbend,
schaut es mit den großen, feuerroten
Augen in die fahle Dämmerflut.

Meiner Knechte keiner ist's, fürwahr,
und das Pferd ist nicht aus meinem Stalle!
Wer nur pflügt bei Nacht auf meinen Äckern,
und wer sät, wer erntet drauf bei Nacht?

Doch der Pflüger winkt mit Knochenfingern,
seiner Augen tiefe Höhlen grinsen;
laut und schrill ein Lachen schlägt er an,
daß es höhnend durch die Lüfte gellt —
und Verwesungsduft entsteigt der Scholle . . .

Ich erbebe — — —

Frank Wedekind.

Liebesantrag.

Laß uns mit dem Feuer spielen,
mit dem tollen Liebesfeuer;
laß uns in den Tiefen wühlen,
drin die grausen Ungeheuer:

Menschenherzens wilde Bestien,
Schlangen, Schakal und Hyänen,
die den Leichnam noch beläst'gen
mit den gier'gen Schneidezähnen.

Laß uns das Getier versammeln,
laß es stacheln uns und hetzen,
und die Tore fest verrammeln
und uns königlich ergötzen.

Erdgeist.

Greife wacker nach der Sünde;
aus der Sünde wächst Genuß.
Ach, du gleichest einem Kinde,
dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
daß man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter
über frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
hat sich keiner noch gemopst.

Konfession.

Freudig schwör ich es mit freier Stirne
vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:
Wie viel lieber wär ich eine Dirne
als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Welt, in mir ging dir ein Weib verloren,
abgeklärt und jeder Hemmung bar.
Wer war für den Liebesmarkt geboren
so wie ich dafür geboren war?

Lebt ich nicht der Liebe treu ergeben
wie es andre ihrem Handwerk sind?
Liebt ich nur ein einzig Mal im Leben
irgendein bestimmtes Menschenkind?

Lieben? — Nein, das bringt kein Glück auf Erden.
Lieben bringt Entwürdigung und Neid.
Heiß und oft und stark geliebt zu werden,
das heißt Leben, das ist Seligkeit!

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,
wenn sich erste Jugendkraft verliert,
jeden noch so seltnen Schmerz zu lindern,
den verwegne Phantasie gebiert?

Schamgefühl? — Ich hab es oft empfunden;
Schamgefühl nach mancher edlen Tat;
Schamgefühl vor Klagen und vor Wunden;
Scham, wenn endlich sich Belohnung naht.

Aber Schamgefühl des Körpers wegen,
der mit Wonnen überreich begabt?
Solch ein Undank hat mir fern gelegen,
seit mich einst der erste Kuß gelabt!

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle
allerwärts als Hochgenuß begehrt . . .
welchem reinern, köstlichern Idole
nachzustreben, ist dies Dasein wert?

Wenn der Kniee leiseste Bewegung
krafterzeugend wirkt wie Feuersglut,
und die Kraft, aus wonniger Erregung
sich zu überbieten, nicht mehr ruht;

Immer unverwüstlicher und süßer,
immer klarer im Genuß geschaut,
daß es statt vor Abscheu dem Genießer
nur vor seiner Riesenstärke graut . . .

Welt, wenn ich von solchem Zauber träume,
dann zerstiebt zu nichts, was ich getan;
dann preis ich das Dasein und ich bäume
zu den Sternen mich vor Größenwahn! — — —

Unrecht wär's, wollt ich der Welt verhehlen,
was mein Innerstes so wild entflammt,
denn vom Beifall vieler braver Seelen,
frag ich mich umsonst, woraus er stammt.

Aufschrei.

Was ich getan, das läßt sich nicht bessern,
es läßt das Gewissen sich nicht verwässern.
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand
und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Mut versiegt, es wachsen die Schmerzen,
und öd und trostlos wird es im Herzen.
Ich bin verstoßen, ich bin verdammt,
ringsher von Rachegluten umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge,
wenn ich verkappt in den Himmel ginge!
Verschlossen ward mir die Seligkeit,
ich schliche mich ein im Schellenkleid.

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,
allein das Herz, das Herz in der Brust
ist sich unendlicher Schuld bewußt.

Wilhelm Weigand.

Heiliger Hain.

Heilig Dunkel füllt des Parks Gehege.
Schauernd schreiten wir geweihte Wege.
Schon erfüllt ein lauschendes Vergessen
uns im Schatten ewiger Zypressen.
Geisterlaut und kühler Brunnen Rauschen —
Seligkeit ist Blick, ist süßes Lauschen!
Still entrückt des Lebens lauten Brücken
bebt die Brust wie einer Flamme hell Entzücken.
Nun mit blühendem Lorbeer darfst du krönen
meine Stirn, zum Priester mich des Schönen,
rein mich zu den Göttern zu geleiten,
und in stummer Schönheit darf ich schreiten.

Seltsame Stunde.

Nur frage nicht mein dunkles Herz!
Du weißt, was meine Augen sagen:
Ich habe allzulang getragen
den bitter unfruchtbaren Schmerz
in dumpfen Tagen.

Mich schreckt ein fallend Rosenblatt,
mich schrecken windverwebte Töne
und deiner Augen Märchenschöne,
der ich auf dunkler Lagerstatt
mich selber höhne!

Nein, frage nicht! Schau nie zurück!
du weißt, wie dunkle Mächte walten.
Mit zitternd scheuen Händen halten
darfst du mein Glück,
mein scheues Glück! . . .

Val d'Ema.

Als ich den blumigen Klosterhof betrat —
der fromme Pförtner ließ mich gleich allein —
und warmer Duft verborgner Veilchen und
die süßen Hauche schneeigster Narzissen
den Lauschenden weich streifend überschlugen
und tiefste Stille leuchtend mich durchdrang, —
da war es plötzlich mir, als sei ich längst
gestorben und ein einzig Lauschen nur
auf diese Stille, und ein wonnig Sinken
in eine süße, seidne Himmelsbläue . . .

Wie lang ich so, in mich versunken, stand,
ich weiß es nicht — Zeit war die Ewigkeit!
Ein glockenklarer Vogelruf der Höhe
rief mich zurück, und wie ein jäh Entzücken
durchdrang mich neu die Stille, die, verwandelt,
das Schweigen sehnsuchtsbangsten Lebens schien,
des wilde Wogen hier, im Frühlingswind
verglänzten in der Blumeneinsamkeit,
daß meine Seele nur noch tiefer fühlte
des Lenzes wundersamste Atemnähe.

Brandung.

O sonnenbraune Inselsommertage,
voll Grillenzirpen und voll Meeresklage!
Mir singt vom Hang der silbernen Oliven
die Sonnenflut herauf aus nahen Tiefen.
Der Brandung Schaumgeschmeid seh ich zerfließen
im amethystnen Duft der Bergesriesen:
Ein gischendes Zerrinnen gelber Mähnen,
ein Spielen ungezählter Gottestränen.

Es will in Schaumgetos und Flutenwalten
sich Zug auf Zug und Bild um Bild gestalten.
Da naht's heran — ein Sturm von weißen Rossen,
und hebt das Haupt und ist im Licht zerflossen.
Sie steigen wieder, schäumend und verstoblen,
mich in die Sonnenflut hinabzuholen.
Dort naht ein Boot ... Durch lichtazurne Schäume,
durch seliges Gebraus, in heilige Räume,
auf lichten Tiefen über schwanken Wegen
entgleitet's, tiefem Abendglanz entgegen,
in einzig Leuchten, eines Abgrunds Ferne ...
Und Sterne steigen, Sterne, nichts als Sterne!

Traumland.

O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!
Lautloses Perlenspiel des blühenden Schaums ...
Ein Friede alle Tiefen rings
und alle Höhn
voll heiligen Lichtes,
das zögernd scheidet
von stillsten Meeren.

Unnennbar tiefe Stunde!
Ein wundersames Tränenglück,
das seine Tiefen selbst nicht kennt
und nur mein Aug
mit Glanz erfüllt,
schmerzseligen Staunens übervoll,
schweigt hell in mir
und lauscht — — und lauscht ...

Versunken alles! —
Tag und Lärm und Welt!
O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!

Emil Rudolf Weiß.

Schwerer Sommertag.

Schwermütiger Tag voll Rauschen,
voll Fragen und voll Lauschen
und voller Stille traumhaft bang —
nie stand der Garten trüber,
nie kam vom Wald herüber
geheimnisvollerer Gesang.

Die Irislilien schwanken
auf Stengeln, grünen, schlanken,
und neigen ihre Häupter still.
Wie eine irre Frage
klingt eines Vogels Klage
jäh auf — und schweigt mit einmal schrill.

Schwermütiger Tag voll Rauschen,
voll Fragen und voll Lauschen,
welch ein Geheimnis birgst du bang?
Nur dunkler wird und schwerer
und wie von Hoffnung leerer
des Waldes rätselhafter Klang.

Sehnsucht.

Die Rosen glühen stumm
in hoher Mittagsglut,
als Herzen, wie mein Herz
so heiß und rot wie Blut.

Als Herzen, wie mein Herz
stumm brennt und ganz allein
und fast verschmachten will
vor sehnsüchtiger Pein —

verhauchen Duft und Leben
in hoher Mittagsglut,
wie Herzen vor Verlangen
vergießen schier ihr Blut.

Aus „Der Wanderer".

Ich vergaß das Liebeslied . . .
Und der Wald geht schwer im Brausen,
hier will meine Sehnsucht hausen —
ich vergaß mein dunkles Lied!
Tief in die lebendige Nacht!
Tiefer! Aller Tag ist draußen!
Atem! Atem! Tiefes Brausen!
Und mein Herz ist voll und lacht!
Tiefer! Wie die Erde riecht!
Und die Wipfel wuchten nieder!
Tausend zittern meine Glieder,
danken, daß die Erde riecht!
Hier ist meine Sehnsucht rein,
und ich muß die Welten lieben
und die Wolken, die da stieben!
Und dies alles, es ist mein!
Ich vergaß das Liebeslied . . .
und vergaß — vergaß das Leben.
Sturm in diesem Sturm verbeben!
Atem! Meine Seele fliebt! —

*

Wie schwarze Klagebände
hoch aufgereckt, die Bäume, stehen sie,
wie ohne Leben, ganz in Schweigen.
Mit ihnen rag ich starr auf ins Finstere.

In Nacht, in lebenleerer,
stehen wir ohne Laut und sprechen doch
zu dir, du Leben, das im Abgrund
des Himmels flimmert, stumm und inbrünstiglich.

Des Leidens Hände sind es
zu dir aufragend, daß sie niederränn',
die Liebestränе, lebengebend,
in sich uns bade, die glühende, strömende!

*

Nimm hin alle dunklen Tage
deiner ungestillten Brust,
die dich brennt und weinen macht,
wache in der langen Nacht,
opfere all deine Klage
und die Sehnsucht und die Lust.

Und dann komm mit in den Morgen
und dein Schauen sei Gebet:
ach, wie steht
jede Blume ohne Sorgen!
Unterm Himmel bist auch du!
Und wie Wolken ist das Leben,
sie umschatten, sie umschweben
nur des Himmels Licht und Ruh.

*

In hoher Öde wächst der Wald nicht mehr.
Zu meinen Füßen brausen die Wipfel unermeßlich!
Die Tiefe dampft herauf mit den großen Wolken.
Herauf! Herauf! Ich gehe im Sturme heimwärts!

Mein Herz brennt trunken von meiner Einsamkeit!
So kämpfen die Berge bei mir! verhüllte Gipfel!
Herab! Herab mit meinem schweigenden Lachen
werf ich mit dem sausenden Regen mich in die Tiefe!

Und liegt mein Blick wie das ferne Liebeslächeln
der Sonne bleich im jäh entschleierten Tal,
als eine Gnade — eine süße Kunde
dahingegeben — ein flüchtiges Geschenk.

Getürmt der Felsweg! Ich lieb ihn und frage nicht:
Wann steig ich nieder für immer? Ich singe die Öde,
die ewige Heimat der immerwährenden Wandrer!
Wandernd ewig geh ich ewig heimwärts!

Paul Wertheimer.

Bleiche Tage.

Es fallen die Tage
leise und bleich.
Kein Ruf! keine Klage!
so stumm und gleich
fallen die Tage,
leise und bleich.

Und mit bebendem Finger,
aus Alltags Schnee,
türm ich einen Zwinger
im trotzigen Weh —
mit bebendem Finger
aus Alltags Schnee.

Und drinnen walten
Ritter, gebannt:
meine Wunsch-Gestalten,
hoch, ehern die Hand.
Im Traumschloß walten
Ritter gebannt —

Stolzhäuptig, erfahren
in Spiel und Tanz,
auf Lockenhaaren
ruht leicht ein Kranz;
doch sie suchen Gefahren
und Spiel und Tanz . . .

Und oben im Saale
Frau Sehnsucht sinnt,
die mit rotem Strahle
ein Licht umspinnt.
Frau Sehnsucht im Saale
sinnt und sinnt . . .

Es fallen die Tage
leise und bleich.
Kein Ruf! keine Klage!
so stumm und gleich
fallen die Tage,
leise und bleich.

Tuch der Tränen.

Hände, viele Hände
über der Heide schweben,
die unsichtbar, ohn Ende
am Tuch der Tränen weben ...

Die grauen Fäden gleiten,
auf daß es ewig hält,
Die Geisterhände breiten
allnacht es über die Welt ...

Seelen.

Du weißt, wir bleiben einsam: du und ich,
wie Stämme, tief in Gold und Blau getaucht,
mit freien Kronen, die der Seewind küßt ...
So nah, doch ganz gesondert, ewig zwei.
Und zwischen beiden webt ein feines Licht
und Silberduft, der in den Zweigen spielt,
und dunkel rauscht die Sehnsucht her und hin ...

Oskar Wiener.

Gevatter Schwanda.

Ein guter Musikant geht nie zugrunde;
er spielt sein Lied, er ißt und trinkt sich satt,
heut küßt er die, und morgen um die Stunde
küßt er ein Mädel in der nächsten Stadt.
Der Schwanda kommt! Schnell ordnet sich die Runde,
die Dirnen streichen ihre Schürzen glatt,
die Burschen lassen Krug und Tabakspfeifen,
um sich ein Mädel aus dem Schwarm zu greifen.

In Böhmen kann kein Musikant verkommen.
Heil Dudelsack und Ziehharmonika!
Es tanzen hier die Bösen wie die Frommen,
die Kordula wie die Veronika.
Und meine Tanzballade ist entnommen
der ehrenreichen Prager Chronika:
Man singt noch heute in den Vorstadtschenken
des alten Schwanda Preis und Angedenken.

— Gevatter Schwanda sitzt auf einem Fasse,
sein Dudelsack gibt einen guten Baß.
Man tanzt im Saal, tanzt draußen auf der Gasse;
die Tänzer tanzen ohne Unterlaß,
die Pudelmütze wird zur Groschenkasse,
und Wangen glühn, und Stirnen werden naß.
Veronika, die hübscheste der Kleinen,
steht still im Winkel, um sich auszuweinen.

Das raubt dem Pfeifer alle Lust und Laune.
„Was heult die Gans? Ich hab sie eben satt.
Mag keine Blonde mehr, will eine Braune!"
— Der Reigen stockt, das Spiel wird schal und matt.
Darob erhebt sich zorniges Geraune
und Schwanda schweigt, der Dudelsack wird platt.
Veronika, die hübscheste der Kleinen,
hat dies verschuldet durch ihr wüstes Weinen.

Ist Schwanda bös, dann hält ihn keine Bitte;
entschlossen stülpt er seine Mütze auf.
Hinaus zum Krug! Nun kommt die letzte Hütte,
der letzte Hof; die Felder tun sich auf.
Er schwankt ein wenig, sucht die Straßenmitte,
nun stürzt er gar, mit Fluchen und Geschnauf.
Vor seinen Augen tanzen tausend Funken;
er hat sich einen reschen Rausch getrunken.

Jetzt blickt er auf: Just über seinem Haupte
an einer langen Latte baumelt wer.
Ein Straßenstrolch, der mordete und raubte,
gab Haut und Knochen für die Raben her.
Und Schwanda, der sich weit vom Galgen glaubte,
ja, der Gevatter Schwanda staunte sehr:
„Nun wär es Zeit, sich aus dem Staub zu machen."
Da fesselt ihn ein schauerliches Lachen.

Ein schwarzer Kater kommt herangeschlichen,
und seine Augen brennen rot und rund;
er gleicht den Katzen in den Hexenküchen,
die Zunge hängt ihm tief aus Maul und Schlund;
sein Fell ist räudig und ist zeitverblichen,
nun knurrt er wie ein böser Kettenhund.
Da hört man eine Männerstimme sagen:
Kusch, Katerchen, sonst geht dir's an den Kragen!

Der Schwanda staunt und weiß sich nicht zu fassen:
Wer spricht denn da mit meiner eignen Zunge?
Dort auf der Galgenleiter sitzt gelassen
mit seinem Dudelsack ein Spielmannsjunge.
Er winkt possierlich, schneidet Mordsgrimassen,
nun orgelt er ein Lied aus voller Lunge.
„Daß dich die Pest!" flucht Schwanda wild nach oben,
„auch ich will meinen Dudelsack erproben."

Der Handel gilt! Laut schlägt der Galgenschwengel
mit Hand und Fuß gespenstischen Applaus,
und Schwanda sieht wie ein Posaunenengel
mit straffgeblähten, blauen Backen aus.

Führt ihn der Satan heut am Narrengängel?
Sein Dudelsack quietscht ja wie eine Maus
und greint, als ob sich Katz und Kater balgen —
Gevatter Schwanda spielt sich an den Galgen.

Der nächste Tag beschert uns einen Morgen,
der ist voll Sonne und voll Lerchensang.
Ein alter Knecht zieht aus, das Feld besorgen,
sein Weg führt dicht vorbei am Galgengang.
Er stutzt und will sich noch zwei Augen borgen,
denkt nicht der Schwanda dort am Schinderstrang?
— Veronika, die hübscheste der Kleinen,
sie wird sich blind um ihren Schwanda weinen.

*

Ein guter Musikant geht nicht zugrunde:
er spielt sein Lied, er ißt und trinkt sich satt,
heut küßt er die, und morgen um die Stunde
küßt er ein Mädel in der nächsten Stadt.
Der Schwanda aber, Schwanda ging zugrunde,
weil er dem Satan sich verschrieben hat.
Man weiß davon in jeder Fuhrmannsschenke —
— Der Teufel ist voll Tücke und voll Ränke.

Lied des Hörigen.

Girsik, der Holzknecht, legte
die Eisenaxt ins Moos;
sein dumpfes Herz bewegte
ein Traum und rang sich los,
sein dumpfes Herz erlebte
ein Heiliges und schrie,
sein dumpfes Herz erbebte
vor dieser Melodie:

Feuer in den Forst zu legen,
daß die roten Zungen lecken,
daß ein fahler Funkenregen
niedersaust auf Stamm und Stecken;
daß die greisen Eichen krachen
und im Sturz sich überschlagen

und im Fallen neu entfachen
einen Glanz von tausend Tagen:
bis die letzten Stämme ächzen,
jäh zerspalten und geborsten,
und wie toll die Raben krächzen
und verbrennen mit den Horsten.

Kronenlied.

Mich hat in fahler Nordlichtnacht
ein wetterharter Schmied gemacht;
bin eine Marterkrone,
bin eine Königskrone.
Mein Schläfenring ist kantenscharf;
als ihn der Schmied ins Feuer warf,
da flüsterten ganz leise
die Flammen eine Weise:

In einer Köhlerhütte
weint eine alte Frau;
ihr Sohn hat sie geschlagen,
ihr Sohn ist roh und rauh.
Und alle Leute sagen,
er sei seit frühen Tagen
ein finster wildes Kind,
und daß zwei Eisenengel
seine Paten sind;
daß seine Köhlerhände
seltsam rot,
und daß sein böses Auge
jedem droht,
und daß er keinen Herrn
und keinen Meister kennt,
und daß auf seiner Stirne
die Kronenmarbe brennt.

Ernst von Wildenbruch.

Überfall.

In der Nacht ist er gekommen,
Dunkel war um ihn und mich,
und kein Stern war noch verglommen,
als er wieder mir entwich.

War es Träumen, war es Wachen,
was so plötzlich kam und ging,
dieses Jauchzen, dieses Lachen,
diese Glut, die mich umfing?

Sinnend der vergangnen Wonne
liegt mein Haupt, wo seines lag,
wie so strahlend blickt die Sonne,
wie so neugierig der Tag!

Laß empor die Sterne steigen,
Liebesmutter, süße Nacht,
dir will ich mein Antlitz zeigen,
das die Scham zur Glut entfacht.

Will mich keinem sonst entdecken,
horch — was flüstert in der Näh?
Ist er's? — o der tiefe Schrecken.
Ist er's nicht? — o bittres Weh.

Die Nachtigall.

Du süße Nachtsängerin, Nachtigall,
du Trost der schlaflosen Kranken,
wie weckst du mit deinem holdseligen Schall
mir sehnend Herz und Gedanken.

Verborgen singst du dein wonniges Lied,
umdämmert von nächtlicher Hülle,
wie ein Sänger, der still sich den Menschen entzieht,
beseligt durch eigene Fülle.

Vielleicht, wenn einer vorübergeht,
wenn er hört die Töne rauschen,
daß er träumend verloren im Dunkel steht,
dich zu suchen, zu horchen, zu lauschen.

Vielleicht, wenn er kehrt zur Kammer zurück,
daß er spricht: wie ist mir geschehen?
Meines Herzens Dunkel, mein Leid und mein Glück —
dieser Fremdling ließ mich's verstehen.

Weihnacht.

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
der Winter-Tod geht schweigend um;
er zieht das Leilach weiß und dicht
der Erde übers Angesicht —
Schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbrust,
du Stätte aller Lebenslust,
hast Duft genug im Lenz gesprüht,
im Sommer heiß genug geglüht,
nun komme ich, nun bist du mein,
gefesselt nun im engen Schrein —
Schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer
ihr Mantel fegt die Erde leer,
die Erde wird ein schweigend Grab,
ein Ton geht zitternd auf und ab:
Sterben — sterben.

Da horch — im totenstillen Wald
was für ein süßer Ton erschallt?
Da sieh — in tiefer dunkler Nacht
was für ein süßes Licht erwacht?
Als wie von Kinderlippen klingt's,
von Ast zu Ast wie Flammen springt's,
vom Himmel kommt's wie Engelsang,
ein Flöten- und Schalmeienklang:
Weihnacht! Weihnacht!

Und siehe — welch ein Wundertraum:
Es wird lebendig Baum an Baum,
der Wald steht auf, der ganze Hain
zieht wandelnd in die Stadt hinein.
Mit grünen Zweigen pocht es an:
„Tut auf, die sel'ge Zeit begann,
Weihnacht! Weihnacht!"

Da geben Tür und Tore auf,
da kommt der Kinder Jubelhauf,
aus Türen und aus Fenstern bricht,
der Kerzen warmes Lebenslicht,
bezwungen ist die tote Nacht,
zum Leben ist die Lieb erwacht,
der alte Gott blickt lächelnd drein,
des laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! Weihnacht!

Bruno Wille.

Entzauberung.

Dort drüben liegt sie — riesenbreit erstreckt —
und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt
die steinern fahle Stadt — von hunderttausend
Tagwerken murrend und erbrausend.
Ein Dunst umhüllt die Dächer rußig, bleiern:
der Schlote Ausgeburt — die noch nicht feiern.
Und doch schon murmeln von der Vesperstunde
die düstern Türme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadtrumpf,
aus fünfgezeilten Fenstern stumpf
hinüberstarrt — zum braunen Ackergrund,
wo, schmutzigrot die Mauern,
zwei qualmende Fabriken kauern.

Horch, die Maschine heult das Vesperzeichen!
Da rinnt aus dem Fabrikentor
ein langer Zug von Arbeitsvolk
den Ackerweg dahin — zur Stadt.
Und sieh, die Häuserstirnen rötet matt
der Abendwolken Widerschein.
Auf einmal quillt der Feuerball herein
aus einem Wolkenriß und überflutet
die Landschaft, daß sie golden glutet.

O Zaubertat! Die Stadt mit ihrem Dunst
liegt nun verklärt, von Purpurduft umflossen,
ein Berg, um den in ungestümer Brunst
aus grauem Dorn blutrote Rosen sprossen.
Und sieh nur, wie die Scheibenzeilen strahlen,
mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen!
Wie alle Häuser, alle Fensteraugen,
mit heißem Durst die Purpurquelle saugen
und saugend immer lichter sich verklären!
Als ob sie fluchbeladene Schlösser wären,
die für ein karges Weilchen von der bösen
Verwünschung sich erlösen!

Und sie betrachtend voller Staunen,
hör ich die Häuser gramvoll raunen:
„Verwunschene Schlösser, verfluchte Mauern,
ach wohl, das sind wir! Müssen ja trauern
in düstrer Öde jahraus, jahrein,
hilfloses Grauen im lahmen Gebein.
Durch Kerkerräume Gespenster poltern,
viel arme Menschenseelen zu foltern,
mit teuflischen Zangen, mit Dürsten und Fasten,
mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.
Auf faulem Stroh die Armut kauert,
verzehrt von Fieber und frostdurchschauert;
das Auge irrt,
es ringen die Hände;
doch fledermausig
die Sorge schwirrt

um unsre grausig
verdammten Wände . . .
Fluch und kein Ende! —
Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
die Stirn uns rührt — und an jenen gemahnt,
den unsre Seele erschauernd ahnt:
den Strahlenbräutigam wundervoll,
den starken Helden — der kommen soll,
aus gewohnter Not, aus Nacht und Ketten
auf ewig uns zum Lichte zu retten." — — —

So klagten die Verfluchten. Und der Scheiben Rot
ward düster und erstarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgesunken:
Ein Schlackenhaufen,
schwarz — und kalt — und tot.

Wurzelgenossen.

Tief in der Öde
träumt eine Klause,
umwegt von ewigem
Föhrengebrause.

Des Waldes Bäume
sind treue Seelen,
die kein Geheimnis
dem Klausner beblen.

Er lauscht versunken
in fromines Staunen,
wie Wunderstimmen
aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle
sind Wurzelgenossen,
dem einen heiligen
Boden entsprossen.

O Bruder Klausner,
finde dich heim,
wo uns alle vereint
der selige Reim!

Ja reimt euch Seelen —
bis jauchzend schallt,
eine Riesenorgel,
der Weltenwald!“

Der Klausner lauscht —
und lallt die Weise
zur Geige nach,
inbrünstig leise . . .

O süße Öde,
träumende Klause,
umwogt von ewigem
Föhrengebrause!

Tief im Zypressenhaine.

Tief im Zypressenhaine
fand ich ein Totenhaus.
Auf eingesunknem Steine
lag dürr ein Rosenstrauß.

Es raunten scheu die Zweige:
„Hier schlummert eine Maid.
Sie starb an Liebe. Neige
dich vor dem heiligen Leid!“

Da weint ich vor Erbarmen.
Gibt es kein Avalun,
wo in geliebten Armen
auf Rosen Bräute ruhn?

O Herz, das im Gelober
der Liebe fromm verglüht —
dein Avalun ist Moder,
wo keine Rose blüht.

Ihr Tränen, seid dem Staube
der wüsten Gruft ein Born!
Vielleicht daß eine Laube
sich wölbt von Rosendorn!

Pilgerfahrt.

Durch dunkle Grabzypressen haucht
geheimnisvolles Raunen.
Aus weißen Fliederdolden taucht
der Mond mit scheuem Staunen.
Und sieh, vom frischen Grabe
hebt sich der Marmelstein,
die Höhlung klafft — ein bleicher Mann
erstieht im Silberschein.

An seine wirre Stirne greift
der Tote schlummertrunken;
und wie sein Blick die Tafel streift,
da stutzt er, bohrt versunken
das Aug in seine Grabschrift
und starrt — bis an sein Ohr
ein Hahnenschrei vom Dorfe gellt;
da fährt er jäh empor.

Zum Dörflein heimwärts will er gehn,
wie ehedem, und — zaudert
und bleibt am Friedhofzaune stehn,
von fremder Scheu durchschaudert:
„O Pilger, laß, was drüben liegt,
wo sattsam du gegangen!
Auf neuen Pfaden weide
geläutertes Verlangen!"

Bei Büschen, Hügeln, Dorf und Au
verweilt sein Aug mit Grüßen —
ade — und schwimmt in Tränentau.
Und wie er nun dem süßen

Trostliede lauscht der Nachtigall,
da sucht er eine Gruft
und küßt von weißer Rose
erinnerungsvollen Duft.

„Zur Rüste, Pilger! Was so schwer
dir lastet auf dem Herzen,
tu ab von dir — und schürfe leer
dein Herz von Schutt und Erzen!
Was du gelebt — so Schutt wie Erz —
sei nun gerecht gerichtet
und hier auf deiner Tafel,
zwei Hüglein, aufgeschichtet!"

Er wiegt das Haupt in stummem Weh;
das gilt dem Schlackenhügel.
Doch aus dem andern, rein wie Schnee,
formt er zwei Schwanenflügel.
Die fügt er an die Schultern
und spannt sie hehr und breit,
ein kühner Weltensucher,
zur Sternen-Unendlichkeit.

Richard Zoozmann.

Josefa.

Es hat gewittert und gewettert
die ganze Nacht, die ganze Nacht;
verregnet liegt und rauh entblättert
dahingeschmettert
des Parks orangenduftige Pracht.

Und du? — dein Busen hebt sich leise,
ein müdgehetzter, banger Schwan . . .
Auch über dich, du weiße Blume,
fuhr ein vernichtender Orkan.

Das Haargeflecht zerzaust, zerrissen,
im Durcheinander deiner Kissen,
so liegst du, matt und still gemacht,
ein Blumenkelch, vom Sturm entblättert
Es hat gewittert und gewettert
die ganze Nacht . . . die ganze Nacht . . .

Göttin Industrie.

Ein grauer Herbsttag war es . . . An eisernen Gitterteren
wanderte ich vorbei, in tiefen Gedanken verloren,
und hatte des Weges kaum acht.
Aus turmhohn Riesentöpfen stieg auf in geballten Säulen
der schwefelgelbe Qualm — es war ein Zischen und Heulen,
als tobte eine Gigantenschlacht.

Und näher trat ich. Es bebte vom Schlag der Eisenhämmer
weithin das Erdreich, und grell durchzuckten des Tages Dämmer
die Opferflammen der Industrie.
Das braust und surrt und prasselt in sinnbetörendem Streit:
es donnert das Riesenorchester unserer eisernen Zeit
sich seine erhabenste Sinfonie . . .

O Zeit, ich lern dich verstehen, o eiserne, blutige Zeit,
ich sehe die schwarzen Kyklopen, erlösender Arbeit geweiht,
ich sehe sie schüren die Glut.
Sie schlagen die kühngewölbten Brücken über die Klüfte,
sie führen die eisengepanzerten Türme hoch in die Lüfte,
sie zwingen Gebirge und Meeresflut.

Sie jagen auf endlosen Bahnen ums Weltall die rollenden Wagen,
von fernen Inseln und Küsten die Schätze herbeizutragen,
in fruchtbar bereicherndem Kreise . . .
Ihr Männer der blauen Bluse, ihr Männer der schwieligen Faust,
ihr seid die Gebieter der Erde, um euer Schwungrad saust
die Welt im neuen Geleise!

Stephan Zweig.

Steigender Rauch.

Träumerisch ins Abendwerden
lehnt sich langsam Haus um Haus.
Asche dunkelt auf den Herden
und löscht letztes Glühen aus.

Alles sinkt in Nacht zusammen,
nur von jenen Dächern bebt
noch ein Mahnen an die Flammen,
Rauch der steil zur Höhe schwebt.

Seiner Glut nicht mehr gehörend
und von ihr doch hochgewellt,
sich in seinem Flug verzehrend
und schon Wolken zugesellt,

eine weiße wunderbare
Schwebe ohne Schwergewicht
steigt er silbern in das klare
ruhevolle Sternenlicht. —

Ist nicht, was ich so begehrte,
seines Wesens tiefster Sinn,
daß ich mich in Gluten klärte,
und dann rein zu Fernen hin,

aus dem Dunkel in die Helle,
Schlacke nicht und nicht mehr Glut,
heimwärts wehte in die Welle
uferloser Lebensflut?

Herbstgang.

Traumstill die Welt. Nur ab und zu ein heiserer Schrei von Raben, die verflatternd über Stoppeln streichen. Der düstre Himmel drückt wie mattes, schweres Blei ins graue Land. Und sacht, mit leisen sammetweichen Schleichschritten geht der Herbst durch Grau und Einerlei.

In wortesschweres Schweigen wandre ich hinein,
der unbefriedigt von dem Sommerglanz geschieden.
Die letzten lauten Wünsche schlummern langsam ein.
Mir wird der Herbst so nah. Ich fühle seinen Frieden.
Mein Herz wird reich und groß im stillen Einsamsein.

Die Schwermut, die die dunklen Dörfer überwebt,
hat meiner Seele viel von ihrem Glück gegeben,
mein Abendgang wird segensfromm wie ein Gebet,
und glockenrein und abendmild scheint mir mein Leben,
seit es des Herbstes düstres Bruderwort versteht.

Nun will ich ruhen wie das müde dunkle Land . . .
Tiefselig zieht mein Träumerschritt in leise Stunden,
und sanfter fühle ich der Sehnsucht heiße Hand.
Mir ist, als hätt ich einen treuen Freund gefunden,
der mir oft nahe war und den ich nie gekannt . . .

Brügge.

Hier sind die Häuser wie alte Paläste,
der Abend hüllt sie in traurigen Flor.
Die Straßen sind leer wie nach einem Feste,
wenn sich die Schar der lärmenden Gäste
schon fern in die schweigende Nacht verlor.

Die prunkenden Tore mit rostigen Klinken
sind längst nicht mehr zum Empfange bereit,
verstaubt und verwittert die Kirchturmzinken,
die in den trüben Nebel versinken,
tief in das Meer ihrer Traurigkeit.

Und in den Nischen an dunkelnden Wänden
da lehnen Gestalten aus bröckelndem Stein,
und schweigend, in herblichen Wortespenden,
sprechen sie leise die alten Legenden
in die tiefe Schwermut der Straßen hinein.

Der dunkle Falter.

Noch glüht, umwölkt von kühlen Abendrosen,
vor mir die Heimat. Doch mein Herz erbebt

beim Sehnsuchtslied der ewig Heimatlosen
und fühlt den Schmerz, den es doch nie erlebt.

Wie eine milde traurig-süße Mahnung
umfängt mich dieses fremde Bruderleid.
Früh flügelt schon der dunkle Falter Ahnung
über die Gärten meiner Jugendzeit.

So deutungsvoll ward mir das Stundenschlagen,
so stumm mein Herz. Und selbst den tiefen Glanz
der Frauenblicke weiß ich nur zu tragen,
wie bange Hände einen welken Kranz . . .

Erfüllung.

Erst wenn die laute Welt dir fremd geworden,
und du ein Fremder allen andern bist,
lauscht du aus deines Lebenslieds Akkorden
den Klang, der nur aus eigner Seele fließt.

Tief tauchst du in den Wundenstrom der Zeiten,
der segnend über dir zusammenschlägt,
und selig spürst du, wie zu Ewigkeiten
die starke Seele dich hinüberträgt.

Biographische Notizen.

(Die bibliographischen Angaben beziehen sich nur auf Gedichtwerke.)

Friedrich Adler, geboren am 13. Februar 1857 zu Amschelberg in Böhmen, lebt in Prag.
Gedichte 1893. Neue Gedichte 1899.

Wilhelm Arent, geboren am 7. März 1864 zu Berlin, lebt in Berlin.
Lieder des Leides 1882, Neue Folge 1883. Poetische Erstlinge 1883. Gedichte 1884. Aus tiefster Seele 1885. Elsa-Koppenhagen-Fauststimmungen 1889. Lebensphasen 1890. Phantasus 1890. Durchs Kaleidoskop 1891. Liebfrauenmilch 1891. Violen der Nacht 1892. Irrflammen 1893.

Ferdinand Avenarius, geboren am 20. Dezember 1856 zu Berlin, lebt in Dresden.
Wandern und Werden 1881, 2. Aufl. 1897. Die Kinder von Wohldorf, 3. Aufl. 1898. Lebe! 1893, 5. Aufl. 1906. Stimmen und Bilder 1897, 3. Aufl. 1905.

Paul Barsch, geboren am 16. März 1860 zu Nieder-Hermsdorf bei Neiße, lebt in Breslau.
Auf Straßen und Stegen 1885. Fliegende Blätter, 2. Aufl. 1889. Über der Scholle 1905.

Adolf Bartels, geboren am 15. November 1862 in Wesselburen in Schleswig-Holstein, lebt als Professor in Weimar.
Gedichte 1889. Lyrische Gedichte 1904.

Peter Baum, geboren am 30. September 1869 zu Elberfeld, lebt in Berlin.
Gott und die Träume 1901.

Hans Benzmann, geboren am 27. September 1869 in Kolberg, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.
Im Frühlingssturm! 1894. Sommersonnenglück 1898. Meine Heide 1903, 7. Tausend 1906. Jesus. Eine Evangelienharmonie 1907.

Alexander Freiherr von Bernus, geboren am 6. Februar 1880 in Lindau a. Bodensee, lebt in München.

Aus Rauch und Raum 1903. Leben, Traum und Tod 1904.

Hans Bethge, geboren am 9. Januar 1876 in Dessau, lebt in Steglitz bei Berlin.

Die stillen Inseln 1898. Die Feste der Jugend 1901. Der Wanderer 1907.

Max Bewer, geboren am 19. Januar 1861 in Düsseldorf, lebt in Dresden.

Dresdner Elegien 1895. Gedichte 1895. Lieder aus der kleinsten Hütte 1896, 2. Aufl. 1904. Lieder aus Norwegen 1903. Künstlerspiegel 1904. Göttliche Lieder 1905. Vaterland 1905. Der deutsche Christus 1906.

Karl Bienenstein, geboren am 1. November 1869 in Wieselburg in Nieder-Österreich, lebt in Marburg a. d. Drau.

Aus tiefstem Herzen 1892. Gedichte 1895. Aus Traum und Sehnsucht 1906.

Otto Julius Bierbaum, geboren am 28. Juni 1865 in Grünberg in Schlesien, lebt in Pasing bei München.

Erlebte Gedichte 1892. Nemt, Frouwe, disen Kranz 1894. Der bunte Vogel 1897, 1899. Irrgarten der Liebe 1901. Das siebente Buch 1903. Der neubestellte Irrgarten der Liebe 1906.

Karl Bleibtreu, geboren am 13. Januar 1859 in Berlin, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.

Lyrisches Tagebuch 1884. Welt und Wille 1886. Lieder aus Tirol 1888. Kosmische Lieder 1890.

Emanuel von Bodman, geboren am 23. Januar 1874 in Friedrichshafen am Bodensee, lebt in Zürich und Konstanz.

Erde 1896. Neue Lieder 1901.

Josef Adolf Bondy geboren am 23. Juli 1876 in Prag, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.

Karl Bulcke, geboren am 29. April 1876 in Königsberg in Ostpr., lebt zurzeit in Naumburg a. S.

Die Töchter der Salome 1900. Gedichte 1905.

Carl Busse, geboren am 12. November 1872 in Lindenstadt in Posen, lebt in Friedrichshagen.

Gedichte 1892, 5. Aufl. 1902. Neue Gedichte 1895, 2. Aufl. 1901. Vagabunden 1901.

Georg Busse-Palma, geboren am 20. Juni 1876 in Lindenstadt in Posen, lebt in Berlin.

Lieder eines Zigeuners 1899. Zwei Bücher Liebe 1902. Die singende Sünde 1903. Brückenlieder 1905.

Ernst Collin-Schönfeld, geboren am 20. Februar 1883 zu Nordhausen, lebt in München.

Lieder eines Knaben 1903.

Michael Georg Conrad, geboren am 5. April 1846 in Gnodstadt bei Würzburg, lebt in München.

Salve Regina! 1892.

Hermann Conradi, geboren am 12. Juli 1862 zu Jeßnitz in Anhalt, gestorben am 8. März 1890 zu Würzburg.

Lieder eines Sünders 1887.

Maximilian Dauthendey, geboren am 25. Juli 1867 in Würzburg, lebt in München.

Ultra-Violett (?). Reliquien 1900. Die ewige Hochzeit. — Der brennende Kalender 1906.

Jakob Julius David, geboren am 6. Februar 1859 in Weißkirchen in Mähren, gestorben am 20. November 1906 in Wien.

Gedichte 1892.

Richard Dehmel, geboren am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf, lebt in Blankenese a. d. Elbe.

Erlösungen 1891, 4. Aufl. 1906. Aber die Liebe 1893, 4. Aufl. 1906. Lebensblätter 1895. Weib und Welt 1896, 4. Aufl. 1907. Zwei Menschen 1903, 5. Aufl. 1905. Gesammelte Werke in 10 Bdn. 1906 u. ff.

Helene Diesener, geboren am 30. Juni 1852 in Prenzlau, lebt in Berlin.

Gedichte 1903.

Gottfried Doehler, geboren am 25. Mai 1863 in Kleingera im sächsischen Vogtland, lebt in Plauen i. V.

Bugtänner Liedle 1884. Lyrische Dichtungen (Heidelberger Tagebuch) 1889. Gedichte 1896. Bismarck- und Kaiserlieder 1899. Von Heimat zu Heimat 1903.

Felix Dörmann, geboren am 29. Mai 1870 in Wien, lebt daselbst. Neurotica (?). Sensationen (?). Gelächter (?).

Dolorosa (Maria Eichhorn), geboren am 11. November 1879 in Giersdorf im Riesengebirge, lebt in Berlin

Confirmo te chrysmate 1902. Da sang die Frau Trouba dour 1905.

Adolph Donath, geboren am 9 Dezember 1876 in Kremsier in Mähren, lebt in Berlin.

Tage und Nächte 1898. Mensch und Liebe 1902.

Hedwig Dransfeld, geboren am 24. Februar 1871 in Hachenen bei Dortmund, lebt in Werl in Westf.

Erwachen 1903.

Willrath Dreesen, geboren am 14. Mai 1878 in Norden i. Ostfriesland, lebt in Bonn.

Meer, Marsch und Leben 1904. Eala freya fresena! Balladen 1905, 2. Aufl. 1906.

Franz Eichert, geboren am 11. Februar 1857 in Schneeberg in Böhmen, lebt in Wien.

Wetterleuchten 1893; 16. Tausend. Kreuzlieder 1899; 3. Aufl. Höhenfeuer 1901; 3. Aufl. Kreuzesminne 1905.

Karl Engelhard, geboren am 16. August 1879 in Rotterode, Thüringen, lebt in Rabolshausen bei Kassel.

Klang hinaus 1905, 2. Aufl. als: Lieder des Waldschulmeisters 1907. Weltkind, Gesänge des Lebens und der Liebe, 2. Aufl. 1906. Heilwag, eddische Lieder. (Schönsten Lieder der Edda) 1906. Kinderland, Kindergedichte. Sprüche des Hohen, nach dem Hâva-Mâl.

Alexander Engels, geboren am 6. Dezember 1871 in Breslau, lebt in Braunschweig.

Frühlicht und Dämmerdunkel 1893.

Otto Ernst (Otto Ernst Schmidt), geboren am 7. Oktober 1862 in Ottensen, lebt in Großflottbeck bei Hamburg.

Stimmen des Mittags 1901, 3. Tausend 1903. Gedichte 1902 (der Gedichte 1888 3. Aufl. und der Neuen Gedichte 1892 2. Aufl.).

Hermann Eßwein, geboren im Mai 1877 zu Mannheim, lebt in München.

Franz Evers, geboren am 10. Juli 1871 zu Winsen a. d. Luhe, lebt in Goslar a. Harz.

Symphonie 1891. Fundamente 1892. Eva. Eine Überwindung 1893. Sprüche aus der Höhe 1893. Die Psalmen 1894. Königslieder 1894, 2. Aufl. 1895. Deutsche Lieder 1895. Hohe Lieder 1896. Paradiese 1897. Der Halbgott 1900. Erntelieder 1901 Ausgewählte Gedichte 1907.

Emil Faktor, geboren am 31. August 1876 in Prag, lebt in Prag.
Was ich suche 1899.

Otto Falckenberg, geboren am 5. Oktober 1873 in Koblenz, lebt in München.
Morgenlieder 1899.

Gustav Falke, geboren am 11. Januar 1853 in Lübeck, lebt in Hamburg.

Mynheer der Tod 1891 2. Aufl. 1900. Tanz und Andacht 1893, 2. Aufl. 1900. Zwischen zwei Nächten 1894, 2. Aufl. 1903. Neue Fahrt 1897, 2. Aufl. 1903 Mit dem Leben 1899, 2. Aufl. 1903. Hohe Sommertage 1902, 2. Aufl. 1903.

Ludwig Finckh, geboren am 21. März 1876 in Reutlingen, lebt in Gaienhofen am Bodensee

Fraue, du Süße 1900. Rosen 1905.

Arthur Fitger, geboren am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst (Gr. Oldenburg), lebt in Bremen.

Fahrendes Volk 1875, 2. Aufl. 1883. Winternächte 1880. Requiem 1894.

Cäsar Flaischlen, geboren am 12. Mai 1864 in Stuttgart, lebt in Berlin.

Nachtschatten 1884. Vom Haselnußroi 1891. Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa 1898, 4. Aufl. 1906. Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens 1900, 4. Aufl. 1906.

Christoph Flaskamp, geboren am 2. Mai 1880 in Warendorf i. W., lebt in Münster.

. . . Frommer Freude voll 1904. Parzival 1904. Die alte Geige 1906.

Irene Forbes-Mosse, geboren am 5. August 1864 in Baden-Baden, lebt in Florenz.

Mezza Voce 1901. Peregrinas Sommerabende 1903. Das Rosentor 1905.

Otto Frommel, geboren 1871 in Heidelberg, lebt in Karlsruhe i. B.

Wandern und Weilen 1898. Flutwellen 1902.

Ludwig Fulda, geboren am 15. Juli 1862 in Frankfurt a. M., lebt in Berlin.

Gedichte 1890. Sinngedichte 1888, 3. Aufl. 1904. Neue Gedichte 1900.

Alice Freiin von Gaudy, geboren am 10. März 1863 in Berlin, lebt in Dresden-Blasewitz.

Neu Sonnenschein 1888. Seelen, Pinchodramen 1897. Balladen und Lieder 1900.

Albert Geiger, geboren am 12. September 1866 zu Bühlerthal bei Bühl in Baden, lebt in Karlsruhe i. B.

Im Wandern und Stehenbleiben 1893. Duft, Farbe, Ton 1894. Gedichte 1900. Gott und Leben 1905. Ausgewählte Gedichte 1906. Ferienidyll in der Schweiz 1906.

Franz Karl Ginzkey, geboren am 8. September 1871 in Pola in Österreich, lebt in Wien.

Ergebnisse 1901. Das heimliche Läuten 1906.

Maria Eugenie delle Grazie, geboren am 14. August 1864 in Ll.-Weißenkirchen, lebt in Wien.

Gedichte 1882, 4. Aufl. 1902. Italienische Vignetten 1892. Sämtliche Werke 1903/4.

Martin Greif, geboren am 18. Juni 1839 in Speyer, lebt in München.

Gedichte 1868, 7. Aufl. 1903. Neue Lieder und Mären 1902.

Leo Greiner, geboren am 1. April 1876 in Brünn, lebt in Bruck bei München.

Das Jahrtausend 1900. Das Tagebuch 1906.

Eduard Grisebach, geboren am 9. Oktober 1845 in Göttingen, gestorben am 22. März 1906.
Der neue Tanhäuser 1869, 21. Aufl. 1902.

Paul Grotowsky, geboren am 26. Juli 1863 in Köpsen, lebt in Leipzig.
Der toten Mutter 1893. Gedichte 1894.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, geboren am 24. März 1865 in Riga in Livland, lebt in Berlin.
Gottfuchers Wanderlieder 1899.

Hanns von Gumppenberg, geboren am 4. Dezember 1866 in Landshut in Bayern, lebt in München.
Das teutsche Dichterroß, in allen Gangarten vorgeritten (Parodien), 5. Aufl. 1906. Aus meinem lyrischen Tagebuch 1906.

Hans Haebe, geboren am 15. September 1876 in Nakel an der Netze (Prov. Posen), lebt in Berlin.

Hermann Hango, geboren am 16. Mai 1861 zu Hernals (Wien), lebt in Wien.
Zum Licht 1890. Neue Gedichte 1894. Asche! 1899. Lieder aus dem Wiener Walde 1902.

Adalbert von Hanstein, geboren am 29. November 1861 zu Berlin, gestorben am 11. Oktober 1904 in Hannover.
Menschenlieder 1887, neue Aufl. 1904. Von Kains Geschlecht 1888.

Heinrich Hart, geboren am 30. Dezember 1855 in Wesel, gestorben am 11. Juni 1906 in Tecklenburg.
Weltpfingsten 1872.

Julius Hart, geboren am 9. April 1859 in Münster i. Westf., lebt in Schlachtensee bei Berlin.
Sansara 1879. Homo sum 1890. Sehnsucht 1893. Triumph des Lebens 1899. Stimmen in der Nacht 1899.

Otto Erich Hartleben, geboren am 3. Juni 1864 in Clausthal am Harz, gestorben am 11. Februar 1905 in Salò in Oberitalien.
Pierrot lunaire 1892. Meine Verse 1895. Von reifen Früchten 1902. Der Halkyonier 1903. Meine Verse (Gesamtausgabe) 1905.

Karl Hauptmann, geboren am 11. Mai 1858 in Obersalzbrunn in Schlesien, lebt in Schreiberhau i. Riesengeb.

Aus meinem Tagebuch 1900.

Franz Held, geboren am 30. Mai 1862 in Düsseldorf, gestorben (?). Gorgonenhäupter 1887. Groß-Natur 1892. Trotz alledem! 1893.

Karl Henckell, geboren am 17. April 1864 in Hannover, lebt in Berlin.

Umsonst 1884. Poetisches Skizzenbuch 1884. Quartett 1886. Strophen 1887. Amselrufe 1888. Diorama 1889. Gründeutschland 1890. Trutznachtigall 1891. Zwischenspiel 1894. Gedichte 1898. Neues Leben 1900. Gipfel und Gründe 1904. Mein Lied 1905. Schwingungen 1906.

Franz Herold, geboren am 15. Februar 1854 in Böhmisch Leipa, lebt in Wien.

Wachsen und Werden 1892. Spuren 1893. Fremde und Vaterland 1895.

Theodor Herold, geboren am 30. Dezember 1871 in Herzfeld i. W., lebt in Düsseldorf.

Du und ich 1902.

Rudolf Herzog, geboren am 6. Dezember 1869 in Barmen, lebt in Berlin.

Gedichte 1903.

Hermann Hesse, geboren am 2. Juli 1877 in Calw i. Schwarzwald, lebt in Gaienhofen (Bodensee).

Romantische Lieder 1898. Gedichte 1902. Zweite, veränderte Aufl. 1906.

Franz Hessel, geboren am 21. November 1880 in Stettin, lebt in Berlin.

Verlorene Gespielen 1905.

Peter Hille, geboren am 11. September 1854 in Erwitzen in Westfalen, gestorben am 7. Mai 1904 zu Schlachtensee bei Berlin.

Gesammelte Werke 1904.

Franz Himmelbauer, geboren am 30. Juni 1871 in Währing-Wien, lebt in Wien.

Waldiegen, Prosadichtungen 1900. Gedichte 1906.

Georg Hirschfeld, geboren am 11. Februar 1873 in Berlin, lebt in Dachau in Bayern.

Camill Hoffmann, geboren am 31. Oktober 1878 in Kolin in Böhmen, lebt in Wien.
Adagio stiller Abende 1902.

Hugo von Hofmannsthal, geboren am 1. Februar 1874 in Wien, lebt in Rodaun bei Wien.
Ausgewählte Gedichte 1903.

Arno Holz, geboren am 26. April 1863 in Rastenburg in Ostpreußen, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.
Buch der Zeit 1885, Neue Ausgabe 1905. Phantasus I u. II 1898 u. 1899. Die Blechschmiede 1901. Daphnis, Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert 1905, 20.—30. Tausend 1906.

Wilhelm Holzamer, geboren am 28. März 1870 in Nieder-Olm bei Mainz, lebt in Berlin.
Zum Licht 1897. Spiele 1901. Carnesie Colonna 1902.

Ricarda Huch, geboren am 18. Juli 1867 in Braunschweig, lebt in München.
Gedichte 1891 u. 1894.

Ludwig Jacobowski, geboren am 21. Januar 1868 in Strelno in Posen, gestorben am 2. Dezember 1900 in Berlin.
Aus bewegten Stunden 1888, 2. Aufl. 1899. Funken 1890. Aus Tag und Traum 1896. Leuchtende Tage 1899, 2. Aufl. 1903. Ausklang 1901.

Maria Janitschek, geboren am 23. Juli 1860 in Mödling bei Wien, lebt in München.
Irdische und unirdische Träume 1889. Gesammelte Gedichte, 2. Aufl. 1892. Im Sommerwind 1895. Aus alten Zeiten 1900.

Bernd Isemann, geboren am 19. Oktober 1881 in Schiltigheim bei Straßburg i. Els., lebt in München.
Moderne Elegien 1903. Statuen einer Jugend 1905. Die Erde (mit H. Brandenberg, W. Bonsels, W. Vesper gemeinsam) 1906. Doppelstimmen 1907. Die große Passion 1907.

Frida Jung, geboren am 4. Juni 1865 in Kiautkehmen im Kreise Gumbinnen, lebt in Buddern bei Angerburg.

Gedichte 1899, 6. Aufl. 1906. Maienregen — Gottessegen 1904 2. Aufl. 1905. Freud und Leid 1905, 2. Aufl. 1907. Festgedichte und Freundesgrüße 1906.

Laurenz Riesgen, geboren am 3. Dezember 1869 in Köln a. Rh., lebt daselbst.

Himmel und Erde 1893. Maisegen 1904.

Karl Ernst Knodt, geboren am 6. Juni 1856 in Eppelsheim in Rheinhessen, lebt in Bensheim a. d. Bergstraße (Hessen).

Aus meiner Waldecke 1880. Neue Gedichte 1902. Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben 1905.

Timm Kröger, geboren am 29. November 1844 in Haale bei Rendsburg, lebt in Kiel.

Das Gedicht (S. 343) ist aus der Novelle „Die Wohnung des Glücks" entnommen.

Isolde Kurz, geboren am 21. Dezember 1853 in Stuttgart, lebt in Florenz.

Gedichte 1889, 4. u. 5. Aufl. 1906. Neue Gedichte 1905.

Hedwig Lachmann, lebt in Hermsdorf i. d. Mark.

Im Bilde 1902.

Wilhelm Langewiesche, geboren am 18. März 1866 in Barmen, lebt in München.

Im Morgenlicht 1894. Planegg 1904. . . und wollen des Sommers warten 1906.

Else Lasker-Schüler, geboren 1876 in Elberfeld, lebt in Berlin.

Gedichte. Styx 1902. Der siebente Tag 1905.

Wilhelm Lennemann, geboren am 24. September 1875 in Annen, lebt in Iserlohn.

Aus Bauernlanden 1904. Saat und Sonne 1905.

Paul Leppin, geboren am 27. November 1878 in Prag, lebt in Prag-Weinberge.

Glocken, die im Dunkeln rufen 1903.

Fritz Lienhard, geboren am 4. Oktober 1865 in Rothbach im Elsaß, lebt in Straßburg i. Elsaß.

Lieder eines Elsässers 1895, 2. Aufl. 1897. Nordlandslieder 1899. Burenlieder 1900. Gedichte (Gesamtausgabe) 1901, 2. Aufl. 1905.

Detlev Baron von Liliencron, geboren am 3. Juni 1844 in Kiel, lebt als Hauptmann a. D. in Alt-Rahlstedt bei Hamburg.

Adjutantenritte 1884, 3. Aufl. 1899. Gedichte 1889. Der Heidegänger 1891. Neue Gedichte 1893. Ausgewählte Gedichte 1896, 9. Aufl. 1905. Poggfred 1896, 6. Aufl. 1905. Kampf und Spiele, Kämpfe und Ziele 1897, 6. Aufl. 1905. Nebel und Sonne 1900, 4. Aufl. 1905. Gedichte, Ausw. f. d. Jugend, 10. Aufl. 1901. Bunte Beute 1903, 7. Aufl. 1906. Balladenchronik 1.—3. Aufl. 1906.

Otto zur Linde, geboren am 26. April 1873 in Essen a. d. Ruhr, lebt in Charlottenburg.

Gedichte, Märchen und Skizzen 1901. Fantoccini 1902. Die Kugel (Eine Philosophie in Versen) Bd. I, 1907.

Karl Maria (?)

Verse 1897.

Marie-Madeleine, geboren am 4. April 1881 in Eydtkuhnen, lebt in Grunewald bei Berlin.

Auf Kypros c. 1900. An der Liebe Narrenseil c. 1902.

Wilhelm Michel, geb. am 9. August 1877 zu Metz.

Der Zuschauer, Gedichte 1907.

Agnes Miegel, geboren am 9. März 1879 in Königsberg i. Ostpr., lebt in Berlin.

Gedichte 1901.

Alfred Mombert, geboren am 6. Februar 1872 in Karlsruhe, lebt in Heidelberg.

Tag und Nacht 1894, 2. Aufl. 1902. Der Glühende 1896, 2. Aufl. 1902. Die Schöpfung 1897, 2. Aufl. 1902. Der Denker 1901. Die Blüte des Chaos 1905. Der Sonne-Geist 1905.

Paul Mongré (Pseud. für **Felix Hausdorff**), geboren am 8. November 1868 zu Breslau, lebt in Leipzig.

Ekstasen 1900.

Christian Morgenstern, geboren am 6. Mai 1871 in München, lebt im Süden.

In Phantas Schloß 1895. Horatius travestitus. 2. Aufl. 1896. Auf vielen Wegen 1897. Ich und die Welt 1898. Ein Sommer

1899. Und aber ründet sich ein Kranz 1902. Galgenlieder, 2. Aufl. 1905. Melancholie 1906.

Hans Müller, geboren am 25. Oktober 1882 zu Brünn in Mähren, lebt in Wien.

Die lockende Geige 1904. Der Garten des Lebens 1905.

Klara Müller, geboren am 5. Februar 1861 in Lenzen bei Belgard in Pommern, gestorben am 4. November 1905 in Wilhelmshagen bei Erkner

Mit roten Kreßen 1898, 2. Aufl. 1899. Sturmlieder vom Meer 1901.

Börries, Freiherr von Münchhausen, geboren am 20. März 1874 in Hildesheim, lebt auf Schloß Windischleuba bei Altenburg.

Gedichte 1896. Balladen 1900, 3. Tausend 1907. Juda 1901, 3. Tausend 1906. Ritterliches Liederbuch 1903.

Anton August Naaff geboren am 28. November 1850 in Weitentrebetitsch, Deutschböhmen (Saazerland), lebt in Wien.

Von stiller Insel 1882. Aus dem Dornbusch 1890. Der Sonne zu 1895, 3. Aufl. Gartheil und Krausemünz, Lieder im Volkston, 1891. Gerda 1896—97. Zehn Sommer 1907.

Konrad Nies, geboren am 17. Oktober 1862 in Alzey, Rheinhessen, lebt in St. Louis.

Funken 1891, 2. Aufl. 1902. Aus westlichen Weiten, Neue Gedichte 1905.

Friedrich Nietzsche, geboren am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen, gestorben am 25. August 1900 in Weimar.

Scherz, List und Rache und Lieder des Prinzen Vogelfrei (Die fröhliche Wissenschaft) 1887. Gedichte. Zarathustra.

Theobald Nöthig, geboren am 25. Juni 1841 zu Weißholz im Kreise Glogau, lebt in Grevesmühlen in Mecklenburg.

Lichter und Schatten, 4. Aufl. 1889.

Georg Freiherr von Ompteda, geboren am 20. März 1863 in Hannover, lebt in Dresden.

Von der Lebensstraße 1890, 2. Aufl. 1895.

Alfons Paquet, geboren am 26. Januar 1881 in Wiesbaden, lebt in Jena.

Lieder und Gesänge 1902. Auf Erden 1906.

Fritz Philippi, geboren am 5. Januar 1869 in Wiesbaden, lebt in Diez a. Lahn.

Aus der Stille 1901. Menschenlied 1906.

Raimund Pissin, geboren am 25. November 1878 zu Berlin, lebt daselbst.

Wilhelm Popp, geboren am 17. Januar 1870 in Sugenheim in Franken, lebt in Roth bei Nürnberg.

Hermione von Preuschen, geboren am 7. August 1857 in Darmstadt, lebt in Schmargendorf bei Berlin.

Regina vitae 1888. Via passionis 1895. Noch einmal Mors Imperator 1897. Vom Mondberg 1900. Astartenlieder 1902. Flammenmal 1904. Halbweiber 1905.

Alberta von Puttkamer, geboren am 5. Mai 1849 in Glogau, lebt in Baden-Baden.

Dichtungen 1885. Akkorde und Gesänge 1889. Offenbarungen 1894. Aus Vergangenheiten 1899. Jenseit des Lärms 1904.

Heinrich Ritter von Reder, geboren am 19. März 1824 in Mellrichstadt, lebt in München.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren 1854. Gedichte 1859. Federzeichnungen aus Wald und Hochland 1885. Wotans Heer 1892. Rotes und Blaues Blut 1893. Lyrisches Skizzenbuch 1893. Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren 1893 Mein Wanderbuch 1895.

Georg Reicke, geboren am 26. November 1863 in Königsberg i. Ostpr., lebt in Berlin.

Winterfrühling 1901.

Paul Remer, geboren am 16. Juni 1867 in Godow bei Waren in Mecklenburg.

Johanniskind 1899. In goldener Fülle 1906.

Anton Renk, geboren am 10. September 1871 in Innsbruck, gestorben 1906.

Ranken 1894. Pax vobiscum 1897. Über den Firnen — unter den Sternen 1902.

Gustav Renner, geboren am 17. Oktober 1866 in Freiburg i. Schl., lebt in Wilmersdorf bei Berlin.

Gedichte 1896. Neue Gedichte 1898. Gedichte (Gesamtausgabe) 1904.

Robert Reh, geboren am 2. Juni 1871 in Prag, lebt in Berlin.
Farben 1899.

Rainer Maria Rilke, geboren am 4. Dezember 1875 in Prag, lebt in Paris.
Larenopfer 1895. Traumgekrönt 1897. Advent 1898. Mir zur Feier 1899. Das Buch der Bilder 1902. Das Stundenbuch 1906.

Anna Ritter, geboren am 23. Februar 1865 in Koburg, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.
Gedichte 1898, 14. Aufl. 1901. Befreiung 1900, 9. Aufl. 1901.

Albert Roßbach, geboren am 9. Oktober 1837 in Barmen, gestorben am 4. September 1906 in Oberkirch (Baden).
Gedichte 1898, 2. Aufl. 1902.

Peter Rosegger, geboren am 31. Juli 1843 zu Krieglach-Alpel in Steiermark, lebt in Graz.
Gedichte 1891. Zither und Hackbrett. Gedichte in steirischer Mundart, 4. Aufl.

Georg Ruseler, geboren am 11. Januar 1866 zu Obenstrohe bei Varel i. Großh. Oldenburg, lebt in Oldenburg.
Gedichte 1895. Der Wunderborn (Niedersächsisch-friesische Balladen) 1904.

Ferdinand von Saar, geboren am 30. September 1833 in Wien, gestorben am 24. Juli 1906 in Wien.
Gedichte 1882, 2. Aufl. 1887. Wiener Elegien 1893, 3. Aufl. 1894. Nachklänge 1899.

Hugo Salus, geboren am 3. August 1866 in Böhmisch Leipa, lebt in Prag.
Gedichte 1897, 2. Aufl. 1901. Neue Gedichte 1899. Ehefrühling 1899, 5.—8. Tausend 1906. Reigen 1900, 2. Aufl. 1902. Ernte 1903, 2. Aufl. 1904. Neue Garben 1905.

Hedda Sauer, geboren am 24. September 1875 in Prag, lebt daselbst.
Im Frühling 1892. Gedichte 1895. Ins Land der Liebe 1900. Wenn es rote Rosen schneit 1904.

Adolf Schafheitlin, geboren am 31. März 1852 in Pernambuco in Brasilien, lebt in Prajano in Italien.

Der Schwalbe nach 1889. Lazzaronesken 1890. Gedichte 2. Aufl. 1899. Saturnische Phantasien, 2. Aufl. 1899. Die Titanen, 2. Aufl. 1902. Lyrischer Erntegang 1901. Ausgewählte Gedichte (inkl. Saturn. Phant., 3. Aufl.) 1905. Die Götterfarce, 2. Aufl. 1906.

Frida Schanz (Frau Frieda Soyaux), geboren am 16. Mai 1859 in Dresden, lebt in Berlin.

Gedichte, 2. Aufl. 1894. Vierblätter, 5. Aufl. 1894. Neue Gedichte 1894. Ährenlese 1894, 4. Aufl. 1896. Unterm Eschenbaum 1899. Herdfunken 1900. Intermezzo 1902. Gedichte (Gesamtausgabe) 1906.

Ludwig Scharf, geboren am 2. Februar 1864 in Meckenheim, lebt in München.

Lieder eines Menschen 1892. Tschandalalieder 1905.

Richard Schaukal, geboren am 27. Mai 1874 in Brünn, lebt in Wien.

Gedichte 1893. Verse 1896. Meine Gärten 1897. Tristia 1898. Tage und Träume 1899. Sehnsucht 1900. Pierrot und Colombine 1902. Das Buch der Tage und Träume, 2. Ausg. 1902. Ausgewählte Gedichte (1892—1904) 1904. Verlaine-Heredia. Nachdichtungen 1906.

Paul Scheerbart, geboren am 8. Januar 1863 in Danzig, lebt in Wilmersdorf, gab bis Januar 1907 vierundzwanzig Bücher heraus — und ein Mappenwerk.

Thassilo von Scheffer, geboren am 1. Juli 1873 in Pr. Stargard. Stufen 1896. Seltene Stunden 1898. Die Eleusinien 1898.

Richard Scheid, geboren am 11. Mai 1876 in Koblenz, lebt in München-Planegg.

Madonna 1900.

Julie Virginie Scheuermann (Pseudonym: **Julia Virginia**), geboren am 1. April 1878 zu Frankfurt a. M., lebt daselbst.

Primitien 1903. Sturm und Stern 1905.

René Schickele (?), Elsässer, lebt in Berlin.

Sommernächte 1901. Pan 1902. Mon Repos 1904. Der Ritt ins Leben 1906.

Johannes Schlaf, geboren am 21. Juni 1862 in Querfurt, lebt in Weimar.

Der Frühling 1896. Helldunkel 1899. Das Sommerlied 1905.

Karl Schloß, geboren am 6. Januar 1876 in Framersheim (Rheinhessen), lebt in München.

Gedichte 1905.

Christian Schmitt, geboren am 28. März 1865 in Gendertheim im Unter-Elsaß, lebt in Straßburg i. E.

Alsalieder 1891, 2. Aufl. 1895. Neue Gedichte 1901. Aus Höhen und Tiefen 1906.

Artur Schnitzler, geboren am 15. Mai 1862 in Wien, lebt in Wien.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, geboren am 8. April 1852 in Breslau, lebt auf Haseldorf in Holstein.

Lieder an eine Verlorene 1878. Dichtungen 1883, 8. Aufl. 1904. Gedichte 1903, 4. Aufl. 1906.

Wilhelm von Scholz, geboren am 15. Juli 1874 in Berlin, lebt in Weimar.

Frühlingsfahrt 1896. Der Spiegel 1902.

Gustav Schüler, geboren am 27. Januar 1872 in Königlich Reetz im Oderbruch, lebt in Frankfurt a. O.

Gedichte 1900. Meine grüne Erde 1904. Andacht und Freude 1905. Hornrufe (soziale Gedichte) 1905.

Ewald Gerhard Seeliger, geboren am 11. Oktober 1877 in Rathau bei Brieg (Bez. Breslau), lebt in Hamburg.

Hamburg, ein Buch Balladen 1905.

Carl Spitteler, geboren am 24. April 1845 in Liestal (Basel-Land), lebt in Luzern.

Extramundana 1882. Schmetterlinge 1888. Literarische Gleichnisse 1892. Balladen 1895. Olympischer Frühling 1900—1904. Glockenlieder 1906.

Ernst Stadler, geboren am 11. August 1883 in Colmar i. Els., lebt in Oxford.

Präludien 1904.

Maurice Reinhold von Stern, geboren am 3. April 1860 in Reval, lebt in Linz a. D in Oberösterreich.
Proletarierlieder 1885. Stimmen im Sturm 1888. Excelsior 1889. Höhenrauch 1890. Sonnenstaub 1890. Ausgewählte Gedichte 1891. Nebensonnen 1892. Die Insel Ahasvers 1893. Mattgold 1893. Erster Frühling 1894. Dagmar, Lesseps und andere Gedichte 1896. Walter Wendrichs neue Lieder 1897. Lieder eines Buchhändlers 1898. Abendlicht 1901. Blumen und Blitze 1902. Sonnenvolken 1904. Lieder aus dem Zaubertal 1905. Gesammelte Gedichte 1906. Donner und Lerche 1907.

Georg Stolzenberg, geboren am 11. Juli 1857 in Berlin, lebt in Berlin.
Neues Leben 1898, 2. Heft 1899, 3. Heft 1902.

Maria Stona, geboren am 1. Dezember 1861 in Strzebowitz in Österreich-Schlesien, lebt daselbst.
Buch der Liebe 1888, 3. Aufl. 1897. Lieder einer jungen Frau 1899, 2. Aufl. 1900. Klingende Tiefen 1903. König Eri, ein Lied der Liebe 1907.

Lulu von Strauß und Torney, geboren am 20. September 1873 in Bückeburg, lebt daselbst.
Gedichte 1898. Balladen und Lieder 1902.

Hermann Sudermann, geboren am 30. September 1857 in Matzicken in Ostpreußen, lebt in Blankensee (Mark).

Margarete Susman, geboren am 14. Oktober 1874 in Hamburg, lebt in Hannover.
Mein Land 1901.

A. K. T. Tielo (Pseud. für **Kurt Mickoleit**), geboren am 11. August 1874 in Tilsit, lebt in Berlin.
Thanatos. Erzähl. Verse 1905. Klänge aus Litauen 1907.

Heinrich Vierordt, geboren am 1. Oktober 1855 in Karlsruhe i. B., lebt daselbst.
Gedichte 1880. Lieder und Balladen 1881, 2. Aufl. 1885. Neue Balladen 1884, 2. Aufl. 1900. Akanthusblätter 1888. Vaterlandsgesänge 1890, 2. Aufl. 1903. Fresken 1901. Gemmen und Pasten 1902. Meilensteine 1904. Kosmoslieder 1905. Ausgewählte Dichtungen 1906.

Helene Voigt-Diederichs, geboren am 26. Mai 1876 in Marienhoff bei Heiligenhafen in Schleswig-Holstein, lebt in Jena.
Unterstrom 1901.

Karl Gustav Vollmoeller, geboren 1878 in Stuttgart, lebt in Italien.
Parzival. Die frühen Gärten 1903. Das Buch der Landschaften 1904.

Christian Wagner, geboren am 5. August 1835 in Warmbronn, O.-A. Leonberg (Württemberg), lebt daselbst.
Sonntagssänge, 1. Teil 1885, 3. Aufl., 2. Teil 1887, 3. Aufl. 3. Teil (Balladen und Blumenlieder) 1890. Weihgeschenke 1893. Neuer Glaube 1894. Neue Dichtungen (1. Teil Herbstblumen, 2. Teil Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben) 1897. Ein Blumenstrauß 1906.

Artur von Wallpach, geboren am 6. März 1866 in Niedervintl in Tirol, lebt auf Schloß Anger bei Klausen in Südtirol.
Im Sommerturm 1893, neue Aufl. 1901. Sonnenlieder im Jahreskranze 1900. Kreuzfeuer und Herdflammen 1901. Sturmglocke 1902. Es will tagen 1902. Bergbrevier 1904. Tiroler Blut 1907.

Hans Weber-Lutkow, geboren am 27. September 1861 in Lemberg in Galizien, lebt in Wildshut bei Salzburg.

Frank Wedekind, geboren am 24. Juli 1864 zu Hannover, lebt in Berlin.
Die vier Jahreszeiten 1905.

Wilhelm Weigand, geboren am 13. März 1862 in Büsingheim in Baden, lebt in München-Bogenhausen.
Gedichte 1891. Rügelieder 1892, 2. Aufl. 1894. Sommer 1894. In der Frühe 1902. Gedichte, Auswahl 1904.

Emil Rudolf Weiß, geboren am 12. Oktober 1875 in Lahr in Baden, lebt in Friedenau bei Berlin.
Pan 1893. Irrfahrten 1896. Der Wanderer 1900, 2. Ausgabe (erste öffentliche) 1907.

Paul Wertheimer, geboren am 4. Februar 1874 in Wien, lebt in Wien.
Gedichte 1896. Neue Gedichte 1904.

Oskar Wiener, geboren am 4. März 1873 in Prag, lebt zu Karolinenthal bei Prag.

Gedichte 1899. Balladen und Schwänke 1903. Das hat die liebe Liebe getan 1905.

Ernst von Wildenbruch, geboren am 3. Februar 1845 in Beirut, lebt in Berlin.
Lieder und Balladen 1877, 8. Aufl. 1906.

Bruno Wille, geboren am 6. Februar 1860 in Magdeburg, lebt in Friedrichshagen bei Berlin.
Einsiedler und Genosse 1891, 2. Aufl. 1892. Einsiedelkunst aus der Kiefernheide 1896. Offenbarungen des Wacholderbaums 1901.

Richard Zoozmann, geboren am 13. März 1863 in Berlin, lebt daselbst.
Lieder, Romanzen und Balladen 1884, 4. Aufl. 1896. Neue Dichtungen 1886, 3. Aufl. 1896. Aus Herz und Welt 1888, 3. Aufl. 1896. Klio und Erato 1889. Episoden 1891, 2. Aufl. 1892. Gedichte 1893. Narrenchronik 1900.

Stephan Zweig, geboren am 28. November 1881 in Wien, lebt in Wien.
Silberne Saiten 1901. Die frühen Kränze 1907

Einige Urteile über die erste Auflage der

„Modernen deutschen Lyrik".

Aus der großen Zahl anerkennender Besprechungen über die „Moderne deutsche Lyrik" seien im folgenden nur einige wenige herausgegriffen:

Was uns schon beim ersten Durchblättern des Buches angenehm berührt, das ist die Empfindung: hier hat kein Pedant gewählt, der die Kunst dosisweise einflößt mit weisen kunstpädagogischen Regeln, sondern ein Mensch und zugleich ein Dichter, der vorurteilslos sich auf dem weiten Feld der modernen Lyrik umgetan hat. Ein Mensch und ein Künstler, dessen Auswahl man es ansieht, daß er viele, die meisten dieser Poeten in sich erlebt und in die übrigen, die seinem inneren Erleben fremder waren, sich hineinzufühlen versucht, nicht sie aber willkürlich abgelehnt hat, weil sie ihm nicht in seinen Kram paßten. So ist ein reiches und treues Bild entstanden. Münchner Allg. Ztg.

Zum erstenmal werden hier Proben von allen modernen Lyrikern von Bedeutung gegeben. Es lag dem Herausgeber vor allem daran, die Hauptvertreter der modernen Lyrik, die Liliencron, Dehmel, Holz, Falke, Mombert, jeden in seiner eigentümlichen Bedeutung und Eigenart, in der Sammlung erscheinen zu lassen. Sodann kam aber auch der noch in der Entwicklung begriffene Nachwuchs in Betracht. Auch alle diese Dichter, die v. Scholz, Schüler, Wallpach, Morgenstern, Münchhausen, Agnes Miegel, Hans Bethge, Karl Bulcke, Hermann Hesse, Wilhelm Holzamer, Karl Ernst Knodt, Hugo Salus, Marie Stona, Richard Zoozmann und viele andre, sind mit charakteristischen Proben vertreten, so daß die Benzmannsche Anthologie also einen vollkommenen Überblick über die Entwicklung der modernen Lyrik gewährt. Zudem sind die Gedichte auch so ausgewählt, daß sich eigenartige reizvolle Stimmungsbilder und lyrische Harmonien ergeben. Das reiche Gefühlsleben des modernen Menschen wie das große soziale Leben der Gegenwart spiegelt sich in diesen Poesien. In einer ausführlich gehaltenen Einleitung (60 Seiten) gibt der Herausgeber eine ästhetische Würdigung der modernen Lyrik, eine Darstellung ihrer Entwicklung und ihrer Theorien, sowie Charakteristiken fast aller in Betracht kommender Dichter. Biographische und bibliographische Notizen beschließen das Werk.

Westermanns Monatshefte.

... möchte ich auch eindringlich auf Benzmanns literarische Anthologie, die „Moderne deutsche Lyrik", hinweisen, die uns auf 500 Seiten Gedichtproben von 164 Lyrikern gibt. Eine wertvolle Studie über die Entwicklung der deutschen Lyrik seit den letzten zwanzig Jahren leitet das Buch ein, und den Schluß bilden biographische Notizen über die einzelnen Dichter. Benzmann hat in Auswahl und Urteil durchweg

das Richtige getroffen. So wird jeder Literaturfreund und Laie, der sich in den vielverschlungenen Gärten moderner Lyrik zurechtfinden will, dieses reiche Buch mit Dank als Führer begrüßen. Kölnische Ztg.

Benzmann ist selbst einer der besten unsrer jüngern Dichter, das könnte einem solchen Werke schaden, wie es anderwärts geschehen ist, aber, es hat ihm genutzt. Doppelt wollen wir daher die Objektivität anerkennen, mit der er eine sinnvolle Auswahl aus den Werken seiner um den Dichterkranz ringenden Genossen getroffen hat . . Wir wünschen dem handlichen Werk überall Eingang, es wird Freude, Anregung und Belehrung in reichem Maße spenden, spätern Zeiten wird es ein wichtiges Dokument zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtkunst sein. Tägliche Rundschau.

Außer der

„Modernen deutschen Lyrik"

erschienen von **Hans Benzmann** bisher und befinden sich in Vorbereitung folgende Werke und Ausgaben:

Im Frühlingssturm! Gedichte 1894.
Baumert & Ronge, Großenhain i. S.

Sommersonnenglück. Neue Gedichte 1898.
Schuster & Löffler, Berlin.

Meine Heide. Gedichte 1903, 7. Tausend 1906.
Max Hesses Volksbücherei, Leipzig.

Jesus. Eine Evangelienharmonie. Erscheint 1907.

Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke.
Max Hesses Verlag, Leipzig.

Detlev von Liliencron. Max Hesses Volksbücherei, Leipzig.

Deutschlands Lyrik. Von der Romantik bis zur Revolution. Erscheint 1907.

Miniatur-Ausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden aus Reclams Universal-Bibliothek.

	Pf.
Abaelard u. Heloise, Briefwechsel	100
Adleitner, Eisenbahnstreik	80
Aeschylos, Sämtliche Dramen	150
Albrecht, Abriß der römischen Literaturgeschichte	120
Albumblätter	60
Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow	100
—, Cabanis. 2 Bde.	220
—, Der Roland von Berlin	175
—, Der Werwolf	120
—, Der falsche Woldemar. 2 Bde. à	100
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder	60
—, Glücksvater	60
—, Der Improvisator	120
—, Nur ein Geiger	120
—, Sämtliche Märchen. 2 Bände	250
—, O. T.	100
—, Sein oder Nichtsein	100
Anschütz, Erinnerung. aus dessen Leben und Wirken	100
Anthologie, Griechische	120
Apel u. Laun, Gespensterbuch	150
Archenholtz, Geschichte d. Siebenjährigen Krieges	120
Arioste, Rasender Roland. 2 Bde.	225
Aristoteles, Die Poetik	60
—, Verfassung von Athen	60
Arndt, Erinnerungen	100
—, Gedichte	80
—, Wanderungen mit Stein	80
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde	150
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175
Arnold, Die Leuchte Asiens	80
Augustinus, Bekenntnisse	120
Balzac, Die Chouans	120
Bandlow, Stratenfegels. 5 Bände zus. in 1 Band	150
Bartels, Hebbel-Biographie	60
Basedows Vorstellung an Menschenfreunde	60
Baudelaire, Gedichte u. Skizzen	60
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Beetschen, Flegeljahre der Liebe	60
Bell, Jane Eyre	150
Bellamy, Ein Rückblick	80
—, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
—, Miß Ludingtons Schwester	80
Benzmann, Mod. deutsche Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Bérangers Lieder	80
Berges, Amerikana. Bd. 1—5 zus.	150
Bern, Deklamatorium	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Bernhard, Die Glücklichen	60
Bier-Komment (Tascheneinband)	40
Biernatzki, Die Hallig	80
Binnenschiffahrtsgesetz	60
Bismarcks Reden. 18 Bände	à 100
Bleibtreu, Bei Jena u. a. Nov.	60
—, Friedrich d. Große bei Kolin	80
Blumauer, Aeneis	80
Blüthgen, Aus gärender Zeit	120
Boëtius, Tröstungen d. Philos.	80
Bojardo, Verliebt. Roland. 2 Bde.	225

	Pf.
Boner, Der Edelstein	80
Börne, Skizzen u. Erzählungen	100
Börner, Raimund-Biographie	60
Böttticher, Alfanzereien	60
—, Allerlei Schnick-Schnack	60
—, Allotria	60
—, Neue Allotria. Illustriert	60
—, Weiteres Heiteres	60
—, Leichte Ware	60
Bourget, Der Luxus der Andern	80
Boy-Ed, Aus Tantalus Geschlecht	120
Boyesen, Faust-Kommentar	80
Bradvogel, Friedem Bach. 2 Bde. à	100
Brant, Narrenschiff	80
Bremer, Die Nachbarn	120
—, Friedrich, Musikerleben	175
Brendicke, Bilder aus der Geschichte der Leibesübungen	80
Brentano, Heitere Geschichten. Bd. 1—5	150
Bret Harte, Gabriel Conroy	150
—, Kalifornische Erzählungen. 2 Teile à	120
—, Geschichte einer Mine	80
—, Tennessee Blossom	60
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks	120
Brinkman, Kaiser-Ohm und Id	80
Brugsch, Aus dem Morgenlande	80
Bruinier, Lexikon deutsch. Dichter bis Ende des 18. Jahrh.	150
—, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. 2 Bde.	500
Bruno, Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen	80
Buchanan, Der Deserteur	120
Buddhas Leben und Wirken	100
Buddhismus, Der	80
Bugge, Strahlungserscheinungen (Radioaktivität)	80
Bulwer, Eugen Aram	150
—, Nacht und Morgen	150
—, Pelham	150
—, Rienzi	150
—, Die letzten Tage v. Pompeji	150
Bürger, Gedichte	100
—, Gedichte. Mit Goldschnitt	150
—, Münchhausens Abenteuer	60
Bürgerl. Gesetzbuch. Tascheneinband	125
— — In eleg. Ganzleinenbd.	150
Burnett, Lord Fauntleroy	80
Burns' Lieder und Balladen	60
Busch, Gedichte	60
Byron, Briefe	100
—, Gefangene von Chillon. — Mazeppa	60
—, Der Gjaur	60
—, Der Korsar	60
—, Manfred	60
—, Ritter Harold	80
Calderon, Das Leben ein Traum	60
Camoes, Die Lusiaden	100
Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung und das Heldenmütige in der Geschichte	100
Cäsar, Der Bürgerkrieg	80
— Der Gallische Krieg	100
Cervantes, Don Quijote. 2 Bde.	250
Chamisso, Gedichte	120
—, Mit Goldschnitt	175
—, Peter Schlemihl	60
Chateaubriand, Atala. René. — Der letzte Abencerrage	80
Chiavacci, Wiener Bilder	80
Cholmondeley, Diana	120
Chop, Richard Wagners Tondramen. Komplett in 2 Banden	300
Claudius' Ausgewählte Werke	150
Collins, Ohne Namen	150
Cooper, Der letzte Mohikan	100
—, Der Spion	100
Cornelius, Peter, Gedichte	60
Cremer, Holländische Novellen	150
Çûdraka, Vasantasêna	80
Dadone, Wie ich z. mein. Frau kam	80
Dante, Göttliche Komödie	150

	Pf.
Dante, Das Neue Leben	60
Darwin, Die Abstammung des Menschen. 2 Bde. . . . . à	150
—, Entstehung der Arten . . .	175
Daudet, Briefe a. meiner Mühle	80
—, Fromont jun. & Risler sen.	100
—, Jack	175
—, Künstler-Ehen	60
—, Tartarin aus Tarascon . .	60
Daumer, Hafis	80
David, Ein Poet u. a. Erzählg.	60
Defoe, Robinson Crusoe	80
Denison, So'n Mann wie mein Mann	80
Descartes, Methode des richtigen Vernunftgebrauchs	60
Dessauer, Götzendienst	100
Detmold, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft	60
Deutscher Minnesang	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Dickens, Copperfield. 2 Leinenbde.	225
—, Dombey & Sohn. 2 Bde. à	150
—, Harte Zeiten	100
—, Heimchen am Herde	60
—, Der Kampf des Lebens . .	60
—, Klein Dorrit. 2 Leinenbände .	250
—, Londoner Skizzen	120
—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinbde.	225
—, Nikolas Nickelby. 2 Leinenbde.	225
—, Oliver Twist	120
—, Die Pickwickier. 2 Lnbde. . .	200
—, Zwei Städte	120
—, Die Silvester-Glocken . . .	60
—, Der Verwünschte	60
—, Der Weihnachtsabend . . .	60
Dittrich, Tages-Chronik von 1870/71	80
Dombrowski, Grüne Brüche. 2 Bde. à	60
Donnelly, Cäsars Denksäule . .	100
Dostojewskij, Memoiren aus einem Totenhaus	100
—, Schuld und Sühne	150
Doyle, Onkel Bernac	80
Droste-Hülshoff, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Dufresne, Damespiel	80
—, Schachaufgaben. 5 Teile à	80
—, Schachmeisterpartien. 3 Teile à	80
—, Schachspiel	150
Dumas, Die drei Musketiere .	175
—, Zwanzig Jahre später. 2 Bde.	250
Eberhard, Hauchen und die Küchlein	60
Eckermann, Gespräche m. Goethe	175
Eckstein, Der Besuch im Karzer	60
Edda. Deutsch von Wolzogen . . .	120
v. Eichendorff, Gedichte	100
—, — Mit Goldschn.	150
—, Aus d. Leben e. Taugenichts	60
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Ekkehard von St. Gallen, Das Waltharilied	60
Eliot, Adam Bede	175
—, Die Mühle am Floß	175
Emerson, Essays	80
—, Repräsentanten des Menschengeschlechts	80
Eötvös, Der Dorfnotar	150
Epiktets Handbüchlein d. Moral	60
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten	80
—, Waterloo	80
Ernst, Vom Strande des Lebens	60
Eulenspiegel	80
Euler, Algebra	120
Ewald, Bilder aus dem Tier- und Pflanzenleben	60
Ferry, Der Waldläufer. 2 Bde.	225
Feth, Gedichte	60

	Pf.
Feuchtersleben, Diätetik d. Seele	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Feuerbach, Wesen d. Christentums	150
Feuerwehrliederb. (Taschenein bd.)	40
Fichte, Bestimmung d. Menschen	80
—, Reden an die deutsche Nation	80
Fielding, Tom Jones. 2 Bde.	225
Fischart, Die Flohhatz	60
Flaubert, Salambo	120
Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80
Flygare-Carlen, Rose von Tistelö	150
Fofanow, Gedichte	60
Forster, Ansichten vom Niederrhein. 3 Teile. Zus. geb.	175
Fouqué, Undine	60
Franklins Leben	80
Französische Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Fraungruber, Ausseer G'schichten	80
Freidanks Bescheidenheit	80
Freiligrath, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Freiwillige Gerichtsbarkeit	60
Frenzel, Das Abenteuer	60
—, Der Hausfreund	60
—, Die Uhr	60
Freund, Rätselschatz	150
Fried, Lexikon deutscher Zitate	100
—, Lexikon fremdsprachl. Zitate	100
Friedrichs des Großen ausgewählte Briefe	120
Fritze Indische Sprüche	60
Goedertz, Fritz Reuter-Biogr.	80
Gallet, Kapitän Satan	120
Gaudy, Schneidergesell	60
—, Venezianische Novellen	100
Geiger, Chamisso-Biographie	60
Geijer, Gedichte	60
Gellert, Fabeln u. Erzählungen	80
—, Oden und Lieder	60

	Pf.
George, Fortschritt und Armut	150
Gerhardts geistliche Lieder	100
Gerichtskostenwesen	60
Gerichtsverfassungsgesetz	60
Gerstäcker, Unter dem Äquator	150
—, Flußpiraten des Mississippi	150
—, Der Kunstreiter	120
—, Die Regulatoren in Arkansas	150
Geschäftsordnung f. d. deutschen Reichstag und Diätengesetz	60
Gewerbegerichtsgesetz	60
Gewerbeordnung, Deutsche	80
Gewerbeunfallversicherungsges.	80
Gilm, Gedichte	120
Girschner, Musikal. Aphorismen	60
—, — Mit Goldschn.	120
Gleim, Ausgewählte Werke	80
Glümer, Schröder-Devrient	80
Gobineau, Asiatische Novellen	80
—, Reisefrüchte	80
—, Die Renaissance	150
—, Das Siebengestirn	120
—, Die Tänzerin von Schemacha	60
Goethe, Egmont	60
—, Faust. 2 Teile in 1 Band	80
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Gedichte. In Halbleinenbd.	90
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Götz von Berlichingen	60
—, Hermann und Dorothea	60
—, Iphigenie auf Tauris	60
—, Dramatische Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	100
—, Reineke Fuchs	60
—, Torquato Tasso	60
—, Werthers Leiden	60
—, Briefe an Frau Charlotte von Stein	175
Goethe u. Zelter, Briefwechsel. 3 Bände	à 150
Goethe-Schillers Xenien	80
Goethes Mutter, Briefe	100

Pf.

Goldsmith, Der Landprediger von Wakefield 80
Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde 175
Gotthelf, Uli der Knecht 100
—, Uli der Pächter 120
Gottschall, H., Schachaufg. 2 Teile à 80
—, R., Deutsche Lyrik d. 19. Jahrhunderts bis zur modernen Ära 150
—, — Mit Goldschnitt 200
—, Grabbe-Biographie 60
—, Lenau-Biographie 60
—, Schiller-Biographie 80
—, Die Rose vom Kaukasus . 60
—, — Mit Goldschnitt 120
Gracians Handorakel. 80
Greinz, Lust. Tiroler Geschichten 60
Grillparzer, Gedichte 80
—, — Mit Goldschnitt 120
Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern) 80
—, Sämtl. Märchen. 1. u. 2. Bd. 175
—, — 3. Bd. . . 150
—, M., Aus der Kinderstube . 60
Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplizissimus . . 150
Groller, Vom kleinen Rudi . . 60
Grosse, Novellen des Architekten 60
Grossi, Marco Visconti 120
Grün, Anastasius, Gedichte . . 80
—, — Mit Goldschnitt 120
—, Spaziergänge eines Wiener Poeten 60
Grundbuchordnung 60
Gruppe, O. F., Gedichte 80
Gudrun. Deutsch von Junghans. 80
Gundlach, Französische Lyrik . 150
—, — Mit Goldschnitt 200
—, 1000 Schnadahüpfln 80
Gunkel, Ohne Heim 80
Günther, Siegm., Geschichte der Naturwissenschaften 150

Pf.

Günther, Gedichte 80
Gutzkow, Ausgewählte Novellen 80
—, Der Königsleutnant 60
—, Urbild des Tartüffe 60
—, Uriel Acosta 60
—, Zopf und Schwert 60

Haarhaus, Goethe-Biographie 100
Habberton, Allerhand Leute . . 80
—, Frau Marburgs Zwillinge 60
—, Andrer Leute Kinder. . . . 100
—, Helenes Kinderchen 80
Beide Werke in 1 Bd. mit Goldschn. 200
Hackländer, Augenblick d. Glücks 100
—, Handel und Wandel 100
—, Soldatenleben im Frieden 80
Haek, Phantasie- u. Lebensbilder 60
Hagedorn, Poetische Werke. . . 100
Hals oder Peinliche Gerichtsordnung 60
Hamm, Wilhelm, Gedichte . . . 60
Hammer, Schau um dich. . . . 60
—, — Mit Goldschnitt 120
Handelsgesetzbuch 80
Hansjakob, Der Theodor . . . 60
Hartmann, Krieg um den Wald 80
Hartmann v. Aue, Gregorius . 60
—, Der arme Heinrich. 60
Hauff, Die Bettlerin 60
—, Lichtenstein 100
—, — Mit Goldschnitt 150
—, Der Mann im Monde . . . 80
—, Märchen 100
—, Memoiren des Satan . . . 100
—, Phantasien 60
Hebbel, Gedichte. 120
—, — Mit Goldschnitt 175
—, Die Nibelungen 80
Hebel, Allemannische Gedichte . 60
—, Schatzkästlein 80
Hegel, Philosophie der Geschichte 150
Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel 80

	Pf.
Heine, Atta Troll. — Deutschland	60
—, Buch der Lieder	80
—, — Mit Stahlstich	120
—, Neue Gedichte	60
—, Die Harzreise	60
—, Romanzero	60
Heliand	80
Helmer, Prinz Rosa-Stramin	60
Herbart, Allgemeine Pädagogik	80
—, Pädagogische Vorlesungen	80
Herder, Der Cid	60
—, Schulreden	80
—, Stimmen der Völker	100
Hermannsthal, Ghaseien	60
Herodotos Geschichten. 2 Bände	200
Herrig, Gesamm. Aufsätze über Schopenhauer	60
Herz, König Renés Tochter	60
Herzka, Reise nach Freiland	80
Herzog, Komödien des Lebens	80
Heyden, Das Wort der Frau	60
Heyse, Paul, Zwei Gefangene	60
—, König Saul	60
Hilfsbuch, engl.-franz.-deutsches	150
Hille, Aus d. Heiligtum d. Schönh.	60
Hiob, Das Buch	100
Hippel, über die Ehe	80
Hitopadesa	100
Hocking, Im Kampfe mit dem Schicksal	100
Hoffmann, Elixiere des Teufels	100
—, Kater Murr	120
—, Klein Zaches	60
Hoffmann v. Fallersleben, Ausgewählte Gedichte	80
—, — Mit Stahlstich	120
—, Kinderlieder	60
Hölderlin, Gedichte	60
Holtei, Der letzte Komödiant	175
Hölty, Gedichte	60

	Pf.
Homer, Werke. Von Voß (Ilias, Odyssee)	150
—, Ilias	100
—, Odyssee	100
Hopfen, Der Bösewirt	60
—, Mein Onkel Don Juan	120
Horaz Werke. Von Voß	80
Hufeland, Makrobiotik	120
Hugo, Victor, Notre-Dame	175
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur	100
—, Wilh. von, Briefe an eine Freundin	150
Hunt, Leigh, Liebesmär von Rimini. Deutsch v. Meerheimb	60
Hutten, Gesprächbüchlein	80
Jacobsen, Niels Lyhne	80
—, Sechs Novellen	60
Jahn, Deutsches Volkstum	80
—, Kleine Schriften	80
— u. Eiselen, Deutsche Turnkunst	80
Japanische Novellen u. Gedichte	60
Ibsen, Brand	80
—, Gedichte	60
—, Gesammelte Werke in 4 Bd. à	150
Jean Paul, Flegeljahre	120
—, Hesperus. 2 Leinenbde.	200
—, Immergrün ꝛc.	60
—, Der Jubelsenior	80
—, Dr. Katzenberger	80
—, Der Komet	120
—, Levana	100
—, Quintus Fixlein	80
—, Siebenkäs	120
—, Titan. 2 Leinenbände	225
Jensen, Die Erbin von Helmstede	100
—, Hunnenblut	60
Jerome, Die müßigen Gedanken eines Müßigen	80
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten	80
Immermann, Die Epigonen	150
—, Münchhausen	175

	Pf.
Immermann, Der Oberhof . .	100
—, Tristan u. Isolde	100
—, Tulifäntchen	60
Invalidenversicherungsgesetz . .	60
Josls Kochbuch	120
Jokai, Die Dame mit den Meeraugen	100
—, Schwarze Diamanten	150
—, Ein Goldmensch	150
—, Ein ungarischer Nabob . .	150
—, Gold. Zeit in Siebenbürgen	100
—, Die Táblabirós	120
—, Traurige Tage	100
—, Die unsichtb. Sängerin. — Das Faustpfand	60
—, Zoltán Karpáthi	150
Irving, Alhambra	100
—, Skizzenbuch	120
Jugenderinnerungen eines alten Mannes	150
Jugendliederbuch (Tascheneinband)	40
Junggesellenbrevier	60
Jung-Stillings Lebensgeschichte	150
Kalidasa, Sakuntala	60
Kant, Zum ewigen Frieden . .	60
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten	60
—, Kritik der Urteilskraft . . .	120
—, Kritik der prakt. Vernunft	80
—, Kritik der reinen Vernunft	150
—, Von der Macht des Gemüts	60
—, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels . .	80
—, Prolegomena	80
—, Die Religion	80
—, Streit der Fakultäten . . .	60
—, Träume eines Geistersehers	60
Kartenspiele. Bd. I u. II . . . à	60
Kaufmannsgerichte	60
Kellen, Bienenbuch	60
Kennan, Russische Gefängnisse	60
Kennan, Sibirien. 3 Teile	150
—, Zeltleben in Sibirien . . .	100
Kerner, Gedichte	80
—, Die Seherin von Prevorst .	150
Kiesgen, Kleist-Biographie . . .	60
Kleist, E. Chr. v., Werke . . .	60
Klepp, Lehrbuch d. Photographie	80
Klopstock, Messias	120
—, Oden und Epigramme . . .	100
Knigge, Umgang mit Menschen	100
Köhler, Englisches Wörterbuch	150
—, Französisches Wörterbuch .	150
—, Italienisches Wörterbuch . .	150
—, Fremdwörterbuch	100
—, Br., Trachtenkunde. 2 Bde.	400
Kolzow, Gedichte	60
Kommersbuch (Tascheneinband) .	40
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60
Konkursordnung	60
Konrad, Das Rolandslied . . .	120
Kopisch, Gedichte	100
Koran, Der	150
Körner, Leier und Schwert . .	60
—, Zriny	60
Korolenko, Der blinde Musiker	60
— Sibirische Novellen	80
Kortum, Die Jobsiade	100
Kosegarten, Jucunde	60
Krankenversicherungsgesetz . . .	80
Kröger, Wohnung des Glücks	60
Krummacher, Parabeln	100
Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen	150
Kürnberger, Der Amerikamüde	150
Lafontaines Fabeln	100
Lagerlöf, Gösta Berling	120
—, Eine Gutsgeschichte	80

	Pf.
Lamartine, Dichtungen	60
—, Graziella	60
Lambeck, Engl.-franz.-deutsches Hilfsbuch	150
Lange, Geschichte des Materialismus. 2 Bde. à	175
Lavater, Worte des Herzens	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Leffler, Sonja Kovalevsky	80
Lehmann, Fludyer in Cambridge	80
Leibniz, Kleinere philos. Schriften	100
—, Die Theodizee. 2 Bde.	225
Leitner, Gedichte	100
Lenau, Die Albigenser	60
—, Faust	60
—, Gedichte	100
—, — Mit Goldschnitt	150
— Savonarola	60
Lenk, Geschichte der Buren (1652 bis 1899)	150
Lennig, Etwas zum Lachen	60
Lenz, Militärische Humoresken	120
Lermontow, Gedichte	60
—, Ein Held unsrer Zeit	80
Lesage, Gil Blas	175
Lessing, Dramat. Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
—, Emilia Galotti	60
—, Laokoon	60
—, Minna von Barnhelm	60
—, Nathan der Weise	60
Lichtenberg, Ausgew. Schriften	120
Lichtstrahlen aus dem Talmud	60
Lie, Die Familie auf Gilje	80
—, Ein Nahlstrom	80
—, Der Dreimaster „Zukunft"	80
Liebesbrevier	60
Liebmann, Christliche Symbolik	80
Lingg, Byzantinische Novellen	60
Linguet, Die Bastille	150

	Pf.
Livius, Röm. Geschichte. 4 Bde. à	150
Locke, Über den menschlichen Verstand. 2 Bde. à	150
Lohengrin. Deutsch v. Junghans	80
Lombroso, Genie und Irrsinn.	120
—, Handbuch der Graphologie	150
Longfellow, Evangeline	60
—, Gedichte	60
—, Hiawatha	80
—, Miles Standish	60
Loti, Die Islandfischer	80
Lucrez, Von der Natur der Dinge	100
Ludwig, Die Heiterethei	100
—, Zwischen Himmel und Erde	80
Ludwig I. von Bayern, Gedichte	80
Luther, Sendbrief v. Dolmetschen	60
—, Tischreden	120
Luz, Kunst im eigenen Heim	60
Lyrik, Deutsche, des 19. Jahrh. bis zur modernen Ära	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Moderne Deutsche	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Machiavelli, Buch vom Fürsten	80
Madách, Tragödie des Menschen	80
Mahlmann, Gedichte	60
Maikow, Gedichte	60
Manzoni, Die Verlobten. 2 Bde.	200
Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80
Marryat, Japhet	120
— Peter Simpel	150
Martials Gedichte	60
Mathesius, Luthers Leben	120
Matthisson, Gedichte	60
Meerheimb, Psychodram. 2 Bde. à	60
Mehring, Deutsche Verslehre	100
—, Ungebundenes in geb. Form	60
Meißner, Aus d. Papieren eines Polizeikommissärs. I–V	150
Mendelssohn, Phädon	60

	Pf.
Mendheim, Uhland-Biographie	60
Meyer, Auf der Sternwarte . .	60
Meyr, Regine	80
Michelet, Die Frau	100
—, Die Liebe	100
Mickiewicz, Balladen	60
Mieses, Schachmeisterpartien. 2 Teile . . . . . à	80
Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150
Mill, Über Freiheit	80
Milow, Stephan, Drei Novellen	60
Milton, Das verlorene Paradies	80
Möbius, Das Nervensystem . .	60
Moltke, Die beiden Freunde . .	60
Montesquieu, Persische Briefe	120
Moore, Irische Melodien	60
—, Lalla Rukh	80
Moreto, Donna Diana	60
Mörike, Gedichte	80
—, Mozart auf d. Reise nach Prag	60
Moritz, Anton Reiser	120
—, Götterlehre	120
Mosen, Bilder im Moose . . .	100
Möser, Patriotische Phantasien	80
Muellenbach, Waldmann und Zampa und andere Novellen	60
Mügge, Der Vogt von Sylt .	100
Müller, Curt, Hexenaberglaube	80
—, Wilh., Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Müllner, Dramatische Werke. .	150
Murger, Zigeunerleben	120
Murner, Narrenbeschwörung .	100
Musäos, Hero und Leander . .	60
Mutterherz, Das	60
Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts!	80
Nadson, Gedichte	60
Namenbuch	80
Nathusius, Elisabeth	150
—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60
Nekrassow, Gedichte	60
—, Wer lebt glücklich in Rußland?	100
Nepos' Biographien	80
Nettelbecks Lebensbeschreibung .	150
Neumann, Nur Jehan	60
Nibelungenlied	120
Nikitin, Gedichte	60
Nirwana	60
Nosl, Kleines Volk	60
Nohl, Musikgeschichte	100
Novalis, Gedichte	60
Ohnet, Sergius Panin	100
Ossig, Spanisches Taschen-Wörterbuch	150
Österreichische Börsenschiedsgerichtsordnungen	80
— Bürgerliches Gesetzbuch .	150
— Exekutionsordnung	150
— Gerichtsorganisationsgesetz	80
— Personalsteuergesetz . . .	100
— Vollzugsvorschrift z. Personalsteuergesetz. 1. Hauptstück	120
2. u. 3. Hauptstück	100
4.—6. Hauptstück	100
1.—6. Hauptstück zusammen in 1 Band	250
— Zivilprozeßordnung . . .	150
Ostwald, Grundriß der Naturphilosophie	80
Oswald von Wolkenstein, Dichtungen	80
Ouida, Fürstin Zouroff . . .	80
Ovid, Heroiden	80
—, Verwandlungen	80
Parreidt, Zähne u. ihre Pflege	60
Pascal, Gedanken	100

	Pf.
Patentgesetz	60
Pauli, Schimpf und Ernst	80
Pestalozzi, Lienhard u. Gertrud	120
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80
Peter, Das Aquarium	60
Petersen, Die Irrlichter	60
—, — Mit Goldschnitt	120
— Prinzessin Ilse	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Petöfi, Gedichte	80
—, Prosaische Schriften	80
Petrarca, Sonette	80
Pfarrer vom Kalenberg und Peter Leu	60
Pfeffel, Poetische Werke	120
Platen, Gedichte	80
Plutarch, Vergleichende Lebensbeschreibungen. 4 Bände . . à	150
Pol de Mont, Zeiten und Zonen	60
Pollock, Gesch. der Staatslehre	60
Polonski, Gedichte	60
Pögl, Der Herr von Rigerl	80
—, Hoch vom Kahlenberg. I–III	100
—, Krumml-Humoresken	100
—, Die Leute von Wien	80
—, Rund um den Stephansturm	80
Presber, Das Eichhorn u. a. Sat.	60
—, Untermensch u. and. Satiren	60
Preßgesetz und das Verlagsrecht	60
Properz, Elegieen	60
Prophet Jesaja	100
Psalter, Der	60
Pserhofer, Aus jungen Tagen	60
Puschkin, Gedichte	80
—, Der Gefangene im Kaukasus	60
—, Die Hauptmannstochter	80
—, Novellen	80
—, Onegin	80
Raabe, Zum wilden Mann	60
Rameau, Die Hexe	100
Rangabé, Kriegserinnerungen aus 1870–71	60
Ranke, Die Erhebung Preußens im Jahre 1813	80
Räuber, Literarische Salzkörner	100
Rechtsanwaltsordnung	80
Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesundheits-Schlüssel	60
Reden Kaiser Wilh. II. 3 Teile à	100
Rehfues, Scipio Cicala. 2 Bde.	225
Reichsgesetze über d. Bankwesen	80
Reichsstempelgesetz	80
Reinick, Geschichten und Lieder für die Jugend	80
Renan, Die Apostel	100
—, Das Leben Jesu	100
Renard, Ist der Mensch frei?	80
Resa, Weihnachtsgeschichten	60
Reuß, Doktors Bescherung u. a. N.	60
Reuter, Christian, Schelmuffskys Reisebeschreibung	60
Reuter, Fritz, Dörchläuchtung	80
—, Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit	60
—, Hanne Nüte un de lütte Pudel	80
—, Juklapp! Polterabendgedichte	60
—, Kein Hüsung	80
—, Läuschen un Rimels	100
—, De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti	100
—, Meine Vaterst. Stavenhagen	80
—, Ut mine Festungstid	80
—, Ut de Franzosentid	80
—, De Reis' nah Bellingen	80
—, Ut mine Stromtid	175
Reuter, Gabriele, Eines Toten Wiederkehr u. andere Novellen	60
Rieck-Gerolding Gelehrt. Zecher goldnes Alphabet	60
Riehl, Burg Neideck	60
—, Die 14 Nothelfer	60
Riemann, Bürger-Biographie	60
Roberts, Um den Namen	80
Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen	60
Roswitha von Gandersheim	80

	Pf.
Rousseau, Bekenntnisse. 2 Bde.	225
—, Emil. 2 Bde.	225
—, Gesellschaftsvertrag	80
—, Die neue Heloise. 2 Bde.	225
Rückert, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Gedichte für die Jugend	80
—, Liebesfrühling	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Weisheit des Brahmanen	150
Rumohr, Geist der Kochkunst	120
Runeberg, Fähnrich Stahl	80
Ruppius, Der Pedlar	100
—, Vermächtnis des Pedlars	100
Ruskin, Vorlesungen über Kunst	80
Russische Dichterinnen	60
Ruth, Das Buch	60
Rützebeck, Dänischer Sommer	80
Saar, Ginevra.–Die Troglodytin	60
Sachs, Hans, Poetische Werke. 2 Bände à	80
—, Dramatische Werke. 2 Bde. à	80
Sachsen-Spiegel	80
St. Pierre, Paul und Virginie	60
Salis-Seewis, Gedichte	60
Sallet, Gedichte	100
—, Laien-Evangelium	100
Sallust, Der Jugurthinische Krieg	60
Sallwürk, Mörike-Biographie	60
Salzmann, Ameisenbüchlein	60
—, Der Himmel auf Erden	80
—, Krebsbüchlein	80
Saphir, Deklamationsgedichte	100
Sarcey, Belagerung von Paris	100
Schanz, Wolken	80
Schaumberger, Im Hirtenhaus	80
Schefer, Laienbrevier	100
—, — Mit Goldschnitt	150
Schenkendorf, Gedichte	100
Scherr, Das rote Quartal	60
Schiller, Braut von Messina	60
—, Don Karlos	60
—, Gedichte. Halbleinwbdd.	60
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Jungfrau von Orleans	60
—, Maria Stuart	60
—, Die Räuber	60
—, Wilhelm Tell	60
—, Wallenstein. 2 Teile	80
Schiller u. Goethe, Briefwechsel. 3 Bände à	100
Schleiermacher, Monologen	60
—, Weihnachtsfeier	60
Schmied-Kufahl, Fechtbüchlein. (Illustriert)	100
Schnadahüpfln, Tausend	80
Schöne, Lehr- und Flegeljahre eines alten Schauspielers	80
Schönthan, F. v., Der General	60
—, P. v., Kindermund	60
—, Der Kuß	60
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. 6 Bände à	150
—, Aphorismen z. Lebensweisheit	80
—, Briefe	150
—, Einleitung in die Philosophie nebst Abhandlungen 2c.	80
—, Gracians Handorakel	80
—, Neue Paralipomena	150
—, Philosophische Anmerkungen	80
Schubart, Gedichte	120
Schücking, Die Rheider Burg	100
—, Eine dunkle Tat	80
Schulze, Die bezauberte Rose	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Schumann, Ges. Schriften über Musik u. Musiker. 3 Bde. in 1 Bd.	175
Schwab, Gedichte	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Die deutschen Volksbücher	200
Schwegler, Geschichte der Philosophie	150
Schweizer Bundesverfassung	60
Schweizerisches Zivilgesetzbuch	100
Scott, Braut von Lammermoor	100
—, Der Herr der Inseln	60
—, Ivanhoe	120

	Pf.
Scott, Die Jungfrau vom See	80
—, Kenilworth	120
—, Letzten Minnesängers Sang	60
—, Quentin Durward	150
—, Waverley	150
Sealsfield, Das Kajütenbuch	100
Seidl, Ausgewählte Dichtungen. Bd. 1–3 je	100
Seneca, Ausgewählte Schriften	100
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80
Seume, Gedichte	100
—, Spaziergang nach Syrakus	100
Shelley, Entfesselte Prometheus	80
—, Feenkönigin	60
Sienkiewicz, Quo vadis?	175
—, Zerspittert	80
Silberstein, Trutz-Nachtigall	60
Smiles, Der Charakter	100
—, Die Pflicht	120
—, Selbsthilfe	100
—, Sparsamkeit	120
Soldatenliederbuch (Taschenausg.)	40
Sophokles, Sämtliche Dramen	150
Spee, Trutznachtigall	100
Spielhagen, Alles fließt	60
—, Torfkolette	60
—, Was die Schwalbe sang	100
Spindler, Der Jesuit	120
—, Der Jude	175
Spinoza, Briefwechsel	100
—, Die Ethik	120
—, Der politische Traktat	80
—, Der theologisch-politische Traktat	120
—, Vervollkommnung d. Verstandes	60
Spitta, Psalter und Harfe	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Spurgeon, Geistesstrahlen	200
Staël, Corinna oder Italien	150
—, Über Deutschland. 2 Bde.	225
Stanley, Wie ich Livingstone fand	150
Stein, v., Goethe und Schiller	60
Stelzhamer, Ausgew. Dichtungen	80
Stendhal, Novellen	100
Steputat, Deutsches Reimlexikon	80
Stern, Glück in Versailles. – Manon	60
Sterne, Empfindsame Reise	60
—, Tristram Shandy	150
Stevenson, Die Schatzinsel	100
— u. Osbourne, Schiffbruch	120
Stifter, Bergkristall. — Brigitta	60
—, Der Hochwald	60
Stirner, Der Einzige und sein Eigentum	120
Strachwitz, Gedichte	80
Strafgesetzbuch f. d. Deutsche Reich	60
Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich	80
Streicher, Schillers Flucht	80
Striegler, Das deutsche Turnen	80
Strindberg, Die Leute auf Hemsö	80
Strodtmann, Gedichte. Goldschnitt	120
Studentenliederbuch (Taschenausg.)	40
Swift, Gullivers Reisen	120
Tacitus, Die Annalen	120
—, Die Germania	60
—, Die Historien	100
Tagebuch eines bösen Buben	80
Taschen-Wörterbücher:	
— Englisches	150
— Französisches	150
— Italienisches	150
— Spanisches	150
— Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch	150
— Fremdwörterbuch	100
— Deutsches Wörterbuch	100
Tasso, Befreites Jerusalem	120
Taubert, Die Niobide	60
Tausend und eine Nacht. 8 Bde. à	150
Tegnér, Abendmahlskinder	60
—, Axel	60
—, Frithjofs-Sage	80
—, — Mit Goldschnitt	120

	Pf.
Telmann, In Reichenhall . . .	60
Tennyson, Enoch Arden	60
—, Königsidyllen	80
Testament, Neues. [Übersetzt von C. Stage.]	150
Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern.	150
—, Namenbuch.	80
—, Deutsches Sprichwörterbuch	150
—, Deutsches Wörterbuch . . .	100
—, Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke	150
—, Wörterverzeichnis zur deutschen Rechtschreibung. (Tascheneinband)	40
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bde.	225
—, Das Snobsbuch.	100
Theokrits Gedichte. Von Voß. .	60
Thukydides, Der Peloponnesische Krieg	175
Thümmel, Wilhelmine	60
Tiedge, Urania	60
Tillier, Belle-Plante u. Kornelius	80
—, Mein Onkel Benjamin . .	80
Tjutschew, Gedichte	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte	60
—, Leo, Anna Karenina. 2 Bde.	250
—, Auferstehung. I. u. II. Bd. zusammen	150
—, Evangelium	80
—, Zwei Husaren	60
—, Die Kosaken	80
—, Krieg und Frieden. 2 Bde. .	250
—, Volkserzählungen	80
Torn, Offiziersgeschichten . . .	150
Torrund, Sein Herzenskind . .	60
Trenck, Friedr. von der, Lebensgeschichte	80
Tschabuschnigg, Sonnenwende	60
Tschudi, Kaiserin Elisabeth. . .	80
—, Kaiserin Eugenie	80
—, Königin Maria Sophia von Neapel	80
—, Marie Antoinettes Jugend	80
Tschudi, Marie Antoinette und die Revolution	120
—, Napoleons Mutter	80
Turgenjew, Dunst.	80
—, Frühlingswogen	80
—, Gedichte in Prosa	60
—, Die neue Generation . . .	120
—, Erste Liebe	60
—, Memoiren eines Jägers . .	100
—, Väter und Söhne	100
Turnerliederbuch (Tascheneinband)	40
Uhland, Dramatische Dichtungen	60
—, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	150
Unfallversicherungsgesetze . . .	100
Unlauterer Wettbewerb	60
Urheberrechtsgesetze	60
Usteri, De Vikari	80
Varnhagen, Fürst Leopold . .	80
Vely, Mente	80
Verfassung des Deutschen Reichs	60
Verfassungsurkunde für den preußischen Staat	60
Vergils Aeneide. Von Voß . . .	80
—, Ländliche Gedichte	60
Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andre Novellen	60
Vix, Die Totenbestattung . . .	80
Volney, Die Ruinen	100
Voltaire. Geschichte Karls XII.	100
Voneisen, Albumblätter	60
—, Junggesellenbrevier	60
—, Kunterbunt	60
—, Liebesbrevier	60
—, Das Mutterherz	60
—, Nirwana	60
Voß, Idyllen und Lieder . . .	60
—, Luise	60
—, d. J., Goethe und Schiller in Briefen	80
—, R., Narzissenzauber. — Das Wunderbare	60
Vrchlicky, Gedichte	80

	Pf
Waiblinger, Gedichte a. Italien	100
Waldmüller, Walpra	60
Waldow, Wera	80
Wallace, Ben Hur 2 Bände à	100
Walther von der Vogelweide, Sämtliche Gedichte	80
Weber, Ausgewählte Schriften	80
Wechselordnung, Allg. Deutsche	60
Weddigen, Geistliche Oden	60
Weiser, Jesus. Teil 1–4 zus.	120
Westkirch, Diebe	60
—, Die Gletschermühle	60
—, Recht der Liebe u. 2 and. Nov.	60
—, Timm Bredenkamps Glück	80
—, Urschels Fundgut	60
Whitman, Grashalme	80
Wichert, Am Strande	60
—, Für tot erklärt	60
—, Eine Geige. — Drei Weihnachten	60
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60
—, Die gnädige Frau von Paretz. Höchst eleg. mit Goldschnitt	120
Wieland, Die Abderiten	100
—, Oberon	80
Wilbrandt, König Teja	60
Wildberg, Dunkle Geschichten	60
Wilde, Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Mit Goldschnitt	120
—, Dorian Gray	100
Wildermuth, Hagestolze	60
—, Schwäbische Pfarrhäuser	60

	Pf
Winter, Ohne Fehl	100
Wiseman, Fabiola	120
Witschel, Morgen- u. Abendopfer	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Wolf, Prolegomena zu Homer	100
Wolff, Allgemeine Musiklehre	60
—, Elementar-Gesanglehre	60
Wolfram von Eschenbach, Parzival. 2 Bde.	225
Woude, Traudel und ich	80
Württemberg, Alex. Graf von, Sämtliche Gedichte	100
Xenophon, Anabasis	80
—, Erinnerungen an Sokrates	80
—, Griechische Geschichte	100
Zaleski, Die heilige Familie	60
Zedlitz, Gedichte	80
—, Waldfräulein	60
Zipper, Grillparzer-Biographie	60
—, Körner-Biographie	60
Zittel, Entstehung der Bibel	80
Zivilprozeßordnung	100
Zobeltitz, König Pharaos Tochter	60
Zola, Das Fest in Coqueville und andere Novellen	80
—, Germinal	150
—, Herrn Chabres Kur u. a. N.	80
—, Sturm auf die Mühle u. a. N.	80
Zschokke, Alamontade	80
Zwangsversteigerungsgesetz	60

Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger Philipp Reclam jun. in Leipzig gratis zu beziehen

Prospekte der Universal-Bibliothek:

A) Verzeichnis nach Autoren geordnet in 8°.

B) Verzeichnis nach Materien geordnet in 8°.

C) Verzeichnis der dramatischen Werke mit Angabe der Personenzahl u. des Theatervertriebes. 8°.

D) Verzeichnis von 50 einaktigen Lustspielen ihrem Inhalte nach wiedergegeben. 8°.

E) Verzeichnis von 500 Nummern Unterhaltungslektüre f. d. Reise.

Verzeichnis der Musikliteratur aus der Univ.-Bibl.

Reclams Klassiker-Ausgaben

in neuer moderner Ausstattung.

Ludwig Börnes gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe. Mit d. Bildnis d. Dichters. In 3 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk.

Lord Byrons sämtliche Werke. Frei übersetzt von A. Seubert. Mit einer biographischen Einleitung von Rudolf von Gottschall. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk.

Adelbert v. Chamissos sämtliche Werke. Mit Einleitung und 2 Bildnissen herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 5 Mk.

— poetische und erzählende Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludw. Geiger. Mit Bildnis. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.50 Mk.

Franz Freiherrn v. Gaudys ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Alice Freiin v. Gaudy. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4 Mk.

Goethes sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von Julius R. Haarhaus. Mit Bildnis. 45 Bände in 10 eleg. Ganzleinenbänden 18 Mk.

— ausgewählte Werke. Mit einer Einleitung von Julius R. Haarhaus. Mit dem Bildnis des Dichters. 16 Bände in 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. 16 Bände in 4 eleg. Halbfranzbänden 10 Mk.

Christ. Dietr. Grabbes sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Rudolf von Gottschall. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk.

Franz Grillparzers sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. A. Zipper. Mit 3 Bildnissen. In 3 eleg. Ganzleinenbänden 5.50 Mk. In 3 eleg. Halbfranzbänden 8.50 Mk.

Wilhelm Hauffs sämtliche Werke. Neu herausg. u. mit biograph. Einleit. versehen v. H. Hofmann Mit d. Bildn. des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3.50 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 5.50 Mk.

Heinrich Heines sämtliche Werke. Herausg. v. O. F. Lachmann u. mit Einleit. versehen v. Rudolf v. Gottschall. Mit dem Bildn. des Dichters. In 4 eleg. Ganzlnbdn. 6 Mk. In 4 eleg. Halbfranzbdn. 10 Mk.

Herders ausgewählte Werke. Herausg. u. mit Einleit. versehen von Adolf Stern. Mit d. Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Ganzlnbdn. 6 Mk.

Heinrich von Kleists sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit dem Bildnis des Dichters. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.75 Mk. In 1 eleg. Halbfranzband 2.75 Mk.

Theodor Körners sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. A. Zipper. Mit dem Bildnis des Dichters. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.50 Mk. In 1 eleg. Halbfranzband 2.50 Mk.

Nicolaus Lenaus sämtliche Werke. Herausg. u. mit Einleitung versehen von G. Emil Barthel. Mit dem Bildnis des Dichters. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.75 Mk. In 1 eleg. Halbfranzband 2.75 Mk.

G. E. Lessings Werke. Mit dem Bildnis des Dichters. 6 Bände in 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk. 6 Bände in 3 eleg. Ganzleinenbänden 5 Mk. 6 Bände in 3 eleg. Halbfranzbänden 8 Mk.

— **poetische u. dramatische Werke.** Mit dem Bildnis des Dichters. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.50 Mk. In 1 eleg. Halbfranzband 2.50 Mk.

Longfellows sämtliche poetische Werke. Übersetzt und mit Einleitung versehen von Hermann Simon. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk.

Otto Ludwigs ausgewählte Werke. Herausg. u. mit Einleit. versehen v. E. Brausewetter. Mit dem Bildnis des Dichters. 2 Bände in 1 eleg. Ganzleinenband 2 Mk. 2 Bände in 1 eleg. Halbfranzband 3 Mk.

Miltons poetische Werke. Übersetzt u. mit Einleitung versehen von Adolf Böttger. Mit d. Bildn. des Dichters. In eleg. Ganzlnbd. 2.25 Mk.

Molières sämtliche Werke. Herausgegeben von E. Schröder, mit Einleitung von Prof. Dr. H. Th. Rötscher. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk.

Eduard Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Edm. v. Hallwürk. Mit 2 Bildnissen. In 2 eleg. Ganzlnbdn. 3.50 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbdn. 5.50 Mk.

Fritz Reuters sämtliche Werke. Herausgegeben u. mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Karl Th. Gaedertz. Mit zahlreichen Abbild. In 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. In 4 eleg. Halbfranzbänden 10 Mk.

— **sämtliche Werke. Numerierte Büttenausgabe** in 12 Bänden broch. 25 Mk. In 12 feinen Halbfranzbänden 50 Mk.

— **ausgewählte Werke.** Herausg. u. mit Einleit. versehen von Prof. Dr. K. Th. Gaedertz. Mit zahlr. Abbild. In 2 eleg. Ganzlnbdn. 3.50 Mk.

Friedrich Rückerts ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Ph. Stein. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. In 3 eleg. Halbfranzbänden 9 Mk.

Fr. v. Schillers sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. J. Wychgram. Mit dem Bildnis des Dichters. 12 Bände in 3 eleg. Halbleinenbänden 4.50 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Halbfranzbänden 6 Mk. 12 Bände in 4 feinen Halbfranzbänden 10 Mk.

William Shakespeares sämtliche dramatische Werke. Übersetzt von Schlegel, Benda u. Voß. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. In 3 eleg. Halbfranzbänden 9 Mk.

Adalbert Stifters ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleit. versehen v. Rudolf Kleinecke. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 6 Mk.

Ludwig Uhlands gesammelte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von F. Brandes. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 5 Mk.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Benzmann, Hans (ed.)
Title Moderne deutsche Lyrik.

LG.C
B4795m